This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS. 161 f 21~~

Vet. Ger. II A. 138

Die
Gewalt der Liebe,

in Erzählungen

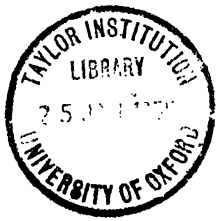
von

August Lafontaine.

Dritter Theil.

Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.

Berlin 1799.


TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
UNIVERSITY OF OXFORD

Liebe um Liebe.

In den lezten Jahren der Regierung Tarquinius des Aeltern, kehrte Servius Tullius von einer Reise durch den Apenin nach Rom zurük. Ein enger Fußpfad, der ihn durch ein schattiges Gebüsch führte, leitete ihn irre, und Servius sah sich am Abend von Klippen und wilden Gebüsch umgeben; noch immer hofte er vor der Sonne Untergang die Ebene zu erreichen; allein schon sank der dichte Schatten in die tiefsten Thäler, und Tullius sah sich noch immer enger von Gebürg umfangen.

Schon trug er' dürre Blätter zu einem Lager zusammen und breitete sie in die Höhle eines schüzzenden Felsen, lehnte das Wurfspieß in die wilden Ranken, die am Gesteine sich empor wanden, als auf einmal in sein Ohr das Geheul der Wölfe schallte, die zwischen den Klippen nach Beute umher streiften.

Er ergriff schnell seinen Wurfspieß und stieg einen Felsen hinan, um ein sicheres Nachtlager sich zu erspähen. Jenseits des Felsens aus einem schönen einsamen Thale stieg der Rauch eines Herdes em-

por. Tullius ſtieg in das Thal hinab; und fand, an eine Felſenwand gelehnt, eine kleine Hütte mit Moos und Laub gedekt, und rings von Bäumen und einem Geflecht von Heken geſchüzt.

Hier pochte er an. Man öfnete die Thüre und Tullius bat den Bewohner der Hütte um ein Nachtlager. Der Mann ergriff den Römer bei der Hand, und hieß ihn ſizen. Er trug Körbe voll Früchte auf und bereitete ihm ein Lager von Thierfellen.

Tullius betrachtete ſeinen gaſtfreien Wirth; ein rührender Zug des ſchwermüthigſten Kummers lag auf ſeiner Stirn. Er lächelte nicht, ernſt verbarg er ſein Auge mit ſeiner Hand, und dann und wann drängte eine Thräne ſich durch die Finger, die das Auge bedekten. Nur von Zeit zu Zeit warf er einen Blik, voll ſüſſer Wehmuth auf einen Knaben, der in einem Winkel der Hütte auf einem Wolfsfelle lag und ſchlief.

So wie der Knabe eine Bewegung machte, ſo ſprang er auf, und betrachtete ihn, lächelte ihm zu, und ſeine Thränen floſſen milder über das Kind, das ſeinen Kummer zerſtreute ohne ihn zu theilen.

Tullius fühlte ſich gerührt durch des Mannes Kummer. Er bot ihm die Hand, und fragte ihn um die Urſach ſeiner Thränen?

Der Fremde ſah ihn ſtarr und bedenklich an; dann troknete er ſein Auge und fieng mit einer traurigen Stimme an: ich heiße Ania, und bin aus Sabinium, der Unglüklichſte aller Sabiner. Ich hatte

ein Weib — hier stürzten seine Thränen häufiger — meiner Kindheit, und meiner Jugend Gespielin, die schönste Sabinerin. Ruhig, unter dem Schuze der guten Götter, und selig wie sie, lebten wir in unsrer Hütte, sie gebar mir diesen holden Knaben! die Götter segnen ihn! sezt er mit einem Seufzer hinzu: sie gebar mir ihn, und ich beneidete die Götter nun um nichts mehr.

Eines Tages, o ihr rächenden Götter! komme ich mit meinem Weibe von Lavinium; an meiner Hand geht sie fröhlich und ohne Sorgen daher; sie schwazt von unserm Knaben und freuet sich ihn wieder zu sehen. Wir gehen an dem Haine des Faunus weg. Auf einmal stürzen jauchzend römische Krieger hinter dem Gebüsche hervor. Sie zogen dem römischen Heere nach. Sie umringen uns, sie spotten unsrer. Ich bitte sie, uns in Ruhe zu lassen; allein sie wurden immer frecher. Einer entreißt meinem Weibe den Schleier, und sie stand schamroth da in ihrer unschuldigen reizenden Keuschheit, und verbirgt ihr Gesicht in meinen Busen.

Noch bat ich, unsrer zu schonen. Da wollte eine freche Hand ihr das Gewand vom Busen reißen. Mein Zorn entbrannte, ich umfaßte ihn, und warf ihn zu Boden. Jezt erhob sich ein Geschrei, sie stürmten mit ihren Schwerdtern auf mich ein; allein mein Zorn und meine Liebe verdoppelten meine Kräfte; drei lagen schon entseelt am Boden, und ich stand noch unverwundet.

Allein jezt zerbrach mein Schwert am Griffe. Ergreift ihn! rief ihr Führer. Sie ergriffen mich; sie banden meine Hände und ich erwartete den Tod.

Nein, sterben sollst du nicht! rief ein grimmiger Alter: leben sollst du, um zu leiden! Schnell zog er einen Dolch, und tauchte ihn in meines Weibes Herz. Sie sank, und ihr leztes Wort war: Ania, unser Kind!

Ich sank sinnlos zu Boden, und wie ich wieder erwachte, waren sie fort, und ich lag im Blute meines geliebten Weibes. Dieser Anblik erregte meine Wuth aufs neue. Ich ergriff ein Schwert, das noch da lag, und flog den Mördern nach. Am Abend spät sank ich vor Müdigkeit und Durst zu Boden, und sie waren meiner Rache entgangen. Mit dem Aufgange der Sonne kam ich wieder dahin, wo meiner Septimia Leichnam gelegen hatte. Ich fand ihn nicht mehr. Die Gegend war öde. Wahrscheinlich fand ein frommer Reisender den blutigen Körper, und bedekte ihn mitleidig mit Sande.

Ausser mir kam ich zu Hause. Oft zükte ich den Dolch den Knaben der Mutter nachzusenden, und dann mich, und immer entwafneten ihre lezten Worte die mitleidige Hand. Ich nahm den Knaben in meine Arme und verließ die Hütte, wo mich alles an Septimien erinnerte. Hieher kam ich in diese Einöde, abgesondert durch die Klippen von den blutgierigen Menschen, hier erbaute ich mir diese Hütte, und diesen Altar; und jeder Tag verfließt mir unter

den Thränen meines Elends, und unter dem Fluche womit ich jeden Morgen Rom verwünsche, das den Mördern meines Weibes das Leben gab.

Römer waren deines Weibes Mörder nicht! sagte Tullius und troknete eine Zähre aus seinem Auge.

Römer waren es! Römer! ich kannte die Mörder an ihrem Zeichen. O zerstört ihr Götter die Mörderhühle, Rom!

Mann! verwünsche Rom nicht; ich bin ein Römer!

Ein Römer Du? rief er und sprang wüthend auf: Dank, Dank ihr Götter! Ein Todtenopfer, geliebte Septimia. Er zukte den Dolch.

Vor deinem Hausaltare, Meineidiger? rief Tullius? und wehrte den Stoß ab.

Es ist der Altar der Rache! schrie Aula und drang auf Tullius ein.

Tullius ergriff sein Schwert, und rannte es dem Wüthenden in die Brust. Er sank und wälzte sich in seinem Blut. Mit matter Stimme seufzte er: bring mir meinen Sohn, daß ich noch einmal ihn sehe.

Tullius nahm den Knaben vom Lager auf und brachte ihn dem Vater näher. Rasch zukte der Sterbende den Dolch und wollte den Knaben tödten.

Götter! rief Tullius, und riß den Knaben zurük: was willst du wüthender Mensch? —

Den Knaben seiner Mutter bringen! antwortete Ania schwach.

Bei den Göttern, Ania, ich werde des Knaben Vater sein!

Tauche Dein Schwert in mein Blut und schwöre!

Tullius tauchte sein Schwert in das Blut und schwor des Knaben Vater zu sein.

Ania starb; der Knabe schlummerte an der Brust seines Vatermörders wieder ein und Tullius stand im tiefen Schmerze verloren. Er betrachtete bald den schlummernden Knaben, bald den Körper seines Vaters: nein! rief er und Thränen und Küsse flossen vermischt auf des Knaben Wangen: nein Ania! Rom soll an deinem Sohn das Elend wieder gut machen, das es dir verursacht hat. Höre Schatten, den Eid, den ich hier in die Hände der Götter schwöre. Der Knabe soll mein Sohn sein! Sein Leben sei mir von jezt an theurer als mein eigenes! Hört ihr Rachgöttinnen meinen Eid, und verfolgt mich, so lang ich lebe, wenn ich ihn breche!

So sprach Tullius, und berührte den Altar. Jezt legte er den Knaben auf sein Lager, und nun bedekte er den Körper mit Sande; Thränen goß er auf den Hügel statt Milch, rief dreimal noch den Schatten Ania's um ihn zu versöhnen. Ein heiliger Schauer umschwebte ihn, und der Schatten war ihm versöhnt.

Unruhige Gedanken quälten ihn die Nacht durch.

Warum wollte ich Rom vertheidigen? warum entdekte ich dem Wüthenden mein Vaterland? warum riß ich seine Wunden wieder auf statt sie zu heilen? Vergieb mir Ania! sagte er und warf die traurigen Blike auf den Knaben, als ob er ihn zu seinen Vorbitter bei dem beleidigten Vater machen wollte.

Wie die Sonne aufgegangen war, so nahm er den Knaben vom Lager empor, und verließ die Hütte. Noch einmal stand er an dem Grabhügel Ania's. Er sezte den Knaben auf den Hügel, und schluchzte laut, da er den Knaben lächelnd mit dem Sande spielen sah, der seinen Vater bedekte.

Komm mein Sohn, rief er, und nahm den Knaben auf, und drükte ihn an sein Herz: komm mein Sohn, und laß mich es versuchen, ob meine Liebe dich in diesem unschuldigen Lächeln, in dieser Stellung erhalten kann, auch wenn du es als Jüngling weißt, daß ich deines Vaters Mörder bin. Er wikelte ihn in seinen Mantel, und so stieg er mit ihm den Felsen hinab. Der Knabe spielte mit seinen Haarloken, und schlummerte unter dem Spiel auf der Schulter des traurenden Tullius ein.

Nach zwei Tagen kam Tullius in Rom an, den schönen Knaben auf seinen Armen. Sei mir willkommen! rief er, wie er mit ihm in sein Haus trat: sei mir willkommen, mein Sohn, in deines Vaters Hause. Er gab ihm feierlich den Namen Sylvius, weil er ihn im wilden Apenin gefunden hatte.

Schön war der Knabe: sein großes schwarzes

Auge lachte so unschuldig unter den blonden krausen Loken seiner Stirn hervor, daß jedes Mädchen, das ihn sah, ihn aufnehmen, und mit geheimen entzükenden Wünschen an ihr Herz drüken mußte.

Mit lachenden Augen sah Tullius die Spiele des wachsenden Knaben: jezt streifte er mit einem leichten Hölzchen im Garten umher, und suchte hinter dem Beete von blühendem Mohn den Feind, den sein Arm erlegen wollte; er warf den Spieß zwischen die Blumen, und verwundete seinen Feind; dann sezte er sich nieder, und tröstete den Verwundeten, verband die Wunde, und bot ihm freundlich die Hand zum Spiel.

Sein Auge blizte, er zitterte vor Entzüken, wenn er die Kriegesmusik der ausziehenden Römer hörte; der Triumph der Rükkehrenden beschäftigte Wochenlang seine junge Seele. Er zog aus gegen den Feind, und kam triumphirend zurük in seinen Spielen; aber gebunden waren die Gefangenen nicht bei dem Pomp; denn er versicherte seinen Vater, daß er ohne Schauer keinen binden könnte.

Eine lodernde Flamme leuchtete aus seinen Augen, wenn ihm sein Vater von Roms Siegen erzählte, er konnte nicht aufhören zu fragen; allein erzählte ihm Tullius von dem Schreken des Schlachtfeldes, von dem Elende einer eroberten Stadt; so starb die Flamme seines Bliks nach und nach in den Thränen, welche das Mitleiden hervordrängte. Er schlich in die Einsamkeit, und sann geschäftig

auf ein Mittel Schlachten zu liefern, und Städte zu erobern, ohne den Lorbeer des Siegs mit Blut zu befleken.

Mit jedem Jahre, das er älter wurde, wurde auch der Neid ſtechender, mit dem er die römiſchen Legionen ausziehen ſah, und er freute ſich unmäßig, wie er zum erſtenmal hörte, daß die Erde unendlich groß ſei, weil nun doch noch Siege für ihn zu erkämpfen und Nationen von ihm zu beſiegen übrig waren.

Zehn Jahre war Sylvius alt, da er zum erſtenmale zu klagen Urſach hatte: Tullius väterliche Liebe hatte ihm den Haß ſeiner Töchter erworben.

Sie ſahen mit bitterm Neide, daß der Knabe mit jedem Tage die Liebe ihres Vaters mehr und mehr gewann, die ſie nicht zu verdienen Luſt hatten.

Tullius, zu ſchwach, des Knaben Schüzer gegen den Haß ſeiner Töchter zu werden, gab ihn ſeinem Freunde, Fabius dem Oberprieſter der Veſta zur Erziehung.

Tullius brachte ihn ſelbſt in den Tempel, übergab ihn mit Thränen den Händen ſeines Freundes, ſaß da eine Stunde lang unter den Opferknaben, und liebkoſte ſie, um ſeinem Lieblinge ihre Liebe ſchon voraus zu erwerben.

Die Stille des Tempels, das Schweigen zwiſchen den hohen melancholiſchen Mauren der Prieſterwohnung, die Heiligkeit des ganzen Orts, die lange ehrwürdige Kleidung des alten Oberprieſters,

ſeine leiſe tiefe Sprache, das Sanfte in ſeinen Unterredungen, erfüllte Sylvius Bruſt mit einer unbekannten Ehrfurcht, und einer melancholiſchen Wehmuth, und gab nach und nach, wie er bekannter mit den Gegenſtänden wurde, ſeiner Phantaſie und ſeinem Ehrgeize eine neue Wendung. Auch hier erwarb ſich der Knabe bald die Liebe des Prieſters und der Opferknaben, ſeiner Geſpielen.

Schon Monate trug er das heilige weiſſe Gewand der Göttin, und war in den Pflichten ſeines Amtes unterrichtet, ohne nur einmal im Tempel geweſen zu ſein.

Jezt erſchien der Feſttag der Göttin, und Sylvius kam zum erſtenmale ins Innere des Tempels. Früh mit dem Aufgange der Sonne verſammlete der Prieſter die Knaben und ſie giengen an das Thor in der Mauer, welche die Wohnung der Opferknaben von dem Tempel trennte. In heiliger Stille führte der Oberprieſter die Knaben in den Tempel. Sylvius ſtieg mit frommer Scheu die marmornen Stufen zum Tempel hinauf, nahm ſeinen Plaz unter dem Säulengang an der einen Seite des Altars, und ſein Auge verlor ſich hinten in die dämmernden Gänge des Tempels.

Jezt ſchwankten hinten unter den fernſten Säulen weiſſe Geſtalten herauf. Es waren die Opfermädchen. Sylvius zitterte wie er ſie erblikte. Langſam kamen ſie näher. Ihm war es, als berührten ſie den Boden nicht, als wären es Geſtalten der

Verstorbenen; aber als sie aus der Dämmerung der Säulengänge hervortraten, und von dem Lichte des hellen Tages umflossen da standen; so flog sein Auge unruhig von einer Jungfrau auf die andere.

Zwölf junge Mädchen, mit Blumen gekränzt, in weiße Schleier gehüllt, die bescheidnen Blike an dem Boden geheftet, und hoben sie die Blike, so bewachte jeden Blik die reizendste Unschuld, und die allersüßeste Schaam; standen unter den Säulen den Knaben gegen über. Sie hatten Körbe mit Blumen gefüllt oder goldene Gefäße voll Weihrauch in den Händen.

Unter dem leisen Gesange der Tempelflöten öffnete sich das innere Heiligthum; die sechs Vestalinnen traten heraus, und umringten langsam den Altar.

Die Oberpriesterin entdekte das heilige Feuer der Göttin, die Vestalinnen sanken um den Altar hin auf die Knie, und der Priester rief in geheimnißvollen Gebeten die Göttin um Roms Schuz an.

Jezt brachten die Opfermädchen die Blumen und die Gefäße voll Weihrauch. Die Vestalinnen opferten sie der Göttin. Zitternd trat nun Sylvius mit den übrigen Opferknaben zum Altar und reichte den Vestalinnen Gefäße voll Milch und Korngarben. Sylvius bebte, ein kalter heiliger Schauer faßte ihn, da die Vestalin die Hände ausstrekte, um die Korngarbe zu nehmen, die er trug. Sie traten zurük und das Opfer wurde vollendet. Das heilige

Feuer hatte die Wohlthaten verzehrt, die Rom ihm als der Quelle dieser Wohlthaten opferte.

Der Priester winkte, und die Knaben und Mädchen erhoben wechselnd die Opferhymne. Sylvius versuchte zu singen, und seine Stimme zerfloß in wehmüthiges Weinen. Seine reizbare Phantasie war durch die Heiligkeit der Gegenstände in der lebhaftesten Bewegung. Er war mit heiligen Gestalten umringt, er glaubte die Göttin zu sehen, er hörte das Rauschen der seligen Götter, und sein Herz schwamm in einem undenkbaren Entzüken.

Vesta's Priesterinnen verschwanden wieder ins Innere Heiligthum; die Mädchen eilten in den Garten, und hinter ihnen die Knaben: Hier blieben sie zusammen bis zum Mittage, dann führte der Priester die Knaben wieder zurük, die innere Tempelthür wurde verschlossen, und die Knaben waren von den Mädchen getrennt bis zu einem neuen Opfer.

Sylvius folgte den übrigen Knaben in den Garten: aber ihre fröhlichen Spiele lokten ihn heute nicht: er schlich sich weg von den übrigen und suchte die dunkelsten Gänge des Gartens auf, um der Erinnerung dieser neuen Bilder und seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können. Er sezte sich auf daß Fußgestell einer Bildsäule, sein Haupt lehnte er hinten über an die Bildsäule, seine Hände lagen läßig in seinem Schooße, und seine trüben Augen hingen in den Wolken.

Valeria, das schönste der Opfermädchen, hatte im Tempel gegen ihm über gestanden. Sie sah mit Erstaunen, die Thränen, die entzükten Blike, und das Zittern des Knaben; sie hörte seine weinende Stimme im Gesang; lange hatte sie ihn betrachtet, wie er sich in tiefen Gedanken verloren an eine Säule lehnte, und wie er erschrak, da ihn einer seiner Gespielen anstieß, ihnen in den Garten zu folgen.

Valeria zögerte, bis sie die lezte von ihren Gespielinnen war, die in den Garten eilten; verstohlen sah sie sich um nach dem schönen Knaben; sie verweilte an der Thüre, und hatte Mühe sich unter den Knaben heraus zu drängen um ihren Gespielinnen nachzukommen.

Man fieng an zu spielen, und sie hofte ihn beim Spiele zu sprechen; allein sie sah ihn, wie er langsam die übrigen verließ und sich im Gebüsch verlor! Nun hatte sie nicht mehr Acht auf das Spiel, sie wandte immer ihr Auge in die Gegend, die ihn verborgen hatte; sie wollte sehen, wo er geblieben war; sie flog den Gang hinab, und nach einigen Umwegen schlich sie in die Gegend, wo sie ihn hatte sich verlieren sehen. Sie trat in den finstern Gang und sah ihn am Fuße eines Apoll's sizen, die Augen in die Wolken gewandt.

Still blieb sie stehen, und betrachtete ihn. Was weint der Knabe? dachte sie, und ihre gefalteten Hände sanken langsam hinab in ihren Schooß. Sie

betrachtete ihn lange mit einem ſüßen Lächeln, und wurde es nicht müde ihn anzuſehen. Warum mag er nicht ſpielen? ſoll ich ihn bitten zum Spiel zu kommen? aber wenn er mirs abſchläge? Sie trat einen Schritt vorwärts, und das Geräuſch verrieth ſie dem Knaben.

Er ſah auf und ſah ſie an, und Valeria's Wange wurde roth; ſie gieng beſchämt mit zögern bald, bald ſchnell den Gang hinab und bei ihm vorüber.

Sylvius ſtand auf, wie ſie näher kam. Valerien war es, als ob ſie etwas ſagen müßte; ſie öffnete die Lippen, ſchloß ſie wieder, erröthete nur und eilte dann ſchneller davon.

Sylvius ſah Valerien nach und that einige Schritte vorwärts. Sie verſchwand hinter den Hekken und er ſezte ſich wieder an die Bildſäule; allein ſeine Gedanken waren unterbrochen. Seine Augen fielen nicht mehr in die Wolken, ſondern in das Gebüſch, wo das Mädchen verſchwunden war.

Nach einigen Minuten ſtand er auf und wollte zu den übrigen Knaben gehen; er fand Valerien noch im Gebüſch. Sie ſtand auf den Zähen an einem Roſenſtrauch, eine Roſe zu erreichen, die höher hieng als ihre Finger reichen konnten.

Soll ich dir helfen? fragte Sylvius treuherzig. Die Kleine drehte ſich zu ihm, und nikte freundlich, und Sylvius grieff in die Dornen, und bog die Ranke nieder, und Valeria brach die Roſe ab.

Sylvius ließ die Ranke fahren, und betrachtete

seine Hand; die Dornen hatten ihn gerizt. Laß sehen, sagte Valeria, und nahm die Rose zwischen die Lippen, laß sehen, ob Stacheln in deiner Hand sizen. Sie fand einige Stacheln, zog sie heraus, und nun wischte sie über seine Hand, und sagte: nun ists gut. Sie pflanzte die Rose vor die Brust, und fragte: warum saßest Du denn dort so allein? spielst Du nicht gern? ich spiele gern!

So giengen sie neben einander her den Gang hinab, und schwazten vertraulich, schlugen die Hände in einander, standen bei jedem zehnten Schritt still, um zu lachen und zu scherzen. Sylvius sollte ihr sagen, warum er im Tempel beim Opfer geweint habe, und er wußte es nicht, und beide lachten herzlich über die Thränen beim Opfer.

Nun aber, Sylvius, mußt Du nicht wieder weinen: du mußt fröhlich sein, und lachen. Das versprach er denn aus vollem Herzen, und nun gieng es zu den übrigen Kindern. Kaum waren sie da, so näherte sich auch der Priester um die Knaben zurük zu führen. Noch einmal schlugen die Mädchen und Knaben die Hände in einander. Sylvius Hand fiel in Valeriens Hand. Er hüpfte jezt so fröhlich, als er vorher wehmüthig gewesen war.

Der Priester führte die Knaben weg: Sylvius sah sich im Gehen oft nach den Mädchen um, und auch Valeria betrachtete ihn wie er gieng, und das

Thor ſchloß ſich hinter ihm, und trennte ihn von dem Tempel und den Mädchen.

Sylvius hofte jezt mit großer Begierde auf das nächſte Feſt der Göttin. Es erſchien, und mit ihm die kleine neunjährige ſchöne Valeria. Sie ſtanden gegen einander über, und ihre Blike lächelten einander zu; o ſüße Unſchuld der Kinderjahre! ſie fand kein Verbrechen in ihrem Lächeln und er keinen Triumph in den holden Bliken, womit ſie ihn betrachtete. Er zitterte nicht mehr bei den Anblik der Veſtalinnen, denn Valeria ſah lächelnd ihn an, wenn er ſich dem Altare näherte.

Im Garten flog er ſogleich zu den Mädchen; er ſpielte fröhlich ihre Spiele mit ihnen; Mädchen und Knaben liefen um die Wette, oder ſie tanzten zuſammen, oder ſie ſaßen auf den Raſen und erzählten Mährchen. Sylvius lief nur mit Valerien um die Wette, und immer kamen ſie zugleich ans Ziel; Valeria reichte ihm die Hand beim Tanz, und beim Erzählen ſaß Sylvius zu den Füßen der Valeria, auf ihr Mährchen horchte er mit Lächeln und Aufmerkſamkeit, und wollte der Prieſter die Knaben zurük führen, ſo war es für Valeria und Sylvius immer noch zu früh.

Mit jedem Tage, da ſie ſich ſahen, nahm die Fröhlichkeit der beiden unſchuldigen Kinderſeelen, aber auch ihr Vertrauen zu; noch näher banden ſie ſich an einander, da die meiſten der Knaben und Mädchen den Tempel verließen, und an ihre Stel-

le immer neue Kinder kamen, die Dienste im Tempel zu versehen.

Auch Tullius wollte den Knaben, da er zwölf Jahre alt war, aus dem Tempel nehmen. Er sagte es dem Knaben: höre mein Sohn, nun ist es Zeit, daß du den Tempel verläßt; bestürzt sah ihn der Knabe an: verlassen? den Tempel? — Du sollst nun dies heilige Gewand bald mit dem Kriegskleide, die Opfergefäße mit der Lanze, und dem Schwert vertauschen.

Der Knabe schlug voll Betrübniß die Augen nieder, und schwieg. Tullius lenkte das Gespräch ab; allein nach einigen Tagen führte er ihn auf den Markt. Auf der Tribune stand der König, und vor ihm die römischen Adler. Die Bürger wurden zu einem Feldzuge aufgerufen, ihre Namen verzeichnet, und der morgende Tag wurde zum Soldateneide bestimmt. Auch diesen Tag war Sylvius auf dem Markte.

Er sah die dampfenden Altäre; er sah wie Tausende sich herandrängten um den Eid zu schwören, dem Vaterlande treu zu sein! Die Priester weihten das Heer. Die Trompeten schmetterten, die Adler wurden unter die Legionen vertheilt, ein lautes Jauchzen der Krieger verbreitete sich. Die Weiber drängten sich in die Reihen; wo Sylvius stand, umarmte ein schönes Weib einen Krieger, und hielt ihm einen Knaben an die Lippen: segne ihn, segne

ihn jezt, Lukullus! segne Deinen Sohn in Deinem schönsten Schmuke, in den Waffen, die bald das Blut der Feinde Roms vergolden werden. O werde wie dein Vater, mein Sohn! — so rief das Weib und sank in die Arme des Mannes, und spielte liebkosend mit seinen Waffen.

Die Trompete gab das Zeichen. Schnell tönte die ganze Musik des Krieges, und zwischendurch das Geräusch der Waffen und die Schritte der fortziehenden Männer. Ehrerbietig wich das Volk auf beiden Seiten den Kriegern aus. Die Mädchen bewarfen sie mit Blumen, überall begleitete und empfieng sie das segnende Gejauchz des Volks.

Mit blizenden Augen, mit einem fröhlichen Zittern betrachtete Sylvius den Zug. Seine Seele lag in seinen Augen, er hörte nicht was Tullius ihm sagte, er sah nichts als die Krieger; er war ausser sich.

Wie sie zu Hause kamen, so sagte ihm Tullius: Sylvius, du sollst nun bald dein Priestergewand mit dem Kriegskleide vertauschen, und mit Entzüken sprang der Knabe an Tullius hinauf und rief: wann? o wann, mein Vater? —

Er wünschte jezt schon mit ausziehen zu können, die Tage däuchten ihm lang, die er noch warten sollte. Wie er das erstemal Valerien wiedersah: Höre Valeria, fieng er voll Entzüken an; bald werde ich den Tempel, und Dich — er sah sie an, ein andres Gefühl verdrängte sein Entzüken —

Dich? Dich verlaſſen? ſezte er langſamer hinzu: Dich verlaſſen?

Valeria verſtand ihn nicht: was, Sylvius? was meinſt Du?

Mein Vater hat mir geſagt, daß ich nun bald Dich verlaſſen müßte! ich ſoll das Tempelkleid —

Mich verlaſſen? hat Dein Vater geſagt? mich verlaſſen? Ich habe ja Deinem Vater nichts zu Leide gethan; ich habe ihn noch nie geſehen.

Nein! Valeria! ſieh, ich ſoll Soldat werden, und darum muß ich bald den Tempel verlaſſen: das meint mein Vater; und ich freute mich ſo von Herzen, und nun auf einmal iſt meine Freude dahin.

Und Du willſt auch den Tempel verlaſſen? — Lieber Sylvius, thue das nicht, wenn Du mich liebſt. Sie reichte ihm die Hand, und ſah ihn traurig an: thue es nicht, lieber Sylvius!

Sylvius antwortete lange nicht eine Sylbe, er ſah auf die Erde; und da er ſein Auge hob, und Thränen über ihre ſchöne Wange rollen ſah; da drükte er ihre Hand, und ſagte: nein, weine nicht, Valeria! ich will es nicht; nein ich will Dich nicht verlaſſen. Nein, Liebe, ich hatte es nicht ſo bedacht, wie ich es meinem Vater verſprach. Sieh, da tönten die Trompeten, und die Flöten, und die Schilder und die Lanzen raſſelten, und das Volk ſchrie und lärmte; da hatte ich Dich über den Lärmen vergeſſen; hätte ich nur einmal an Dich ge-

dacht, sieh, liebe Valeria, da hätte ich nein gesagt; aber ich hatte Dich vergessen.

Nun, mein lieber, lieber Sylvius, vergiß mich nicht wieder, wenn du einmal wieder den Lärmen hörst; willst Du?

Gewiß nicht, mein liebes Mädchen! gewiß nicht!

Ach Du wirst mich doch wieder vergessen, wenn die Flöten und die Schilder von den Soldaten tönen: Du wirst mich doch wieder vergessen; ich seh es schon voraus! sagte sie traurig. Doch warte, kann ich Dir denn nichts geben, das Dich an mich erinnert? Sie stand und sann. Wann mein Vater ins Feld zieht, so küßt er meine Mutter und sagt: vergiß mich nicht; aber das ist nichts! So ein Kuß vergeht. — Sieh ich habe nichts, nichts, das ich Dir geben kann.

Nein, bei der Vesta! ich will Dich nicht vergessen, nun kannst Du mir doch trauen.

Nein! nein! Hier, hier, geschwind! nimm, ehe uns die andern sehen! Sie hatte schnell ihre Scheere hervorgezogen, und eine Haarloke, die auf ihrer Schulter schwamm, abgeschnitten. Und nun, wenn Du auf den Markt gehst, so trage meine Loke in der Hand, willst Du? —

Sylvius versprachs, und Beide kehrten fröhlich wieder zu den Spielen der andern zurük; allein noch wohl zehnmal erinnerte sie ihn den Morgen

an ihre Haarloke, und Sylvius versprach sie nicht zu verlassen.

Wie der Knabe seinen Vater wieder sah, so bat er ihn flehentlich, ihn im Tempel zu lassen. Tullius fragte nach der Ursach seines veränderten Entschlusses. Sylvius verschwieg die wahre Ursache, weil er sich schämte zu gestehn, er liebe Valerien mehr als seinen Vater. Tullius bekämpfte des Knaben Entschluß mit den reizendsten Bildern der Ehre und des Ruhms; und aufs neue wußte Sylvius nicht, wem er folgen sollte. Er versprach sich zu bedenken.

Er trug Valerien aufs neue die Wünsche seines Vaters vor. Sieh, Valeria, sieh, laß mich immer gehen. Ich verlasse den Tempel, Du verläßt ihn, dann komm ich in Deines Vaters Haus, und wir sehen uns alle Tage. Denke, wenn ich nun aus dem Felde komme, und erzähle Dir von den Schlachten, wie viel Feinde ich erstochen habe. —

Pfui, Sylvius! Wie könntest Du das, einen Menschen erstechen? Nein, geh, so bin ich Dir nicht mehr gut.

Oder nun sieh, das will ich Dir denn nicht erzählen. Aber dann bring ich Dir eine Krone, die der König mir gegeben hat, oder ich bringe Dir Beute von den Feinden.

Nein, das alles geht nicht, Sylvius. Ja, wenn ich aus dem Tempel dürfte. Ich muß Vesta

lin werden, und dann darf ich nie wieder aus den Mauren des Tempels.

Warum mußt Du denn das?

Ja, mein Vater will es. Freilich, wenn wir ſo Beide heraus könnten, ſo wäre mir's gleich. Nein, lieber Sylvius! Du mußt im Tempel bleiben, denn ſonſt ſtürbe ich vor Angſt, wenn ich Dich nicht mehr hätte.

Ja, ſo muß ich bleiben! antwortete Sylvius nachdenkend. Schade, daß es nicht ſo gieng.

Er blieb. Er überredete ſeinen Vater mit Thränen und Bitten ihn im Tempel zu laſſen.

Aber was willſt du immer im Tempel machen? fragte Tullius.

Ich komme dann bald unter die Jünglinge im Tempel, dann werd ich Prieſter, und dann — lebt doch der Oberprieſter ſeit ſeinem ſechſten Jahre im Tempel.

Tullius lächelte. Nun dann, ich hoffe, das Feuer in deinen Augen, und dein Herz werden dir bald die Mauren des Tempels zu einem Gefängniß, und die Hymnen zu Klagegeſängen machen. Du wirſt wohl am Ende heraus verlangen. Sylvius brachte voll Freude ſeiner Valeria die Nachricht, und ſie faßte ihn bei beiden Händen, und tanzte laut lachend mit ihm im Garten umher.

Mit jedemmale, da ſie ſich ſahen, wurde das Verlangen, ſich oft zu ſehen, feuriger. Sie ſuchten nun bald die einſamen Gänge im Garten auf, und

giengen da Hand in Hand in ſtillen Geſprächen, und zärtlichen Liebkoſungen neben einander her. Tullius hoſte vergebens, daß Sylvius Herz den Tempel zu einem Gefängniß machen ſollte; ſein Herz machte ihn den Tempel und den Garten zu den Gefilden des Elyſiums. Er durchträumte in ſtiller Einſamkeit die Tage durch, die er von Valerien getrennt war, und nur den Tag, da er ſie wieder ſah, lebte er. Ja, er hatte ſogar die Verwegenheit, die hohe Mauer, welche die Prieſterwohnung von dem Garten der Mädchen abſonderte, zu erſteigen, und ſeine Blike ſahen Valerien. Sie gieng einſam, den Kopf auf die Bruſt, die Hände übereinander geſchlagen im ſtillen Tieſſinne den Gang an der Mauer weg.

Wie gern hätte er ihr zugerufen; allein noch andere Mädchen waren in dieſem Gange, und Valeria verließ ihn, um den Gang aufzuſuchen, wo ſie allein den Gedanken an Sylvius nachhängen konnte.

Bei der nächſten Zuſammenkunft erzählte er Valerien ſein Wagſtük, er führte ſie dahin, wo er geweſen war; er zeigte ihr den Baum, der ihn auf der Mauer verborgen hatte. Sie betrachtete mit Zittern die Höhe der Mauer: o Sylvius! ſagte ſie voll Zärtlichkeit und legte ihre Stirn auf ſeine Schulter.

Er bat ſie oft dieſen Gang zu kommen. Sie ſchlug es ſchlechterdings ab, und ſie flehete ihn ſo lange, bis er ihr bei dem heiligen Feuer zuſchwor, nicht wieder die hohe Mauer zu erſteigen; und dennoch war ſie denſelben Abend ſchon in dieſem Gange,

und mit glühendem Herzen sah sie hinauf, und erwartete mit jedem Augenblik, daß er erscheinen würde, und wurde verlegen, und roth, wenn ein andres Mädchen in diesem Gange erschien.

Auf der andern Seite der Mauer stand der Geliebte, und Schwur und Verlangen kämpften mächtig in seiner Brust um den Sieg. Schon oft war er halb hinauf, und er stieg wieder nieder; endlich stieg er dennoch hinauf, allein die Stille im Garten sagte ihm, daß die Mädchen schon fort waren. Er harrte dennoch bis tief in den Abend hinein, und stieg unmuthig zurük.

Ein paar Tage darauf siegte sein Verlangen Valerien zu sehen. Er stieg hinauf. Sein erster Blik in den Garten traf ihr Auge. O Vesta! rief das Mädchen, und bebte zwei Schritte zurük; sie hob die Arme auf, sie zitterte; sie lief unter der Mauer hin und wieder. Hast Du mich lieb, flüsterte sie endlich an der Mauer hinauf: so steig zurük! und er verschwand.

Sie dankte in einem stillen Gebete der Göttin, daß er fort war; denn eben wie er zurük war, kamen zwei andre Mädchen schnell aus dem Gebüsch hervor, und riefen sie zum Begiessen der Blumen.

O wie hast Du mich erschrekt, lieber Sylvius! sagte den andern Tag das Mädchen zu ihm, und drükte seine Hand an ihre klopfende Brust: nein, das thu nicht wieder, wenn Du Deine Valeria liebst!

Sylvius lächelte; aber, fieng er dann traurig an; Valeria, wie kann ich, oft länger als einen halben Monat, zubringen, ohne Dich zu sehen? O Valeria, wenn Du mein Herz hättest, Du würdest mich bitten hinauf zu steigen.

Dein Herz? — Nein, Sylvius, wünsche nicht, daß Du es je fühltest, was in diesem Herzen vorgeht, wenn ich Dich nicht sehe. Sieh: da geh ich hier an der Mauer, die Dich einschließt, und ich wünsche, daß meine sehnsuchtsvollen Blike sie öffnen könnten! und oft ist mir's, als ob sie einstürzen müßte, so starr seh ich dagegen. Sieh, da ist mirs dann, als ob ich Deine Stimme auf der andern Seite höre; ich horche, ich verwünsche das Gezwitscher der Vögel, das Rauschen der Bäume; ja, lieber Sylvius, gestern Abend schlich ich noch spät hieher, um zu horchen, ob ich nicht einmal Deine Stimme hören könnte. Hier saß ich unter diesen Bäumen, und mit jedem Augenblik mußt ich hinauf sehen, es war mir als ob Jemand leise: Valeria! gerufen hätte.

Und Du warst allein im Garten, Valeria? die andern Mädchen nicht.

Nein, am Abend gehen wir nicht hinein. Wir sizen bei den Prieſterinnen, und weben und erzählen und singen Gesänge bis wir uns niederlegen.

Jezt schloß er Valeriens Hand in beide Hände, drükte sie fest, und neigte sein Auge bittend nahe vor das ihrige: höre Valeria, heute Abend, komm wieder, ich komme dann auch, und rufe, und singe,

Du hörst meine Stimme, und ich die Deinige! Willst Du? o laß Dich erbitten!

Nein, Du stiegest wieder hinauf und dann stürbe ich vor Angst.

Liebe, liebe Valeria, laß Dich erbitten; laß Dich erbitten! deinetwegen bin ich im Tempel geblieben, und Du wolltest mir die Kleinigkeit abschlagen? Er streichelte ihr die Wangen, er küßte ihr die Hände, er bat, er flehte, und Valeria konnte nicht widerstehen. Sie versprach es, wenn er nicht hinaufsteigen wollte.

Valeria konnte den Abend kaum erwarten. Mit dem ersten Strahle des Mondes schlich sie in den Garten, sie flog an der Mauer hinab, sie hob ihre Augen, und erblikte ihn schon oben. Schon seit einer Stunde hatte er zitternd oben gesessen, und auf sie gewartet. Endlich öffnete sich die Thüre, er hörte es, und bebte. Sie flog den Gang zu ihm, er glühte. Sie sah hinauf. Valeria! rief er leise, liebste, beste Valeria! und sie wagte es nicht zu antworten.

Sie winkte ihn zurük zu steigen; er verstand sie in der Dämmerung der Gebüsche nicht, er hielt die Bewegung mit der Hand für ein Winken. Rasch sprang er in die Zweige des Baums, sprang von Zweig zu Zweig, noch ein Sprung und er stand unten und nahm sie in seine Arme.

O Götter! o Götter! so rief Valeria einmal übers andre, während er herab stieg. Sie flog

ſchnell zehn Schritte den Gang wieder zurük, dann näherte ſie ſich wieder, dann ſah ſie ängſtlich umher ob Niemand käme; wie er unten war, ſo ſank ſie in ſeine Arme, drükte ihn heftig und wild an ihre Bruſt, verſchlang ſeine Küſſe mit ihren Lippen.

Alles dies war das Werk einiger Minuten, ſie drängte ihn an den Baum zurük. Wie ein Vogel war er wieder oben, auf der Mauer, an der andern Seite hinab, und ſie hörte ſchon ſeinen Geſang jenſeits, da ſie hier noch ganz leiſe rief: fort! fort Sylvius! Sie wollte antworten, und vermochte nichts als Seufzer hervorzubringen. Sie war auſſer ſich. Sie fühlte jezt die heiſſeſte Liebe, ihr Herz konnte ſie fühlen, denn ſie war jezt vierzehn Jahre alt und er fünfzehn.

Mit heiſſen Thränen bat ſie ihn das nächſtemal, nie wieder es zu wagen, in den Garten hinab zu ſteigen: der Schreken, lieber Sylvius, hat mich krank gemacht, ſezte ſie hinzu: ich ſchrie die Nacht im Schlafe auf, ich habe Deinen Namen ausgeſprochen. Nein, ſchone meiner, lieber, lieber Sylvius.

Sie bat ihn ſo flehentlich, mit ſo rührenden Liebkoſungen, daß er unter Thränen es ihr verſicherte, und Wort hielt. Wie glüklich würden wir ſein, wenn wir uns immer ſehen könnten! rief ſie, und ſah ihn lächelnd mit bethräntem Auge und ſehnſuchtsvoll an: o ihr Götter, wie glüklich würden wir ſein! Aber, theurer Sylvius, wie unglüklich

wären wir nicht, wenn wir uns gar nicht mehr sehen dürften! ach und Sylvius, wie leicht könnte dieß kommen, wenn man Dich einmal im Garten erblikte. Nein, Sylvius, seze nicht das Leben Deiner Valeria aufs Spiel, denn, bei der heiligen Göttin! ich würde die Trennung von Dir nicht überleben!

Sieh, wir sehen uns alle Monate zweimal; ach, freilich für meine Liebe nur einen Augenblik gegen ein Jahrtausend; allein — o Sylvius, wenn ich Dich je ganz verlöre.

So sprach das reizende Mädchen, und drükte seine Hand bald an die heissen Lippen, bald an ihr nasses Auge, bald an ihre wallende Brust, und in seine Seele floß Ruhe und Genügsamkeit. Mit einer unbeschreiblichen entzükkenden Freundlichkeit sah er sie an: nein Valeria! sagte er, und ein Strom der frohesten Thränen brach aus seinen Augen: nein, Valeria, ich will zufrieden sein! Ein Händedruk von Deiner treuen Hand, ein Lächeln von Deinen schönen Lippen, ein freundlicher Blik von Deinem gütigen Auge, ein Kopfneigen von Dir! und ich will den Göttern danken für das Glük meiner Tage!

Ihre Herzen waren voll der reinsten Liebe; keine unreine Begierde zwang ihre Augen in die Zukunft zu bliken. Sich sehen, sich sprechen, war alles, was ihre Herzen wollten und wünschten; dies hatten sie, und diese Hoffnung ließ ihnen auch

die allerentfernteſte Zukunft. Sie waren glüklich; denn die Zukunft war in die hellſten Farben gemalt; ſie Prieſterin der Göttin, er Prieſter, und dann, dann konnten ſie ſich alle Tage ſehen. Sie hätten ihre Hoffnung nicht um das Glük der Götter getauſcht.

Die entſtehende Liebe iſt mit einem Nichts reich, die wachſende iſt in den Wünſchen beſcheiden, nur die glükliche Liebe hat nie genug.

Den beiden unſchuldigen Seelen fiel es nicht ein, daß ſie mehr wünſchen konnten, als was ſie ſchon hatten; ſie ahneten es nicht, daß die Liebe noch andere Freuden zu ertheilen hatte, als die Freuden des Händedruks, des Lächelns und des vertraulichen Geſchwäzes. Beide im Tempel erzogen, Kinder, nun ſchon Jahre lang von ihren Vätern getrennt, welche im Felde gegen die Sabiner ſtanden, beide ohne Rath, ohne Erfahrung: ſie überlieſſen ſich allein ihrem liebevollen Herzen, ſie folgten der Hand der Natur.

Sylvius ahnete es nicht, daß Valeriens Gelübde ewig Jungfrau zu ſein, das ſie nun nach wenig Monaten ablegen ſollte, ihrer Liebe drohete, und Valeria eben ſo wenig. Bei einander leben! das hinderte das Gelübde nicht. Valeria freute ſich auf den Tag, es war ihr als ſollte ſie das Gelübd ablegen, ewig die Prieſterin Sylvius zu ſein.

Der Tag der Weihe Valeriens kam immer näher, und auch der Tag da Sylvius die Opferknaben

verlaſſen, und in die Reihe der Prieſter treten ſollte. Ein wenig ängſtlich ſahen ſie ihren neuen Verhältniſſen entgegen, aber ohne Furcht.

Das leztemal, da Sylvius ſie noch unter den Opfermädchen in den Tempel treten ſah, ſchien ihm ihr Auge unruhig, ihre Stirn dunkel, ſie ſchlug bange und nachdenkende Blike auf den Jüngling. Kaum waren ſie in den Garten, ſo flog er in das Gebüſch, und Valeria kam, kam mit langſamen bedächtigen Schritten, und einem finſtern Nachdenken auf der Stirn.

Sie reichte ihm die Hand, ſie wollte ihm zulächeln, allein ihr Auge wurde ernſt. Sylvius! ſagte ſie: mir iſt ſo bang, ſo ängſtlich. Ach, wie hat mich verlangt Dich zu ſprechen!

Sylvius beſtürmte ſie mit Fragen, und nun erzählte ſie ihm. Vor einigen Tagen war ich bei Pompeja; Du kennſt ſie, die ſchönſte unter den Veſtalinnen, die immer beim Opfer Thränen vergießt, und ſo blaß iſt. Bei der war ich. Bald, bald bin ich nun deine Schweſter! ſagte ich ihr, und drükte ihre Hand an meinen Mund.

Armes Mädchen! antwortete ſie mit einem Seufzer und mit einer Flut von Thränen. Ich war beſtürzt, und ſie zog mich in das Gebüſch, und wie wir allein waren, da nahm ſie mich in ihre Arme, benezte mich mit ihren Thränen und nannte mich einmal übers andre unglüklich.

Ich mußte mit ihr weinen, und wußte nicht

warum? So saßen wir und weinten Beide, und da erzählte sie mir von den Gebräuchen der Vestalinnen, und von ihrer Art zu leben. Sylvius, ich bin seit dem traurig gewesen.

Sieh, alle Vollmond nur kommen die Jungfrauen mit den Priestern zusammen, drei Tage, und jeden Tag nur einige Stunden. Aber reden, sagte Pompeja, darfst du nicht ein Wort heimlich mit einem Priester, und wenn er dein Bruder wäre. Jeder deiner Blike wird bewacht, jedes deiner Worte belauscht, ein Lächeln ist hier ein Verbrechen, nur Kummer eine Tugend.

Ach Sylvius, die Worte haben mich seht traurig gemacht. Ich soll nicht mit Dir reden; sollte nicht mit Dir allein sein? Nein, ich habe Dir immer so viel tausend Dinge zu sagen. Nein, Sylvius! Ich habe alle Nächte durch geweint! Sieh und endlich hat mir eine gute Gottheit eingegeben, wie ich Dich sprechen kann! allein und heimlich sprechen kann!

Und wie, meine Valeria? wie? wie?

Die sechste Nacht habe ich immer die Wache beim heiligen Feuer im Tempel, Du steigst über die innere Mauer, und wir sehen uns im Tempel! Diese Mauer ist nicht so hoch, wie die Gartenmauer die Halle stößt an die Mauer, da ist es leicht für Dich, mein Sylvius, zu mir zu kommen.

Sylvius konnte nichts sagen, im herzlichen

Entzüken drükte er nur ihre Hände an seine Lippen; o wie glüklich werden wir sein! rief er endlich.

Sylvius war nun Prieſter geworden, und er ſollte an dem Tage, da Valeria ihr Gelübde ablegte, ſein erſtes Opfer verrichten. Er ſaß den Abend vorher in der Halle des Oberprieſters, des Freundes ſeines Vaters. Wie glüklich bin ich mein Vater, rief er aus: wie glüklich, daß nun der Tag da iſt, der mich noch feſter an Dich knüpft! Wie freue ich mich auf die morgende Sonne!

Und Valeria iſt Deine Freundin, Jüngling! ſagte mit bebender Stimme der Greis, blieb vor ihm ſtehen, und betrachtete ihn; Valeria iſt Deine Freundin, und Du freueſt Dich auf den Tag, da ſie ihr Gelübde ablegt? — Er ſchüttelte das greiſe Haupt. Weißt Du, daß ſie auch Morgen feierlich Deiner Freundſchaft entſagt?

Meiner Freundſchaft? nein, das kann ſie nicht! das wird ſie nicht!

Eitle Träume! hob der Greis wieder an: eitle Träume. Jüngling, Du biſt fröhlich, und bei der heiligen Veſta! wenn Valeria Deine Freundin iſt, ſo ſollteſt Du Thränen vergießen. Eine innere Angſt bemächtigte ſich des Sylvius, da der Greis das ſagte; allein der Gedanke an die ſechſte Nacht beruhigte ihn wieder. Er ſchloß ſein Auge die Nacht nicht; mit dem erſten Strahl des Morgens war er auf, und wekte mit einer ſanften Stimme den

Prieſter. Es wird heute ein ſchöner Tag werden mein Vater!

Der lezte ſchöne Tag für Valerien! antwortete der Greis.

Mit dem erſten Strahl der Sonne traten die Prieſter in den Tempel, und fanden ſchon die Veſtalinnen um den Altar auf den Knieen liegen. Mitten unter ihnen lag Valeria, die Loken mit Blumen durchflochten, in dem langen Gewande der Prieſterin. Sylvius Herz ſchlug hoch empor, wie er ſie erkannte.

Der Opferprieſter näherte ſich dem Altare, betend ſank er nieder und rief die Göttin in geheimnißvollen Gebeten an: Jezt wandte er ſich an Valerien, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, wie er auf die Betende niederſah. Mädchen! ſprach er: iſt es Dein Wille Prieſterin der Göttin zu werden? frage Dein Herz? Es darf von jezt an für nichts mehr ſchlagen als für die Göttin! Deine Wünſche, Deine Begierden müſſen hier in den Säulen des Tempels bleiben!

Sylvius errdthete, wie der Prieſter das ſagte, und Valeria wünſchte nur mit einem Blike den geliebten Jüngling ſehen zu können.

Alle Bande des Bluts und der Natur, die Dich an Eltern, Geſchwiſter, Freunde und an Dein eignes Herz knüpften, ſind von dem Augenblike an zerriſſen da Du ja ſagſt. Eine neue Welt hebt für

Dich an, wo neue Geſeze herrſchen, ernſtere, heiligere, reinere Geſeze, die Geſeze des Himmels! Die Menſchen ſind von Dir getrennt, ſie ſind andere Weſen als Du, Du darfſt nicht mehr empfinden wie ſie; was ihren Augen Thränen entlokt, muß Deine Augen zum Lächeln bringen, ihr Entzüken muß Dir ein verächtlich Spiel ſein; verſchloſſen iſt Dein Ohr ihrer Rede, Dein Auge todt für ihre Reize, Dein Herz ohne Gefühl für ihre Liebe; die Menſchheit verſchwindet Deinen Bliken, und Du lebſt unter den Augen der Göttin rein und ohne Fleken, erhaben über die Menſchheit, wie ſie. Haſt Du mich gehört, Valeria?

Sie ſchluchzte ein leiſes Ja!

Wenn je Dein Buſen von dem Gefühle der Liebe ſchlägt, wenn Dein Herz je Wünſche wagt, welche die Göttin haßt, wenn je Dein Auge einen Mann liebenswürdig findet, ſo hat Dich die Göttin verworfen, ſo fallen die Rächerinnen der geheimen Verbrechen, die Furien über Dein Herz, und rauben Dir jede Ruhe, jeden fröhlichen Augenblik; und breiteſt Du je Deine Arme aus, einen Mann an Deine Bruſt zu drüken, ſo iſt Rom Rächerin der Göttin, und Deines Verbrechens. Lebendig verſchließt Dich ein furchtbares Grab, und Beil und Gift verfolgt den Mann, der es wagte, der Göttin Heiligthum anzutaſten. Haſt Du mich gehört, Valeria?

Valeria ſank auf den kalten Stein, bleich wie ein Schatten.

Jezt geh, rief der Prieſter, und wähle! Sie ſchwankte von zwei Prieſterinnen unterſtüzt in das Innere des Heiligthums.

Unter Sylvius ſchwankte der Boden, das Opfermeſſer entſank ſeiner Hand, wild ſchoß ſein Auge hiehin und dorthin, jezt erblaßte er, er ſank langſam an eine Säule, und dann auf den Marmor nieder. Der Oberprieſter winkte, und zwei Prieſter wollten ihn wegbringen.

Nein, laßt mich! rief er: es iſt nichts! es iſt mir beſſer! Eine furchtbare Stille im Tempel. Im Gebet lagen rings die Prieſter. Das heilige Feuer loderte hoch auf und warf einen blaſſen Todtenſchein durch den Tempel.

Das innere Heiligthum öffnete ſich, und Valeria trat heraus von den Prieſterinnen begleitet. Sie ſchwankte, eine Todtenbläſſe bedekte das ſchöne Geſicht, ihr Auge war verloſchen, ihre Lippen troken; Sylvius wollte aufſchreien, wie er ſie ſah, und vermochte es nicht. Sie ſah nicht her, ihr Auge hieng ohne zu ſehen am Boden.

Sie ſank wieder nieder vor dem Altare, und berührte den Marmor mit ihrer Stirn. Valeria! rief der Prieſter mit einem warnenden Tone; Haſt Du Dich geprüft? ſie antwortete nicht.

Sie hat ſich geprüft! rief eine Prieſterin, die ſchon ein halbes Jahrhundert im Tempel lebte.

Pompeja ſchluchzte, bedekte mit dem Schleier die thränenden Augen, und legte die Wange ſchmerzlich auf die Schulter der näheſten Veſtalin. Sie ſchien etwas ſagen zu wollen, allein ein furchtbarer Blik der Prieſterin, die eben geredet hatte, traf ſie, und ſie ſchwieg.

Valeria! Valeria! Valeria! rief der Prieſter dreimal gewaltig: willſt Du der Göttin Prieſterin ſein?

Eine Todtenſtille im Tempel! Kein Laut, kein Athemzug, man hörte die Thräne fallen.

Willſt Du der Göttin Prieſterin ſein? Ein leiſes Ja von Boden ſäuſelte.

Jezt hoben die Prieſterinnen Valeria auf, ſie lag leblos in ihren Armen, die Blumen wurden ihrem Haar entflochten, man ſchlug die heilige Binde der Göttin um ihre Loken, man heftete den jungfräulichen Schleier auf die Binde.

Der Prieſter legte ihr die Hand auf die Stirn, und weihete ſie; dann drükte er ſie an ſeine Bruſt, einen ſanften Kuß auf ihre Stirn, und zwei Thränen benezten zu gleicher Zeit ihre Stirn. Das ſei die lezte Berührung der männlichen Lippe! Sei mir geſegnet Prieſterinn der Veſta! So ſagte er und ſtieg die Stufen des Altars hinab.

Zwei Prieſterinnen hoben nun die ſchwache bebende Valeria die Stufe hinauf, ein Opfermädchen brachte ihr Weihrauch, ein Knabe Milch, ſie warf beides in die Flammen mit matten Händen, und

dann sank sie wieder in die Arme der helfenden Jungfrauen.

Die Opferhymne hob an. Sylvius stand da zitternd und bleich wie Valeria. In seiner Brust wüthete ein Gefühl des Elends. Mit starren Augen betrachtete er das Mädchen, und breitete die Arme aus, wenn sie schwankte, als ob er sie auffangen wollte; kaum konnte er das Opfer vollenden.

Die Priesterinnen verschwanden im Heiligthum, die Priester giengen zurük, des Tempels Pforte verschloß sich, und Sylvius fühlte eine fürchterliche Oede, eine unauszufüllende Wüste um sich her. Er sezte sich im Garten, sein Auge vergoß keine Thräne, er dachte nur den Gedanken; ich habe sie verloren!

In dieser fürchterlichen Angst harrte er auf das erste Opfer im Tempel. Er hieng mit seinen Blikken auf der Thüre des innern Tempels. Die Thüre flog auf, die Priesterinnen traten heraus. Das war sie nicht, und diese nicht, die Thüre verschloß sich wieder, und Valeria war nicht unter den Priesterinnen.

O all ihr Götter! seufzte er; wo ist sie? — Niemand hörte den Seufzer. Er sah alle Priesterinnen, alle Priester der Reihe nach an. Niemand öffnete die Lippen zu fragen, wo ist Valeria? Niemand bezeigte die kleinste Unruhe über ihre Abwesenheit.

Wo ist sie? flüsterte er dem neben ihn stehen-

den Prieſter ins Ohr. Wer? fragte dieſer kalt. Valeria, antwortete zitternd Sylvius, und ein kaltes: ich weiß es nicht! war die Antwort.

Endlich fragte der Oberprieſter Pompeja: wo iſt Valeria? Sylvius beugte ſich vorwärts, ſein Auge ſtarrte Pompejens Lippen an. Sie iſt krank, antwortete ſie ſeufzend. Gefährlich? fragte Fabius. Nein, ſie beſſert ſich.

Sylvius zitterte vor Schmerz und vor Freude. Jezt fühlte er den drükenden Zwang der Geſeze des Tempels. Sie war krank, und er ſollte nicht an ihrem Lager ſizen; er ſollte nicht jede Minute ſagen: Valeria was machſt Du? Er ſtand oft mit wüthenden Bliken, vor der Pforte, welche Valerien von ihm trennte; er legte in der Stille der Nacht Stundenlang das Ohr an die Pforte, ob er nie ihre Stimme vernähme. Kein Laut, kein erquikender Laut ihrer Stimme ertönte; eine gräßliche Stille füllte ſeine glühende Phantaſie mit den gräßlichſten Bildern.

Endlich war der Mond voll. Er flog mehr als er gieng, er drängte ſich ungeſtüm an die Thüre, wie ſie der Oberprieſter öffnen wollte. Raſch flogen ſeine Blike nach allen Gegenden. Sie war nicht da. Er gieng mit den Prieſtern, und da ſaßen ſie endlich auf marmornen Bänken, verſchleiert, im ſtillen Geſpräch, die Prieſterinnen, und unter ihnen Valeria.

Eine Feuerflamme durchblizte ſeine Adern, wie

er ſie erblikte, auch Valeria wollte raſch emporflie-gen, wie ſie ihn erblikte; ſie ſezte ſich langſam wieder nieder, denn eben traf ſie ein Blik der äl-teſten Prieſterin. Man gieng im Garten auf und nieder; die älteſte der Prieſterinnen begleitete Va-lerien, und verließ ſie nie. Geduldig gieng er bald ihnen zur Seite, bald hinter ihnen, bald vor ihnen, allein er konnte ihr nicht ein Wort ſagen; ſie ſah ihn mit einem ziemlich traurenden Blik von der Seite an. Ihr Geſicht war blaß, ihr Gang langſam.

Sylvius ſtand endlich, und knirſchte vor Wuth mit den Zähnen; er verwünſchte die Begleiterin Valeriens, ja er ſah mit einem verwünſchenden Blik in die Wolken und dachte an die Göttin ſelbſt.

Nur zweimal hatte er ihr Auge geſehen. O ihr Götter! rief er, wie? wie erfahr ichs nun, wann ſie die Wache im Tempel hat. Eben kam Valeria den Gang mit der Prieſterin zurük. Alſo Morgen, fragte ſie kalt und laut ihre Begleiterin, wie ſie eben bei Sylvius waren: alſo Morgen habe ich die Wache im Tempel.

Wie oft haſt Du das ſchon gefragt? ja Mor-gen! antwortete ſie, und ſie giengen weiter. Syl-vius ſeufzte aus voller Bruſt auf, und ſeine Bruſt war erleichtert; eine raſche Fröhlichkeit bemächtig-te ſich ſeiner. Er flog in die entfernteſte Gegend des Gartens. Da ſtand er und ſchlug die Hände zuſammen, und dankte den Göttern. Die wenigen

Stunden die ſie im Garten zubringen mußten, dünkten ihm eine Ewigkeit. Endlich rief Fabius die Prieſter zum gehen. Noch einmal ſah er Valerien an; ein ſchnelles Lächeln und ein Winken mit ihren Augen preßte ihm Thränen aus. Er taumelte aus dem Garten.

Mit einer zuſammenpreſſenden Angſt dachte er an die Menge der Augenblike zwiſchen jezt, und dem Augenblik, da er ſie ſehen ſollte. Er betrachtete unaufhörlich die Sonne, wie eine Sonnenwende. Ach daß ich nur einmal die Allmacht der Götter hätte! rief er, und hob die Hände gen Himmel: nur einmal, um den morgenden Tag zu vernichten. Er ſchlief nicht, ängſtende Träume verjagten den Schlummer, wenn ſein Auge geſchloſſen hatte. Das erſte Dämmern des Morgens hielt er für die Morgenröthe, und ihren erſten Strahl für den Strahl der Sonne. Endlich ſtieg die Sonne hinter der Mauer herauf, und er jauchzte und ſchlug voll Freude die Hände zuſammen. Er zählte die Stunden unzählige male. Gegen Abend maß er hundertmal ſeinen Schatten, und überredete ſich ſelbſt, daß er länger geworden ſei, ſeit er das lezte-mal gemeſſen hatte.

Der helle Abend ſchien ihm Dämmerung, und die Dämmerung ſchien ihm Nacht. Aengſtlicher war ihm kein Tag ſeines Lebens geweſen als dieſer, aber entzükender ſollte ihm nie eine Nacht wieder ſein, hoffte er, als dieſe.

Eben so lang waren auch Valerien die beiden Tage geworden; endlich war der Abend da, sie trat in den Tempel mit einem fröhlichen Zittern. Immer wurde der Schatten unter den Säulen dunkeler, immer heller glänzte die Flamme des heiligen Feuers. Jezt wird er kommen, dachte sie, wenn das kleinste Geräusch ihr Ohr traf; sie flog mit kochender Brust die Stufen hinab gegen die Thüre; aber am Abend war noch lichte Dämmerung, kaum konnte ihr starres Auge nur einen Stern in dem Blau des Himmels erbliken. Nach und nach starb das Geräusch; stiller und heimlicher wurde die Stille; jezt lag auch die Finsterniß um den Tempel her. Die Sterne funkelten alle im schwarzen Gewölke, da hörte sie ein Geräusch, jezt wieder eins. Er ists! rief sie mit verbreiteten Armen. Sie flog an die Mauer, sie bebte; er war es, er sank in ihre umschlingenden zitternden Arme.

Ihre Thränen vermischten sich, ihre Arme schlangen sich in einander, Brust an Brust, Lippe an Lippe standen sie lange und schluchzten, und Sylvius! Valeria! waren die einzigen Worte, welche die Liebe der ohnmächtigen Zunge abzwang.

Da hielt er sie in seinen Armen, und wollte sie betrachten, einen Blik warf er zu den Sternen, als ob er sie bitten wollte, Valeriens Gesicht zu erleuchten.

O Götter, rief er, daß es mir nicht vergönnet ist, Dich zu sehen! Dein freundliches Auge, Deine

Roſenwange. Valeria Dir iſt doch wohl? Du warſt blaß! —

Sie konnte noch nicht mit Worten antworten; ſie antwortete mit zitternden Seufzern, mit Thränen und Küſſen.

Endlich legte ſich der Sturm der wilden Leidenſchaft, und verwandelte ſich in eine fröhliche Wehmuth. Sie giengen in den Tempel, hier betrachtete er ſie bei der Flamme des heiligen Feuers. Die Thränen in den Augen blizten wie Sterne; ihre Wange war wieder roth wie die Morgenroſe. Nun ſezten ſie ſich auf die Stufen des Altars, er nahm ſie in ſeine Arme, ſie legte ihre Wange an ſeine Bruſt, und nun flüſterten ſie die ſüßeſten Worte, und unterbrachen ſie wieder mit Liebkoſungen und Küſſen.

Sylvius hatte ſeine Furcht, ſeine Ahnungen, die Worte des Oberprieſters vergeſſen, und ſie die Ahnungen ihres Herzens. Sie ſchwammen Beide in dem reinſten Genuſſe ihrer Liebe. Tauſend Dinge hatten ſie ſich zu erzählen, und zu fragen. Valeria erzählte, und Sylvius unterbrach ihre Erzählung mit einer neuen Frage, die er beantwortet haben wollte, Valeria antwortete, und unterbrach ſich ſelbſt um ihn nach etwas zu fragen, was ihn betraf.

So ſaßen ſie. Auf einmal fieng Valeria aufſpringend an: Götter es iſt Morgen! — O Götter, ſchrie ſie noch beſtürzter: Götter! das heilige Feuer iſt verlöſcht. Bleich ſprang Sylvius auf, laß

mich! rief er; er ſuchte in der Aſche, und fand noch einige glühende Kohlen.

Behutſam blies er ſie an, legte neues Holz zu und Valeria blies in der Angſt auf ſeine Hand, die ſie ergriffen hatte. Jezt loderte das Feuer wieder hell auf, und ſie lächelte fromm zum Himmel und ſagte: o Veſta, eine Jungfrau ſoll dein Feuer erhalten; gute Göttin, zürne nicht, die frömmſte Liebe hat es wieder entzündet. Nein, ſprach ſie und fiel dem Jüngling in die Arme: nein, die Furien werden mich nicht verfolgen, daß ich Dich in meinen Armen habe. Sieh wie hell, wie rein die Flamme brennt, die Dein Mund entzündet hat! Nein, Veſta iſt uns günſtig. Aber Sylvius, ſieh, ſieh dort bricht die Morgenröthe hervor. Nun geh, doch noch eins! Ich könnte einmal nicht hier ſein. Wann der ſechſte Tag kommt, ſo komm wieder, und hörſt Du mich die Hymne der Göttin ſingen, ſo ſteig über die Mauer. Schweigt aber alles; ſo wacht eine andre Jungfrau.

Wie war das, Valeria! ich ſah Deinen Mund und hörte nicht ein Wort.

Sie wiederholte. Immer heller wurde der dämmernde Morgen. Sie ſanken einander in die Arme, ſie weinten; ſie ſchluchzten. Leb wohl, Valeria! Leb wohl, Sylvius! aufs neue Küſſe und Umarmungen; O geh, geh! ſieh das Feuer erliſcht zum zweitenmale!

Sie trieb ihn ängſtlich fort. Er ſtieg auf die

Mauer. Leb wohl! flüsterte er noch einmal: leb wohl! lispelte sie, und sie gieng in den Tempel, blies die Flamme an, und dann warf sie sich mit der Stirn auf den Marmor und betete schluchzend um Glük für ihren Sylvius. Das sah er; denn er saß noch auf der Mauer; das sah er; und er troknete sich das Auge; er hob die Hände auf zum Himmel! meine Valeria! rief er und nun sprang er wie ein Reh von Stein zu Stein, und die hellste Morgenröthe leuchtete dem liebenden Jüngling auf dem gefährlichen Wege.

Aller Kummer war vergessen, kein ängstlicher Gedanke mehr! die helleste Hoffnung, die reinste Heiterkeit belebte die Herzen beider Liebenden. Fröhlich war nun wieder Valeria, ihr Auge ohne Thränen, ihre Wange blühete wieder, sie tanzte, sie sang, sie segnete die Mauren des Tempels. Es war der Tempel der Liebe.

Die Jungfrauen erstaunten über des Mädchens heitere Seele; dann immer waren Thränen das einzige Geschäft aller Jungfrauen die ersten Jahre des Priesterthums gewesen. Sie gewann die Herzen aller Priesterinnen: eine süße Bescheidenheit, eine reizende Einfalt, eine gefällige Demuth gaben ihrer Heiterkeit so etwas Rührendes, daß selbst der Stolz der ältern Priesterinnen gegen sie das Bittere verlor, und der Neid der jungen und traurenden sogar zur Freundschaft wurden.

Aber fröhlicher war nie eine Braut am Tage

der Hymenäen, als Valeria, wenn ſie die Wache im Tempel hatte. Sie flog in den Tempel, und wenn ſie den erſten Stern am Hymnel erſpähte, ſo ſang ſie jauchzend die Hymne der Veſta. Mit immer neuem Entzüken ſtieg der Jüngling über die Mauer, und ſank in ihre Arme. Bald giengen ſie unter den Säulen des Tempels, die Arme in einander gewunden, oder ſie ſaßen nebeneinander auf den Stufen des Altars, ſie ruhete an ſeiner Bruſt, ihre Hände lagen in ſeinem Schooße, oder ſpielten mit ſeinen Loken, oder ſie ſaß auf ſeinen Knien und ſchlummerte auf ſeiner Schulter, den Arm um ſeinen Hals geſchlungen, die Lippe an ſeine Wange gedrükt; und dann ſtanden ſie an der Flamme des Feuers, betrachteten ſich lächelnd, drükten ſich die Hände, und nimmer war die Zunge müde zu reden, nimmer das Herz leer an Wonne, nimmer das Auge an Liebe; immer war die längſte Nacht kurz wie ein Augenblik, und die ſechs folgenden Tage lang wie ſechs Jahre.

Ihre Liebe war rein, wie das heilige Feuer, der Zeuge ihrer Liebe. Oft, wenn die Nacht kalt war, öffnete ſie den jungfräulichen Schleier und verhüllte ſich und ihn, und ſein Geſicht ruhete an ihrem keuſchen Buſen. Sie bebten von Entzüken, aber nicht vor Wohlluſt.

O Valeria! ſagte er oft: wenn die Götter uns lieben, ſo mag ſo einmal uns der Tod überraſchen, ſo mich an Deinem keuſchen Buſen, und Dich in

meinen Armen, hier am Altare. So finde man uns, und eine Urne umfasse dann unsere Asche, so wie eine Seele uns beseelte!

Sie lächelte und drükte ihn fester an ihr schlagendes Herz, und sagte leise flüsternd: das geben die Götter!

Der Krieg mit den Sabinern war zu Ende; die Sabiner unterjocht, und die römischen Heere kehrten nach Rom zurük mit Lorbeern gekränzt und folgten jauchzend dem Triumphwagen des Tullius.

Laut jauchzend eilte Sylvius dem geliebten Sieger entgegen, er stürzte an den Triumphwagen, er warf sich seinem Vater zu Füßen, er benezte seine Hände mit Freudenthränen. Mit brennenden Augen, mit lautem Geschrei begleitete er den Wager, bis an den Tempel Jupiters. Hier warf er sich seinem Vater noch einmal zu Füßen, und dann in seine Arme: O mein theurer Vater, rief er vor Freude taumelnd: die Götter sind nicht glüklicher als ich; denn ich habe Deinen Triumph gesehen.

Nein, deine Liebe, mein Sohn, sagte mit bebender Stimme der Feldherr; deine Freude ist mein wahrer Triumph! und dieser Triumph, Römer, ist euch allen erlaubt! sezte er hinzu, indem er die entzükten Blike auf die Umstehenden warf. Er schloß den Jüngling in seine Arme, und das Volk bewarf sie beide mit Blumen. Tullius opferte den Göttern seine Gelübde, und kehrte an der Hand Sylvius in sein Haus zurük.

Die Götter haben mich Dir wieder geſchenkt, mein Sohn, und ich danke ihnen dafür, daß wir nun Frieden haben; wenn nur, mein Sylvius, — ſieh mein Sohn, ich habe dich allein! Meine Töchter — ein tiefer Seufzer verſchlang, was der unglükliche Vater noch ſagen wollte. Du biſt mein einziges Kind, und die weichliche Ruhe des Tempels, mein Sohn, belohnt Rom nicht. Was ſiehſt du mich ſo traurig an? Du haſt meinen Triumph geſehen, mein Sohn: pocht dir dein Herz nicht, auch dir einen Triumph zu erkämpfen? Verlangſt du nicht nach dem Gejauchze eines ganzen ſegnenden Volkes? Du biſt achtzehn Jahre, mein Geliebter; es iſt Zeit, daß du ein Römer wirſt, deine Thaten ſind jezt nichts als Träume, deine Tugenden Hymnen und Opfer, und deine Tage Ruhe: Jüngling, die Ruhe iſt Gift, wenn man ſie nicht mit Mühe erkauft hat. Tullius Sohn iſt ſeinem Vaterlande mehr ſchuldig, als einen Opferprieſter. Rom nennt meinen Namen mit Ehrfurcht und Segnungen, Roms Feinde mit Zittern und Angſt, und der Name Sylvius, ſoll ihn nie das dankbare Vaterland in die Jahrbücher ſeiner Geſchichte mit Ehrfurcht zeichnen? ſoll man nie etwas anders von deinem Namen ſagen als Sylvius, des großen Tullius Sohn? — Du erröthest? dein Auge brennt? komm in meine Arme! — du biſt mein Sohn!

In Sylvius Bruſt loderte die Flamme des Ruh-

mes hoch auf; er warf sich in Tullius Arme, seine Einwilligung schwebte schon auf seinen Lippen.

Sieh, sezte Tullius hinzu: sieh, wenn du nun heimkehrst aus dem Felde, mein Sohn! wie viel anders ist es dann, als wenn du Priester bist? — Ein junges reizendes Weib eilt dir entgegen, den Säugling auf den Armen, und einen Sohn an der Hand, da empfangen dich aufs neue die Entzükungen der ersten Liebe.

Die Entfernung hat deinem Weibe die frischen Reize der Braut zurük gegeben, und der Krieger, wenn er zurükkehrt, drükt sein Weib an die Brust mit den heissen Erwartungen der jugendlichen noch unbefriedigten Liebe, wenn der Priester, schon längst befriedigt, die Lippe des Weibes verschmäht, die ihm jeden Tag Küsse darbietet.

Sylvius hatte die lezten Worte seines Vaters nicht mehr gehört; ein junges reizendes Weib eilt dir entgegen. Diese wenigen Worte hatten die entzükendsten Bilder in seiner Seele erregt; er sah Valerien als sein Weib; sie stand vor ihm mit einem Säuglinge an ihrem schönen Busen. Sein Auge schwamm in einem stillen, sich selbst genießenden Entzüken.

Zerstreut wandte er sich ab, und suchte die Einsamkeit auf, den reizenden Traum auszubilden. O ihr guten Götter! rief er und strekte beide Arme gen Himmel: Valeria mein Weib! dieses hol-

de reizende Mädchen mein Weib! und Mutter meiner Kinder.

Er versank in eine wehmüthige Stille: die reizenden Bilder, die seine Phantasie sich mahlte, zwang sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und ach! die Unmöglichkeit dieser Bilder je wirklich zu sehen, goß in diese Freundlichkeit eine rührende Wehmuth. Thränen rollten über seine Wangen, Thränen der schmerzlichsten Freude.

O wie unglüklich, wie sehr unglüklich bin ich! rief er und faltete die Hände auf seinem Schooße und sah mit den thränenden Augen in die Wolken.

Jezt, jezt sah er auf einmal da den fürchterlichen Abgrund, wo er eine Rosenaue gesehen hatte. Sie kann, sie darf nie mein werden! das fürchterliche Gelübde verdammt mich zu ewigen unfruchtbaren Sehnen, zu Thränen, die nie versiegen werden.

Laß mich zurük in den Tempel der Vesta! sagte er am Abend zu Tullius; ich bin nicht glüklich; ich will meine Thränen dort in den schweigenden Hallen vergießen! Meine Klagen sollen nicht Deinen Triumph entweihen! O mein Vater, warum mußte auch Dein Sohn vom Schikſal gezwungen sein, Dich zu betrüben. Ich kann Dir nicht gehorchen: lieben kann ich Dich; allein das ist alles, was Dein Sohn kann. Laß mich zurük in den Tempel.

Tullius glaubte, daß eine unüberwindliche Nei-

gung zum Prieſterſtande ſeines Sohnes Herz beherrſche.

Geh mein Sohn! ſprach er: geh! zu Thränen will ich dich nicht zwingen; folge deiner Neigung. Glüklich ſoll Sylvius ſein! er ſei es, ſei es auch im Tempel der Götter!

Sylvius kehrte in den Tempel zurük, und in der ſchweigenden Einſamkeit, in den dämmernden Hallen, in den ſchattenreichen Gängen der Gärten kehrten die reizenden, und marternden Bilder mit neuem Leben zurük.

Da lag der unglükliche Träumer in dem dunkeln Schatten des dikſten Gebüſches, und wie feſtgezaubert, ſtand vor ihm Valeria, mit alle dem Zauber der jugendlichen Reize; einen Säugling an ihrer Bruſt; da ſtand ſie und hielt ihm mit lächelnden Bliken den Knaben zum ſegnen hin; jezt wiegte ſie den ſchäkernden Knaben auf ihren Knien; jezt lief ſchon der Knabe aus ihren begleitenden ſorgſamen Armen in ſeine Arme, die ihm ſich entgegen breiteten. Wohin Sylvius ſah, überall ſtand das himmliſche Bild; und die ſchwarzen Martern des Abgrundes lagen in den Gedanken an die Unmöglichkeit.

Er hörte die Hymne der Veſta, und flog über die Mauer. Ungeſtüm, mit lauten Schluchzen ſank er in des Mädchens Arme: er legte ſein Geſicht auf ihre Schulter, er preßte ſie wild an ſeine Bruſt, ſeine heiſſen Thränen floſſen in ihren Buſen.

O liebſter Sylvius, was iſt Dir? fragte ſie ihn mit zitternder Stimme: warum weinſt Du? Nicht wahr, Du ſollſt mich verlaſſen?

Wie unglüklich ſind wir! antwortete er endlich leiſe: wie unglüklich ſind wir, Valeria!

Valeria ſchwieg ſtarr vor Schreken, und ihre Hand zitterte in der ſeinen, Nein, ich will das Elend allein tragen! dachte er jezt, und er verſchwieg Valerien die marternden Bilder, ſeine Begierden, ſeine Wünſche, und machte die Wünſche ſeines Vaters zu den Urſachen ſeiner Thränen.

Noch einmal mußte er Valerien am Altara der Göttin, vor dem heiligen Feuer verſprechen, ſie nie zu verlaſſen. Sylvius ſchwor, und auf Valeriens Geſicht kehrte die Freude, und die heiterſte Ruhe zurük.

Nun, erzähle mir, Sylvius! ſagte ſie vertraulich flüſternd, und zog ihn auf die Stufen des Altars zum ſizen, und ſezte ſich ſelbſt eine Stufe höher und nahm ihn vertraulich in ihre Arme, und legte ſeine Wange an ihre Bruſt: nun, erzähle mir Sylvius!

Sylvius fieng an zu erzählen: er ſtokte, er war zerſtreut, er umfaßte Valerien mit Wildheit, er zog ſie in ſeine Arme, er bedekte ihr Geſicht mit heiſſen wilden Küſſen.

So hatte ſie ihn noch nie geſehen. Sie überließ ſich ſeinem Entzüken, ſie theilte ſeine Küſſe und ſeine Umarmungen; ſeine Wangen glühten, ſeine

Hände zitterten, seine Lippen stammelten unvernehmliche Worte; er war außer sich.

Aber wie bist Du heute, lieber Sylvius? wie bist Du heute? fragte sie ein wenig betroffen: sag mir Sylvius, was ist dir begegnet? — komm her! sei gut! — Sieh, da weinst Du schon wieder! Laß doch, Sylvius! Du bleibst ja hier! Sie sezte sich auf seinen Schooß, sie schlang den schönen runden Arm um seinen Naken, sie wiegte ihre Stirn an seiner hin und her, und flüsterte ihm zu: nein, mein guter Sylvius, weine nicht! ich bin ja Dein! So sag mir doch, was ist Dir?

Götter, Valeria! sagte er schluchzend und mit gebrochener Stimme: wenn Du mein Weib wäreſt! und nun verbarg er sein Gesicht in ihren Busen.

Lieber, lieber Sylvius! das bin ich ja! ich bin ja Deine treue gute Valeria, die Dich liebt, und die Du liebst!

Das bist Du; allein — o wie unglüklich sind wir!

Unglüklich? — nein Sylvius, sei nicht undankbar gegen die guten Götter. Nein ich bin unendlich glüklich, denn ich habe Dich ja.

Wenn Du mein Weib wäreſt, Valeria; dann hätte ich Dich immer in meinen Armen!

Valeria betrachtete ihn mit einem kleinen Nachsinnen: nun ja, Sylvius, das wäre das höchste Glük; allein — sieh; lieber Sylvius, eben das

ist mir schon tausendmal eingefallen. Wenn ich so ganz allein im Garten bin, und ich sitze nun da, oder ich gehe so für mich allein, da denk ich tausendmal: ja, wenn du Sylvius Weib wärest, und wir wohnten nun so auf dem Lande, da hätten wir unsre Hütte; da säßen wir Beide, und schäkerten, da giengen wir in einem Gehölz zusammen, und wären so den ganzen Tag zusammen: ja, lieber Sylvius, ach! es ist doch wohl wahr, daß wir nicht ganz glüklich sind.

O ihr Götter, o ihr mitleidigen Götter!

Aber nun sieh, Sylvius, wenn Du nun ins Feld zögest, bliebst ein ganzes Jahr aus, immer zwischen Feinden, Lanzen, Pfeilen und Schwertern! ein ganzes Jahr! ich stürbe in den ersten Tagen. Wenn ich so dächte, da liegt er nun verwundet auf dem Felde, oder da bringen sie ihn schon kalt und starr her! nein, gute Vesta! nein es ist so besser!

O wie gern, wie gern, rief Sylvius, wollte ich mit meinem Leben die Wonne erkaufen nur ein Jahr lang Dich mein Weib zu nennen, Valeria! O Valeria, bedenke, Du lägest in meinen Armen!

Nun, Du sonderbarer Mensch, wo lieg ich denn jezt? sagte Valeria lächelnd, und legte sich ganz in Sylvius Arme.

Ach Valeria, Valeria, o daß diese Mauren zusammenstürzten, und wir könnten in die wildesten Gebürge fliehen, ich und Du allein! die Lie-

be würde die Felsen für uns beleben! — Du mein Weib! mein geliebtestes Weib, und dann — o Valeria — dann der überschwenglichen Wonne! dann Mutter! —

Valeria erröthete, und schlug die Augen ein paar Sekunden nieder. Die Flamme erlöscht doch über unserm Geschwäz nicht, Sylvius? sagte sie, und stand auf und sah nach der Flamme. Sie stand am Feuer glühend roth, und sah verstohlen auf den Sylvius nieder, der seinen Kopf in die Hand gelehnt, nachdenkend da saß.

Laß uns ein wenig in der Halle auf und nieder gehen, lieber Sylvius! sagte Valeria, und reichte dem Jüngling die Hand. Sie giengen beide schweigend und seufzend neben einander her; Valeriens Thränen flossen milde, Sylvius sah es, und warf sich vor dem Mädchen nieder; Valeria, Valeria, ich bin glüklich, denn du bist mein!

O bei der Vesta, mehr Dein, Sylvius, als je ein Weib ihres Mannes war! o Sylvius, Sylvius, zerstöre die Glükseligkeit nicht, die wir haben! Sie streichelte ihm die Wangen, sie liebkoste ihn, sie war so zärtlich, daß sein Kummer zerstreut war, und die alte Vertraulichkeit war wieder da, eben da die Morgenröthe anbrach und ihn aus ihren Armen trieb.

Aber in seiner Einsamkeit kehrte das Bild seiner Valeria als Mutter wieder zu ihn zurük. Seine Phantasie marterte ihn mit dem allerausgemal-

testen Bildern der ehelichen Glükseligkeit. Ungestüm erwachten alle Begierden, die Hymen mit seiner Fakel befriedigt.

Ach, rief er! ich unglükseligster der Menschen, zu ewigen Begierden verdammt, die ich nie befriedigen darf!

Mit jedemmale, da Sylvius Valerien wiedersah, wurde seine Begierde brennender, er lag in ihren Armen, an ihrer Brust mit brennenden Wangen, mit hochschlagendem Herzen, ohne Worte; wilde Umarmungen, glühende Küsse, verrätherische Blike, ein seelenloses Hinstarren erschrekten das arme Mädchen. Sie wollte ihn trösten, sie wollte ihn beruhigen, und ihre Küsse, ihre Liebkosungen machten ihn noch wilder als er schon war.

Da saßen die beiden Unglüklichen neben einander, und wagten es kaum sich anzusehen; kein Wort entfloß ihren Lippen, nur schwere Seufzer verkündigten von Zeit den Kampf ihres Herzens. Sie schauderte, wenn er seine Arme nach ihr ausstrekte, und seine Arme sanken wieder nieder, ehe sie sich um das Mädchen hin schlangen.

Jezt riß er sie wild an seine schlagende Brust, o Götter! rief sie und ihre Hände, die sonst sich so gern um seinen Hals schlangen, stemmte sie jezt gegen die schlagende Brust des Jünglings; ihre Lippen, die sonst seinen Küssen entgegen kamen, wandten sich von ihm ab und seufzten. Ach sie sank

endlich ſtumm in ſeine Arme, zu ſchwach mit ihrem Herzen und ſeiner Liebe länger zu kämpfen.

Sylvius! ruft ſie mit furchtſam bittendem Tone: und er ſtürzt aus ihren Armen, und die rollenden wilden Blike ſtarren an das Gewölbe. So ſteht er ſtarr und ſtumm, und ſie — betrachtet ihn, ſtrekt ihm die offnen Arme entgegen, und zerfließt in Thränen. Sylvius wendet ſich langſam um, und eilt in ihre offnen Arme, nein, weine nicht, Valeria! ehe ſoll ein ſiebenfacher Tod mich zerreiſſen — Nein! nein! — O Valeria, drüke mich nicht an Dich! Deine Küſſe ſind Gift, Deine Umarmungen berauſchen! Laß mich, ich bin die Beute meines Elends!

Ihre Freude war zerſtört, ihr Vertrauen vergiftet. Sie wünſchte die Morgenröthe, ſie ſah hundertmal an den Himmel, und harrte auf die Helle des Morgens, und wann ſie kam, ſo wünſchte ſie noch tiefe Nacht.

O Götter, wie elend ſind wir! lispelte ſie ihm leiſe zu, da er ſchweigend auf den hellen Himmel zeigte, und ihre Hand an ſeine Lippen drükte!

Wie elend ſind wir! ſo ſagte ſie noch dreimal, da ſie allein war, und badete den kalten Marmor mit heiſſen Thränen. Das nächſtemal da ſie ſich wiederſahen, ſchloß ihn Valeria feierlich in ihre Arme. Höre, mein geliebter Sylvius; komm, laß uns zuſammen reden! komm, hieher ſeze Dich!

Sylvius ſezte ſich neben Valerien: ſie legte

ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, und nun fieng ſie mit der ſanfteſten liebevollſten Stimme zu ihm an: lieber, lieber Sylvius, wir ſind unglücklich, glaubſt Du? Ja, Sylvius, wir ſind es, wenn Du fortfährſt, in den Armen Deiner Valeria Qualen zu finden. — Sylvius, ich bin zu ſchwach mehr zu thun als zu weinen: ich liebe Dich; und wenn man das Grab, das mich verſchlingen ſollte, ſchon vor meinen Füßen geöffnet hätte, ich könnte es Deinen Thränen nicht abſchlagen mich hinein zu ſtürzen! —

Hörſt Du was ich ſage, mein Geliebter?

Sylvius ſah ſtarr auf den Boden und ſchwieg.

Ach, bedenke, mein Trauter, bedenke, wenn man mich nun zu meinem Grabe hinſchleppte, wenn man mich nun lebendig in das Grab hinabſtürzte; wenn man mich aus Deinen Armen riſſe, wenn man Dich vor meinen Augen ermordete! Dich! denke, wenn ich nun mit Erde bedekt, allein im finſtern Boden, meinem Hungertode, meinem Jammertode entgegen ſchmachtete! — Sylvius! rede, rede, Mann! wünſcheſt Du noch, daß ich Mutter ſein möchte?

Sylvius warf ſich zu ihren Füßen, er umarmte ihre Knie; nein! rief er, nein! bei allen himmliſchen Göttern: von jezt an biſt Du mir ſo heilig als die Göttin ſelbſt, heiliger als ſie! Komm, er zog ſie wieder nieder auf die marmorne Stufe, er zog ihren Schleier über ihr Geſicht, er verhüllte die

schöne Gestalt, und benezte den Schleier mit seinen Thränen. Nein, Valeria, sieh ich will Dich nicht sehen, ich will die weiche Hand nicht mehr berühren. Fürchte nichts! Dein Grab! o Götter! — Wir sind elend, sehr elend!

Valeria warf sich in seine Arme, und doch glüklich, Sylvius! rief sie: und doch glüklich! Nun schwöre mir, daß Du meinen Tod nicht willst. Sie sanken Beide vor den Altar der Göttin, und schworen Beide stark zu sein, und Sylvius Herz wurde durch den Schmerz zerschmettert und geheilt.

Und nun warf sich Valeria mit der furchtlosen Unschuld, mit der keuschen Vertraulichkeit wieder in seine Arme. Meine Schwester! sagte er: und Valeriens Herz zerfloß in der höchsten Wonne des Lebens. Ja, mein Bruder! mein Bruder! das Wort hat meine Seele gesucht, ich bin glüklich!

So vergieng die Nacht unter den Liebkosungen des Entzükens und des Schmerzes. Die Lippen sagten Schwester und Bruder, allein die Herzen verläugneten den Namen, und die Liebkosungen verriethen die geheimsten Gefühle des Herzens.

Leb wohl, mein Bruder! rief ihm das entzükte Mädchen noch nach wie er über die Mauer hinüber stieg.

Die Sonne war aufgegangen, und ein Gejauchz des Volks tönte durch die Mauern des stillern Tempels; und störte den Liebenden aus seinen düstern Träumen. Tausend Stimmen erschollen,

jezt neue Tauſende, das Jauchzen verdoppelte ſich, ein freudenreiches Jauchzen der glüklichen Stadt.

Sei mir gegrüßt, Sohn des römiſchen Königs! rief der Prieſter dem Sylvius zu, und ſank in ſeine Arme: hörſt Du Rom jauchzen! das Volk ſegnet ſeinen König, Deinen Vater.

Ankus Söhne hatten den König Tarquinius ermordet: die Mörder waren geflohen. Rom verſammelte ſich zu der Wahl des Königs. Tullius brachte das Diadem ſeines ermordeten Freundes in die Verſammlung.

Wählt den würdigſten, Bürger Roms! ſprach er, und begab ſich in die Kurie, wo er ſeine Stimme hatte, ohne weiter etwas zu ſagen.

Viele Edle hielten Reden an das verſammlete Volk, um das Diadem zu erbitten.

Tullius ſei unſer König! rief eine Stimme laut unter dem Volk. Tullius riefen tauſend andere Stimmen. Tullius, unſer König! rief das verſammlete Rom.

Der edle Mann beſtieg die Tribune; man brachte ihm das Diadem. Der Prieſter Jupiters wollte es um ſeine Loken ſchlingen, und Tullius winkte dem Volk, und befahl den Prieſter zu halten.

Hört mich, Römer — ſo fieng Tullius an: Nimm erſt das Diadem, und wir wollen Dich hören! ſchrien tauſend. Die Edlen umringten ihn, der Prieſter näherte ſich, und Tullius wollte die Tribune herabſteigen. Jezt ſchrien die Römer aufs neue: Tul-

lius, unser König! sie hoben ihn auf die Tribune zurük. Sie küßten ihm die Hände, der Priester schlang das Diadem um seine Loken, Rom jauchzte, schnell flog das Gejauchz durch die Stadt, und der König opferte im Kapitolium.

König? rief Sylvius: mein Vater? Tullius, König? und in sein trübes Auge stieg der lodernde Blik der schnellen Freude. Er flog durch die Priester, er flog durch das Gedränge des Volks, er flog durch die Bewaffneten, er stürzte durch die ehrwürdigen Senatoren, und sank athemlos zu seines Vaters Füßen am Altare Jupiters.

Das Opfer war eben vollendet, und sein Vater drükte den berauschten Jüngling an seine Brust. Endlich, endlich, sagte er: hat dich Roms Jauchzen aus Deinem Priesterschlummer erwekt! Siehe da, er zeigte auf die Bürger Roms: da stehen sie, die andere Thaten von dem Sohne des römischen Königs erwarten als Opfer.

Der Jüngling flog mit seinem Blike über die Menge hin, er strekte die Arme nach ihnen aus, und ein lauter Zuruf beantwortete des Jünglings Bewegung.

Tullius winkte mit der Hand, das Geräusch schwieg. Da ergriff der König seinen Sohn bei der Hand, und führte ihn vorn auf die Schwelle des Tempels.

Eine Stimme aus den Bewaffneten rief: Tul-

lius Sohn, wir kennen Dich nicht. König von Rom, laß ihn beweisen daß er Dein Sohn ist!

Tullius riß einen Krieger den Schild und die Lanze aus den Händen, und gab sie dem Jünglinge, der schamroth und glühend vor Verdruß da stand. Sylvius nahm die Lanze und den Schild!

Herab zu Roms Kriegern! riefen die alten Sieger: Triumphe haben Deinem Vater das Diadem erworben! Sei ein Mann wie er.

Sylvius flog hinab zu den bewafneten Römern. Die Befehlshaber umringten ihn: sei uns willkommen Sohn des edlen Tullius. Ein alter Krieger brachte ihm den römischen Adler, und ein Schwert. Hier, Sohn unsers Königs, meine Legion vertraut Dir ihren Adler! Sylvius hob ihn hoch empor! eine dunkle Röthe entflammte sich auf seinen Wangen, seine Augen blizten wie Flammen, kühn und edel stand er unter den Kriegern da.

In Triumph begleitete das Volk den großen König nach Hause, und ihren jungen und neuen Gefährten des Krieges, und in der Brust des Jünglings wallten Gefühle, die Gefühle des Ruhms, und die Liebe schwieg und sprach nur ganz leise, wenn sie ihn an Valerien erinnerte.

Auch Valeria hatte in ihrer Stille das Gejauchze Roms gehört: es war ihr unangenehm, weil es sie in ihren süssen Träumen störte. Man wählt heute den König Roms! sagte ihr eine Priesterin. Sie

lächelte und schwieg: was hatte Roms König mit ihrer Liebe zu schaffen?

Sie harrte ihrem Geliebten entgegen; heute war der Tag; der ihn doch wenigstens ihrem Anschauen im Garten gab. Schon waren die Priester da, aber Sylvius nicht bei ihnen. Sie erschrak. Sie wagte es nicht zu fragen, wo ist Sylvius? Sie hörte zum erstenmale auf die Gespräche der Uebrigen; sonst saß sie entfernt von den andern, und warf von Zeit zu Zeit nur ihre Blike auf den Jüngling, den sie allein liebte.

Es war ein schöner Anblik, erzählte ein alter Priester: den König im Tempel zu sehn, und das segnende Volk um ihn. Und wer ist König? fragte eine Priesterin, die jezt erst hinzutrat

Tullius, unsers Sylvius Vater! Valeria fühlte ihre Wangen glühen; sie trat näher zu den Sprechenden.

Nun auf einmal, erzählte er weiter: stürzte sich Sylvius zu den Füßen seines Vaters, und umarmte seine Knie. Sein Vater sagte ihm etwas, und zeigte dabei auf die Menge. Sylvius grüßte das Volk, und das Volk jauchzte. Die rauhe Stimme eines Kriegers rief etwas, und rasch stand Sylvius da bewaffnet, und flog die hohen Stufen hinab, und mischte sich unter die Krieger. Man drängte sich um ihn her, man jauchzte, und ich sah ihn nach Hause, von den meisten Kriegern begleitet, eilen; er

trug einen römiſchen Adler. Der Prieſter iſt nun Soldat, und wir ſehen ihn nicht wieder.

Valeria war bleich wie eine Lilie geworden. Nicht wieder! die Worte hauchte ſie unhörbar nach, und die Empfindung des Todes durchſchnitt ihr Herz. Sie ſank nach und nach um.

Pompeja fieng ſie in ihre Arme auf. Iſt Dir wieder nicht wohl, arme Valeria? fragte Pompeja: ſchon geſtern hatte ſie dieſe Ohnmacht. Sie führte das arme Mädchen zu einem Size, ſie nahm ſie an ihren Buſen, ſie weinte über ſie, und Valeria ſchlug endlich die Augen wieder auf.

Ermanne Dich, Mädchen! ſagte Pompeja mit liebreichem Tone ihr flüſternd ins Ohr. Du Unglükliche, hoffe, hoffe!

Es iſt vorbei, Pompeja! — Ich bin unſäglich unglüklich.

Ruhig, Kind! ruhig! man hat die Augen auf uns! Ich habe ſchon geſagt, daß Du geſtern eine ähnliche Schwäche gehabt hätteſt. Verrathe Dein Herz nicht!

Valeria ſank an des gütigen Mädchens Buſen, und jammerte heimlich und leiſe. Ich bitte Dich, Pompeja; laß mich Unglükliche allein! Sie ſtand auf, ſie gieng allein, mit mattem Schritte den Gang hinab; endlich warf ſie ſich in den Schatten einer Zypreſſe, und verſank in dem Gefühle ihres Elends.

Ich habe ihn verloren! das war alles was sie denken konnte. Sie überließ sich ihrem Elende; sie zernichtete selbst die hellen Hoffnungen, welche ihr liebendes Herz dennoch durch den finstern Kummer emporhob. Ich sehe ihn nicht wieder! Ihr Auge wurde nicht troken; der Schlaf schloß es unter Thränen zu, und der Morgen öffnete es in Thränen wieder. Ich habe ihn verlohren! ich sehe ihn nicht wieder! Er hat seine treue, seine sterbende Valeria vergessen!

Vergessen warst Du nicht, holdes, unglükliches Mädchen! vergessen warst Du nicht!

Sylvius kam in den Triumph der begleitenden Bürger zurük. Er gieng durch den Haufen der Liktoren, welche die Thüre seines väterlichen Hauses umringten; ein stolzer Anblik! Er sah seinen Vater von den römischen Senatoren umringt. Sein Herz flog, ungern legte er den Adler ab, ungern gürtete er das Schwert von der Hüfte. Neue Bilder standen in seiner Seele, tausend neue verwirrte Bilder, sein Ehrgeiz war lebendig geworden. Mit starken Schritten eilte er in den Gängen des Gartens umher, und harrte ungeduldig dem Augenblik entgegen, wo der Senat seinen Vater verlassen haben würde, um ihm die Frage zu thun: wann zieht Rom ins Feld? —

Leise und unbemerkt erhob sich auch Valeriens Bild durch den unruhigen Tumult der Leidenschaften in seiner Seele, und auch ihr Bild diente An-

fangs nur dazu, die Flamme des Ehrgeizes noch stärker zu entbrennen. Valeria sah seinen Ruhm! die Mauren des Tempels waren eingestürzt, Valeria sah ihm triumphirend heimkehren, und stürzte sich in seine Arme.

Nach und nach verschwanden die Täuschungen seiner Phantasie. Ich sehe sie nicht wieder! Er bebte. Die Unglükliche, der Gram wird sie tödten! und sein Auge wurde naß. Jezt erst erhob die Liebe die freundlich entzükende Stimme in seiner Brust, die lauten Stimmen der Ehre schwiegen. Nein, rief er endlich: sie ist mein! sie ist mein! sie soll mein bleiben!

Sein Auge fiel auf den Adler, den ihm Rom geschenkt hatte; eine Schaamröthe überzog seine Wangen! allein Valeria stand vor ihm, mit ihrem freundlichen Blike, strekte die Arme nach ihm aus, sah ihn mit thränenvollen Bliken an, und er rief: geh, du unseliges Zeichen meiner Untreue! — Nein, Valeria, ich bin dein!

Der Senat hatte seinen Vater verlassen, und er umarmte seinen Vater mit einer stillen Schaamröthe. Sei mir gesegnet, mein Sohn! Sohn des römischen Königs, und dereinst König von Rom! so empfieng ihn Tullius.

O mein Vater, die Götter haben Deine Tugenden belohnt, und das Gebet meines liebenden Herzens hat Dir diesen Lohn von den guten Göttern erfleht;

und nun Verzeihung! Verzeihung, mein Vater! Ich kann den Adler nicht annehmen, den Rom mir geboten hat. Das ſprach er mit niedergeſchlagenen Augen.

Wie Sylvius, willſt du der einzige der Römer ſein, der mich betrübt.

Ich bin nur der einzige von den Römern, mein Vater, den Deine Güte nicht glüklich macht. Ein feindlicher Genius, mein Vater, hat bei meiner Geburt gewaltet. Nimm Dein Geſchenk zurük und laß mich im Tempel ſterben.

Bei Roms Schuzgöttern, ich liebe Dich, mein Vater! ich bin Tullius Sohn, allein nicht der Sohn des römiſchen Königs. — Laß mich, laß mich meinem Geſchike! Mein Auge iſt nur für den Anblik eines dunklen Hains oder des ſtillen nächtlichen Himmels, nicht für die Pracht des Throns, nicht für den Anblik der Schlachten, mein Ohr liebt nur den Geſang eines einſamen Vogels, das Gemurmel des Bachs, und das ſtille Geſchwäz der Freundſchaft, nicht das Geräuſch der Verſammlungen, nicht das Getöſe der Waffen, nicht den Tumult, der den Thron umringt; ich bin für die Größe zu unglüklich, für den Triumph bin ich nicht geſchaffen; ach! mein Vater! er warf ſich mit ſtrömenden Thränen in ſeine Arme? ich bin nichts als unglüklich, laß es mich in der Stille des Tempels bleiben!

Und was, mein theurer Sohn, macht Dich unglüklich? habe Vertrauen!

Mein Herz, mein Herz! Ich war zum Unglük geboren!

Mein Sohn, ich habe keinen Sohn als dich! und ich habe geschworen. — Er hielt nachdenkend inne: schnell wandte er sich noch einmal zu ihm: höre, Sylvius, wenn der Thron denn Deine Liebe zur Einsamkeit nicht zerstören kann, so soll es die Natur. Ich bin dein Vater nicht! Ich war entschlossen dir noch lange dieses Geheimniß nicht zu entdeken! Ich bin dein Vater nicht.

Sylvius betrachtete ihn starr. Und wer ist mein Vater? und wer sind meine Eltern? —

Deine Eltern sind ermordet!

Ermordet? o ihr guten Götter! ermordet? o Tullius, doch mein geliebtester Vater, wer sind die Mörder meiner Eltern?

Deiner Mutter Mörder kenne ich nicht, allein den Mörder deines Vaters kenne ich! aber ehe soll ihn meine Lippe dir nicht nennen, ehe du nicht ein Mann bist dich rächen zu können. Jüngling deines Vaters Mörder lebt, und du stehst da und vergießest muthlose Thränen? — Ergreif das Schwert, und der Lohn für den ersten Sieg, den du Rom erkämpfen hilfst, sei der Name des Mörders deines Vaters!

Meines Vaters Mörder lebt noch, und du bist König von Rom?

Tullius schloß den Jüngling in seine Arme: mein Sohn eine undurchdringliche Nacht liegt noch jezt auf diesem Geheimnis; wehe uns allen Beiden,

wenn diese Nacht weicht! Komm mein Sohn, nimm aus meinen Händen das römische Diadem; du weißt nicht, wessen Händen du es verweigerst!

Wehe uns Beiden, wenn die Nacht weicht, sagst Du? — Nun so laß diese Nacht ewig das Geheimniß bedeken. Siehst Du mein Vater, mein Geschik hat mich in die Verborgenheit des Tempels verbannt. Laß mich, mein Vater, wenn Du es wüßtest, wie schwer es meinem Herzen wird, das Schwert abzugürten — o laß mich! ich bin unglüklich, unglüklicher als mein Vater! — Du siehst, die Götter wollen es, so greife Du nicht in das ewige Gewebe der Götter! die Götter kennen den Mörder meines Vaters, und ich bin ihr Priester! Laß mich!

Tullius suchte alle Mittel hervor, ihn zu bereden, den Tempel zu verlassen, oder wenigstens die Ursache des Kummers seines geliebten Sohnes zu erfahren. Beides war vergeblich. Sylvius war am dritten Tage nicht mehr zu halten. Er kehrte in den Tempel zurük, der das unglükliche liebende Mädchen mit ihm vereinigte, und von ihm trennte.

Die Unglükliche! sie wußte nichts von ihm, sie konnte nichts von ihm erfahren. Endlich kam der Tag, da sie die Wache im Tempel hatte; ein Strahl von Hoffnung belebte ihr Herz aufs neue, und dann wurde es wieder durch die fürchterliche Gewißheit zerschmettert, er hat ja den Adler angenommen.

Schon zweimal hatte sie die Hymne der Vesta gesungen, und noch war der Himmel roth von den lezten Strahlen der Sonne: nie hatten die Sterne länger gezögert.

Endlich sang sie zum drittenmale die Hymne: sie hörte das bekannte Geräusch. O Gott, er ists! rief sie, und breitete beide Arme aus, ihr Busen wallte von hohem Entzüken. Er erschien auf der Mauer. Willkommen, Sylvius! willkommen, mein Treuer, mein Geliebtester!

Sie stürzte in seine Arme, sie umschlang ihn mit einer liebenden Wuth, sie drängte sich in ihn hinein, sie weinte, sie jauchzte, sie lachte, sie schluchzte, sie war ausser sich.

So hab ich Dich wieder! so hab ich Dich wirklich wieder! und Du bist mein! und bleibst mein! und dann preßte sie ihn aufs neue an sich, als ob sie ihn erdrüken wollte.

Sylvius schwamm in der reinsten Wonne! die Liebe belohnte ihn für seine Treue, mit ihrer heiligsten Wonne. Der Augenblik war mehr werth als die Freuden des Throns, die er ausgeschlagen hatte. Endlich wurde der Taumel der Liebe stiller, und Sylvius erzählte dem harrenden Mädchen die Geschichte der drei Tage.

Wie? sprach sie mit Freudenthränen in den Augen: das hast Du gethan? einen Thron ausgeschlagen? um meinetwillen? ich bin Dir mehr als Roms Thron? mehr als die Rache für Deinen er-

mordeten Vater? sie sank zu seinen Füßen, sie küßte seine Hände. O daß ich tausend Leben hätte, sie für Dich hinzugeben! meine Liebe wird mich tödten, Sylvius!

Sie sank in seine Arme, ohnmächtig vor Entzüken. Halb sinnlos nahm er sie in seinen Arm; sie, von Dankbarkeit und Liebe überwältigt, überläßt sich, wechselsweise ans Herz ihn drükend und gedrükt, seiner wilden Liebe. Ihre Seelen sind berauscht in Liebe; der Tempel ist vergessen, Valeriens Schwur, der Göttin heiliges Feuer, des Mädchens furchtbares Grab, die ganze Welt ist vergessen, und die entheiligte Jungfrau stürzt zu spät aus den Armen des trunkenen Jünglings!

Wild schlägt Valeria das rollende Auge an die Deke: der Tempel schwankt, die Säulen bewegen sich, das heilige Feuer schießt blaue gräßliche Flammen von sich, schrekliche Stimmen scheinen im Tempel zu ziſchen; sie sinkt zu Boden mit einem Zetergeschrei.

Laß uns fliehen: ruft er gräßlich und ungestüm und reißt sie von Boden empor, laß uns fliehen!

Er nimmt sie auf seine Arme, und sie hängt leblos auf seiner Schulter. Er eilt mit ihr schnell die Stufen hinab, und ach! die schrekliche Mauer steht da vor ihm.

Weh! weh! ruft er brüllend; so sind wir verloren! o ihr schrekklichen Götter!

Wo bin ich? frägt Valeria mit matter Stimme, und ſchaut ſtier und langſam umher, und verbirgt dann wieder das bleiche Geſicht auf ſeiner Schulter.

Er ſezte ſie nieder, und rannte ängſtlich hin und her, und dann wieder zu dem unglüklichen Mädchen, fällt vor ihr nieder, verbirgt ſein Geſicht in ihren Schooß, und ſchluchzt.

So waren ſie der Raub der Verzweiflung, der ſchauderhafteſten Angſt, und des fürchterlichſten Schrekens, bis der Morgen anbrach.

Fort! fort! rief Valeria: ich höre Stimmen! rette Dich! rette Dich!

Nein, bei den Göttern! ich bleibe!

Fort! rief ſie: willſt Du mich tödten!

Das Wort jagte ihn wie ein verſcheuchtes Reh. Er flog die Mauer hinan, und in die Prieſterwohnung.

Wer kann den Zuſtand dieſer beiden Herzen beſchreiben, in den erſten Stunden, da ſie ſich ſelbſt und ihren Ueberlegungen überlaſſen waren? Eine dumpfe namenloſe und auch gegenſtandloſe Angſt marterte ſie. Sie fürchteten, ohne zu wiſſen was; der Himmel ſchien ſchwerer zu ſein als ſonſt; ſie ſuchten die Einſamkeit! weil die Menſchen ſie im Nachdenken ſtörten, und flohen die Einſamkeit, weil dieſe Gedanken ſie ängſteten.

Die größte Qual die ſie fühlten, war von einander getrennt zu ſein: Ahnungen, ſie iſt krank,

sie ist entdekt! er ist der Raub der Verzweiflung marterten sie beide bis zur Raserei. Valeriens Schmerz versüßte doch wenigstens die unendliche Liebe des Jünglings; ach, sie konnte die Schwachheit nicht immer bereuen, womit sie ihm seine Treue belohnt hatte: Sylvius hingegen litt unaussprechlich. Seine Phantasie quälte ihn unaufhörlich mit den gräßlichsten Bildern ihres Todes.

Der erharrte sechste Tag erschien, und die beiden Unglüklichen saßen nun schwermüthig, und einsylbig beisammen; keiner wagte es dem andern seine Vermuthungen, seine Ahnungen, seine Angst mitzutheilen. Sie saßen Hand in Hand geschlagen, und betrachteten den Boden zu ihren Füßen, und eine Thräne nach der andern rollte aus ihren Augen.

Kannst du mir vergeben? fragte endlich Sylvius, ohne seine Stellung zu verändern, und sie drükte statt der Antwort seine Hand an ihr Herz und dann an ihre Lippen. So verfloß diese Nacht, unter den bittersten Empfindungen der Reue, der beleidigten Unschuld, und der Furcht vor der Zukunft, und beim Abschiede versicherten sich Beide, daß sie ruhig wären, und baten Beide einander, ruhig und zufrieden zu sein.

Valeria kehrte in ihre Einsamkeit zurük; nach und nach verlor sich ihre Angst, und die Wohllust, sich mehr als einen Thron geliebt zu sehen, goß in die Wunden einen heilenden Balsam. Wie? ist denn das Leben mehr als ein Thron? sprach sie zu

ſich ſelbſt. Sie verſank in ſtilles Entzüken über des Jünglings Liebe! Nein! rief ſie: mein Schikſal ſoll ihm keine Thräne mehr koſten.

Und ſie ſchloß ihn das erſtemal, da ſie ihn wieder ſah, ſehr ruhig in ihre Arme. Komm, mein Sylvius, ſagte ſie: komm, und lerne von mir ruhig ſein!

Sylvius ſtaunte ſie an.

Höre mich an, mein Sylvius! Würdeſt Du nicht gern Dein Leben für mich geben?

O tauſend, tauſend, wenn ich ſie hätte!

Und zweifelſt Du, daß ich Dich weniger liebe?

Nein, Valeria, an Deiner Liebe zweifele ich nicht!

Nun Sylvius, ich kann ſterben, das iſt alles! — Sieh da den Grund meiner Ruhe! Ich bin Dein Weib! Es war Dein Wunſch, Sylvius! Du haſt meiner Liebe einen Thron geopfert, und ich opfere Dir, wenn es ſein muß, mein Leben; — allein ſind mir denn dieſe Mauren unerſteiglich? — Sei ruhig! ſei ruhig! Sylvius! Sieh, die Götter haben mir den Muth eingehaucht! — Seze das Schlimmſte, ſeze ich werde Mutter, — ſieh, dann — flieh ich mit Dir, über jene Mauer, über welche Dich die Liebe ſo oft geführt hat. Wir verlaſſen Rom!

Und würden verfolgt —

Dann tauchſt Du einen Dolch in dies Herz,

und dann in Deines, und wir ſchweben zuſammen vereint zu den ſeligen Göttern!

Valeria, Du ſterben?

Iſt Dir der Tod mit mir ſchwer? — Nein Sylvius! ſieh ich ſeze den ſchlimmſten Fall, und wie leicht entkommen wir, ehe man unſre Flucht merkt. Sieh, die Götter haben ſo lange die treueſte Liebe geſchüzt, ſie werden ſie ferner ſchüzen!

Ja Sylvius mir ſcheinen die Flammen der Hoffnung. Selbſt dieſe Nacht noch machten ſie die Probe, ob wohl Valeria über die Mauer kommen würde, und zu beider Entzüken erreichte ſie den Gipfel der Mauer, und von da war es leicht hinab zu ſchlüpfen.

Fröhlich ſtanden ſie nun am heiligen Feuer und Sylvius beſah Valeriens Hände, ob nicht ein Stein ſie verwundet habe, und küßte jeden rothen Flek, den ſein ſorgendes Auge ausſpähte. Sie überlieſſen ſich dieſen fröhlichen Hoffnungen mit aller jugendlichen Heiterkeit. Alle Schwierigkeiten waren überwunden und beide ſchon in Sicherheit.

Nun, mein Weib, mein zärtliches, mein treues Weib! rief er und ſchloß ſie an ſeine hoffende Bruſt, und ein entzükenvolles Geſchwäz verſezte die Liebenden in die Gefilde des Himmels. Mit den ſüßeſten Bildern füllten ſie ihr künftiges Leben, ſie ſchufen ſchon das Geräth, das ihre kleine Hütte füllen ſollte; ſie malten mit den ſchönſten Farben die Jahre aus, die ſie immer bei einander leben

wollten. Sie weinten Beide vor Entzüken, und versiegelten ihre goldnen Hoffnungen wieder mit neuen Vergessenheiten.

Eine neue Angst ergriff sie, aber die übermächtige Hoffnung zerstörte die Angst, und löste sie in neue Wonne ihrer Flucht und ihres glüklichen Lebens auf. So floh die Nacht unter Hoffnungen, Genuß und Angst hin. Der Morgen trennte die von Liebe und Hoffnung berauschten Liebenden.

Sylvius war mit nichts als mit seiner Flucht beschäftigt. Täglich stand er an der Mauer, und maß ihre Höhe mit starren Augen; alle Nächte machte er Proben, seiner Valeria die Flucht zu erleichtern. In der finsterſten Nacht konnte er den Theil der Mauer finden, der ihrer Flucht den Weg bahnen sollte.

Auch Valeria hatte schon den Versuch gemacht über die Mauer zu steigen, und schon einmal waren sie beide außer den Ringmauern des Tempels in Freiheit.

Warum hauchte euch der Gott, der euch hinüber führte, ihr Unglüklichen! nicht auch den Muth ein jezt gleich Rom zu verlassen. Ein Geräusch, das sie hörten, erstikte in Sylvius Brust den Gedanken, sie sogleich mit sich zu führen. Sie stiegen wieder zurük, und Valeria war wieder im Tempel, in den Armen des Geliebten, und neue Berauschungen im Arm der Liebe zogen sie noch hel-

liger zusammen und machten ihre Flucht noch wahrscheinlicher.

Ein Schwert, zwei Wurfspieße, zwei Dolche hatte Sylvius schon in seiner Wohnung verborgen. Am Tage streifte er hundertmal den Weg vom Tempel ans Thor, um die Gegend um Rom: die Wege, die in den Apenin führten, kannte er genau.

Ein fröhliches Entzüken wallte nun in seiner Brust, und Valeria war wieder das fröhlichste, das heiterste, das lachendste unter den Mädchen der Vesta.

Alles ist nun bereit, meine Valeria! rief er eine Nacht seiner Geliebten entgegen: ich habe Gold, ich habe Waffen, die Liebe soll uns führen! wir fliehen in den Apenin, und von da zu den Samniten, und da, da! o ihr guten Götter! er betrachtete sie mit einem Auge voll Entzüken. Bestimme Du selbst einen Tag Valeria!

So laß uns warten, bis das folgendemal, dann ist es Mondschein; und so können wir nicht irren, als in den jezigen finstern Nächten.

Sie überließen sich ihren Hoffnungen, ihrem Entzüken, ihren Erwartungen. Sie giengen mit den Küssen des befriedigten Entzükens aus einander, und die sechs Tage sezte kaum der hoffende Jüngling den Fuß an den Boden; er schwebte und flog, er stekte die übrigen Priester mit seinem Entzüken an, sein Auge blizte, seine Wange glühte,

seine Hände zitterten vor Freude, er war ohne Besinnung.

Der sechste Tag erschien. Mit dem ersten Sterne schlich er an die Mauer. Er horchte, keine Stimme! Er horchte wieder. Keine Hymne der Vesta, eine Todtenstille!

Er stieg leise und vorsichtig auf die Mauer, und sah mit stierem Blike in die Säulen des Tempels. Er hörte einen Fußtritt gehen; allein es war nicht Valeriens leichter schwebender Gang. Noch immer hoffte er; endlich hörte er einen Seufzer, es war nicht Valeriens Stimme. Er stieg mit den kummervollsten Vermuthungen wieder hinab, und ängstete sich die Nacht und den andern Tag bis zum Abend.

Jezt hoffte er, würde die reizende Hymne der Vesta ertönen: sie ertönte nicht; er stieg wieder auf die Mauer und Valeria war nicht da. Jeden Abend schlich er an die Mauer, und kehrte mit entsezlicher Angst zurük; denn die Hymne der Vesta ertönte nicht wieder.

Endlich kam der Versammlungstag im Garten. Valeria war im Garten. Sie sah blaß, aber nicht krank. Sie sah ihn mit einem bedeutenden Winke an, und dann Pompejen, durch Pompeja betrachtete den Jüngling bedeutend, und gieng nun den Gang hinab.

Von Weitem folgte Sylvius ihr. Sie sezte sich auf eine Rasenbank, stand dann schnell auf und im

Vorübergehen ſagte ſie dem Jüngling: auf meinem Size, und gieng zu den übrigen Veſtalinnen. Langſam gieng Sylvius zu den Raſen, wo Pompeja geſeſſen hatte, und fand dort ein kleines Zettelchen von Valeria.

Er ſchlich ſich hinter Büſche, und las mit einem unruhigen Erwarten: ſei ruhig! man hat Dich geſehen! ich darf nicht mehr wachen! Pompeja iſt meine Schuzgöttin! die Hymne der Veſta! ich hoffe bald: Leb wohl: Sei vorſichtig!

Er benezte die Schrift mit ſeinen Thränen. Er hätte jezt tauſend Diademe drum gegeben, nur zwei Minuten mit ihr zu reden. Er konnte es kaum wagen, die Augen auf ſie zu werfen, ſo hüteten ihn die Blike der Prieſterinnen. Valeria that gleichgültig und unbefangen, ſie hatte eine Roſe in den Händen, ſie drükte ihre Lippen an die Roſe, dann gieng ſie mit den Prieſterinnen, und die Roſe entſank ihren Händen. Sylvius hob ſie auf, und ſeine Lippen ſogen des liebenden Mädchens Küſſe und Seufzer aus den Blättern.

Alle Abende horchte er auf die Hymne der Veſta: kein Laut, die Stille des Grabes im Tempel. Er ſah den Schein des heiligen Feuers an der Mauer den Schatten der wachenden Jungfrau; aber Valeria war es nicht.

Unter furchtbarem Erwarten war wieder ein Monat hingegangen, und Valeria hatte nicht gewacht. Der Tag der Verſammlung im Garten erſchien.

Valeria war nicht unter den Jungfrauen. Er erstarrte. Er warf den erschrokenen Blik auf Pompeja, und in Pompejas Augen hiengen Thränen. Sie betrachtete ihn mitleidig, und schlug das Auge in die Wolken. Er zitterte. Pompeja blieb bei den Priesterinnen, und von Zeit zu Zeit warf sie einen furchtsamen Blik auf den Jüngling, der sein Herz zerriß.

Alle Abende horchte er wieder, und nie tönte der Göttin Hymne, und nach und nach fieng die Verzweiflung an sich seiner Brust zu bemächtigen. Die schauderhaftesten Vorstellungen hoben sich in seiner Seele empor. Auch im Tempel beim lezten Opfer hatte er sie nicht gesehen.

Er faßte die wütendsten Entschlüsse, Valerien zu sehen, und immer noch verschob er die Ausführung; denn heute, dachte er: muß sie endlich da sein, und immer war sie nicht da.

Ein neuer Opfertag! Er stand am Altare, und starrte der Thüre des innern Heiligthums entgegen; die Thüre öffnete sich, und die älteste Vestalin erschien in einem Trauergewande. Das heilige Feuer der Göttin ist entweiht, rief sie dem Oberprieſter zu: heute ist kein Opfer!

Sylvius wurde bleich, er taumelte, er sank mit einem lauten Geschrei zu Boden. Die Priester waren verstört; mit ängstlichen Gesichtern, mit starren Augen betrachteten sie die Priesterin, und

sie verschwand, ohne ein Wort noch zu sagen. Man trug den Jüngling hinaus in die Wohnung der Priester.

Laßt mich mit ihm allein! sagte Fabius. Die Priester ließen den Greis beim Lager des Jünglings. Sylvius, sagte der Alte mit einer sanften Stimme, und reichte dem Jünglinge die Hand: ich bin deines Vaters Freund, und liebe dich wie meinen Sohn. Habe Vertrauen zu mir! — Nicht wahr? Du bist nicht glüklich?

Mein Vater, was sagte die Priesterin? Was bedeutet das, was sie sagte? —

Jüngling, wenn du dich schuldig weißt, so rette dein Leben, ehe Deine Mitschuldige gegen dich aussagt. Selbst Roms König kann dich nicht retten. Verlaß Rom!

Also — fragte Sylvius, und war bleich, bleich wie ein Todter: also? — was bedeutete das, was die Priesterin sagte? ich bitte Dich, ehrwürdiger Mann, verhehle mir nichts!

Noch weiß ich es nicht, und erfahre es auch nicht früher, als bis die Priesterin vor dem Volke klagt. Rette dich, Jüngling!

Du weißt nichts? — nichts? und wissen es denn die Priesterinnen?

Die wissen es, wodurch das heilige Feuer entweiht ist. Ich beschwöre dich, armer Unglüklicher rette dich!

Und ist keine Rettung?

Für dich, geliebtes Kind! für dich! Folge dem Winke der Götter! rette dich, mein Sohn! Er drükte ihn mit Thränen an seine Brust.

Sylvius sah starr an die Deke, ohne ein Wort zu antworten. Sein Auge war troken aber fürchterlich; seine Brust schlug hoch empor.

Folge mir, mein Sohn. Fliehe, wohin dich dein Fuß bringt, unter den Wölfen und unter den wüthendsten Bären des Apenins bist du sicherer als jezt in Rom.

Wild sprang Sylvius auf, o Götter! rief er: und stürzte zur Thüre ungestüm hinaus, hinaus aus dem Thore des Tempelhofs, in Rom. Er durchrannte wild einige Gassen; er fand sich am Ufer der Tiber. Hier warf er sich zähneknirschend in das Gras, und rang die Hände, dann sprang er auf; schon zweimal hob er den Fuß, um seine Verzweiflung in den Wellen des Stroms zu begraben. Wer soll sie retten? Der Gedanke hielt ihn ab. Er flog wieder zur Stadt zurük, und kam Abends spät vor dem Tempelthore an.

Es war schon verschlossen. Schnell kletterte er die Mauer auf dem Wege, den er Valerien heraus führen wollte. Er war auf dem Hofe. Er bewaffnete sich mit einem Dolche, den er verstekt hielt; wild stürzte er auf die zweite Mauer los, die den Tempel von der Priesterwohnung trennte. Er flog hinauf und hinab, und mit Verzweiflung in Mienen, Bli-

ten und Bewegungen, rannte er die Stufen des Tempels hinauf.

Vor dem Altare auf der Stufe saß Pompeja. Sie sprang auf, wie sie das Rauschen eines Gangs hörte. Wild stürzte Sylvius auf sie ein. Kein Wort Unglükliche, oder Du bist des Todes! rief der Wüthende, und sezte ihr die Spize des Dolchs auf die Brust.

Sylvius Du willst Nachricht von Valerien? das unglükliche Mädchen!

Der Jüngling erkannte jezt Pompejen, der Dolch entsank seiner Hand, Thränen beströmten seine Wangen, o Du Schuzgöttin meiner Valeria, rede! rede! wo ist sie?

Pompeja suchte ihn zu beruhigen; aber nach und nach erpreßte er die jammervolle Geschichte von ihr. Sein Haupt hieng auf den Busen; nur dann und wann hob er es empor, und seine Blike drohten den Göttern.

Pompeja erzählte: nicht wahr, Sylvius, schon als Opferknabe hast Du Valerien geliebt? O dieser Altar des Jammers; auch sie legte hier das unmögliche Gelübde ab, und brach es in Deinen Armen. — Ja, jezt seh ichs; daß ist der Weg, den Deine Liebe Dich immer geführt hat. — Ihr waret zu unvorsichtig, oder Tertia, die erste Priesterin zu neidisch auf Valeriens Fröhlichkeit. Ich warnte Valerien; ich sagte ihr: sei vorsichtig Mädchen mit deinen Geheimnissen! Tertia betrachtet dich mit einer

heimlichen Freude! Tertia lacht nicht, als wenn sie Elend erregen kann!

Valeria zitterte; doch sprach sie sich selbst Muth ein. Ich muß, Pompeja! — sagte sie zu mir und umarmte mich: mein Geschik zieht mich, ich muß ihm folgen.

Ein leichtes Vergehen schloß Valerien zur Strafe von der Tempelwache aus, eine Strafe, die sonst Belohnung ist! sie wurde bleich, wie Tertia ihr die Strafe ankündigte, sie vergoß Thränen des unmäßigsten Schmerzens.

Ich höre von einer Mannsstimme, die man im Tempel gehört hat, da Valeria die Wache hatte. Ich bebte, ich fliege zu Valerien: unglükliches Mädchen, rief ich: ist es wahr? ein Mann ist bei Dir im Tempel gewesen?

Sie schauderte zusammen, und sagte nichts.

Du Unglükliche, man hat Dich in Verdacht! verrathe Dich nicht!

Jezt warf sie sich mir zu Füßen, und goß in meine Brust ihr Herz aus. Ach, ich ahnete sogleich, was sie mir verschwieg; ich drükte sie an meine Brust, es war mir, als sollte ich jezt auf ewig lebe wohl von ihr sagen.

Sie nannte Dich mir, sie bat mich, Dir im Garten Nachricht zu geben. Man beobachtete mich so gut als Valerien, weil ich sie liebte, weil wir Freundinnen waren. Ich gab Dir eine Nachricht im Garten. Nach und nach entdekte mir die Un-

glükliche den Plan zu fliehen. Ich vergoß Thränen der bitterſten Angſt. Man ließ Valerien nicht einen Augenblik allein mehr. Auch den Troſt hatte ſie nicht in der Einſamkeit Thränen zu vergießen, oder an meinem Halſe ihren Jammer zu erleichtern.

Endlich, o du Bejammernswerthe! endlich entdekte man, daß ſie Mutter ſein werde. Es war ein Morgen des Jammers, des höchſten Elendes. Valeria ſaß da, ſah ſtarr auf den Boden und redete nicht eine Sylbe, ſchon ſo bleich, als ob ſie ſchon in ihrem Grabe ſäße.

Und wer iſt der Böſewicht? fragte Tertia: wer hat dich entweiht? Valeria antwortete nicht, ſie ſchlug das benezte Auge zu den Göttern, und flehte von den Unbarmherzigen Hülfe. Wer iſt dein Verführer? — nenne ihn, Mädchen! — damit die Göttin mit ſeinem Blute verſöhnt werde.

Ich bin Mutter! ſagte ſie endlich mit einem entſchloßnen aber leiſen Tone: Ich erwarte die Strafe dafür, daß ich ein Herz hatte. Ich will ſie ohne Murren tragen. Ich bete den Mann an, der mich liebte; mein lezter Seufzer wird zu ihm fliehen; aber ſeinen Namen werden meine Lippen nie nennen! — O ihr Götter, rief ſie und hob die Hände gen Himmel, und in ihr Auge flieg zum erſtenmal wieder ein heiterer Strahl von Freude: o ihr Götter! Dank, Dank euch! ich kann für ihn ſterben! und dann verſank ſie wieder in ein dumpfes Schweigen, welches ſie nur zuweilen durch ei-

nen tiefen Seufzer oder durch einen Schauder, der sie überfällt, unterbricht.

Heute, heute kam Tertia aus dem Tempel zurük, wüthend flog sie in die Halle, wo wir waren. Sylvius ist der unwürdige Verführer! rief sie: Valeria flog auf und eine zornige Röthe stieg ihr ins Gesicht. Du neidische boshafte Seele, sagte sie mit Bitterkeit zu Tertien: ist dir ein Opfer nicht genug? mußt du die Welt erst verwüsten, ehe dein blutgieriges Herz sagt: ich habe genug?

Also Sylvius ist dein Verführer? fragte Tertia das unglükliche Mädchen.

Meinst du, Grausame, es soll dir gelingen, mir den Namen zu entreissen? O ich weiß es, daß mein Stillschweigen ihn retten kann, und ich werde schweigen, und das sei deine Marter! Nun schwieg sie, sie vergoß keine Thräne, von Zeit zu Zeit lächelte sie und sprach: er ist gerettet!

Unbeweglich, starr wie eine Bildsäule, hatte Sylvius die Erzählung Pompejens angehört. Ein heiteres Lächeln, ein wilder Blik, eine rasche auffahrende Bewegung von Zeit zu Zeit zeigte, daß er Leben hatte.

Ist keine Rettung? fragte er mit einer Stimme, die dumpf wie die Stimme eines Begrabenen tönte, der aus einem Abgrunde herausspricht: ist keine Rettung? und zugleich schüttelte er selbst sein Haupt, als ob er zweifelte.

Pompeja sagte leise: im Grabe!

Im Grabe? nein! bei den Göttern, nein! Er ergriff den Dolch. Wo ist sie, theure Pompeja? wohin hat man sie verborgen. Dieser Arm oder dieser Dolch soll sie retten.

Sie wohnt in einem festverwahrten Gewölbe. Du kannst sie nicht retten, Sylvius, wie willst Du durch die diken Mauren dringen, die sie umgeben.

Oeffne mir diese Thüre, Pompeja! mein Dolch soll die Boshafte zwingen, die sie gefangen hält!

Auch sie ist gegen allen Angriff gesichert. Jüngling, Du stürzest sie tiefer, und Dich ins Verderben. Geh, Jüngling, Dein Vater ist Roms König, kann einer sie retten, so ist es Tullius.

Tullius? mein Vater! die Worte rief er, und hinab war er die Stufen, hinauf die Mauren, und dahin flog er wie ein verheerender Blitz durch die Gassen Roms, zu der königlichen Burg. Wild, ohne zu antworten, stürmte er durch die Wachen, und donnernd stürmte er gegen die verschlossene Thüre des väterlichen Zimmers.

Tullius erwachte. Wer ist da? — Dein Sohn, mein Vater! Oeffne um der Götterwillen die Thüre. Der Vater öffnete die Thüre, und athemlos, bleich und zitternd flog der Jüngling zu seines Vaters Füßen. Rette! rette! mein Vater!

Woher kommst du, mein Sohn? fragte Tullius erschroken. Beruhige dich! Hier bist du sicher. Meine Wachen —

Rette Valerien! Sie ist unschuldig, ich allein bin schuldig!

Wer ist Valeria?

Lange fragte der König, ehe er den Zusammenhang erfuhr. Sylvius flehte, beschwor, wüthete, und Tullius hatte sein ganzes Ansehn nöthig, den Jüngling zu beruhigen. Am Morgen ließ der König den Oberpriester rufen, er verschloß sich mit ihm, und sie redeten lange. Fabius gieng mit thränenden Augen von seinem königlichen Freunde, und Sylvius stürzte sich zu seines Vaters Füßen, und rief mit entsetzlicher Stimme: ist sie gerettet? —

Ruhig mein Sohn! noch ist nicht alle Hoffnung verloren! du selbst wirst am meisten zu Valeriens Rettung beitragen, wenn du das schreckliche Geheimniß nicht bekannt machst. Erfährt das Volk die Entweihung: so ist Valeria ohne Rettung verlohren!

Bleib hier in meinem Pallast, und hoffe das Beste von den Göttern. Fabius hat meine Aufträge an die erste Priesterin; der Greis wird ihr Herz rühren. Hoffe mein Sohn, und bewahre deine Lippen.

Du bist König, Tullius; Du bist mein Vater, das Volk liebt Dich!

Das Volk liebt mich, weil ich die Götter ehre. Sei ruhig, sei ruhig. Valeriens Leben hängt von dem Ausspruche der ersten Priesterin ab.

O ihr Götter, die Unschuld von der tiefsten

Bosheit! Mein Vater, wenn Du diese Tertia kennteſt. — Rette Du ſie, mein Vater, die Prieſterin hat kein menſchliches Herz.

Sylvius, ruhig — ruhig! ſagte Tullius ſehr ernſt: und wenn du mein eigner Sohn wäreſt, ſo müßteſt du ſterben, und ſie, ſie müßte ſterben! Mein Thron ruht auf Gerechtigkeit! Aber bei dieſem grauen Haupte, bei allen Göttern des Himmels und der Unterwelt! bei dieſen Thränen, womit ich dich beneze, ich will es verſuchen ſie zu retten, ich will dem Geſez, ich will den Göttern trozen, um ſie dir zu erhalten, und kann ich es nicht, ſo ſoll doch dein Leben gerettet ſein, oder ich will mit dir ſterben! Ein furchtbarer Eid knüpft mein Leben an deines, mein Glük an das deinige! Sei ruhig.

König von Rom! hob Sylvius ganz kalt an, und ſah dem bewegten Greiſe entſchloſſen in die Augen: König von Rom, wenn Du mich retten willſt, ſo rette Valerien! Ihr lezter Athemzug iſt auch mein lezter, und nun mein Vater, ich bin ruhig! was ſoll ich thun? Sie iſt mein Weib! o Vater, wenn Du menſchlich fühlſt, ſo rette die heiligſte Unſchuld, die reinſte Liebe.

Gut, mein Sohn! ſtirbt ſie, ſo laß uns zuſammen ſterben! Jezt geh, folge mir! Wage keinen Schritt ohne mein Wiſſen! Verborgen lebſt du in meinem heimlichſten Zimmer, bis ich dir zurufe: hier iſt ſie! oder laß uns ſterben!

Sylvius ſank zu ſeinen Füßen, küßte ſeine Hände, und noch immer mit der ängſtlichen gepreßten Bitte, rette ſie! rette ſie! gieng er in das Zimmer, welches ihn der König anwies.

So waren beide Liebende der Einſamkeit, der entſezlichſten Angſt, ihrer Verzweiflung, und ihrer unglüklichen Liebe überlaſſen.

Fabius gieng zu Tertia. Der König ſendet mich, fieng der Greis an: ehrwürdige Prieſterin, zu Dir. Die Götter ſtrafen nicht immer den Verbrecher; das Gebet der Reue dringt zum Olymp, und die Götter erhören es. Die Sonne leuchtet den Barbaren, welche die Altäre entheiligen, und die Tempel verbrennen; und der Veſte reicher Segen flieſt da in Regen auf Völker herab, welche keine Götter kennen. Ahme die Gottheit nach, deren Prieſterin Du biſt, Du biſt zum Segnen, und nicht zum Fluchen Prieſterin!

Valeria hat das heilige Feuer entweiht: mit reichem Opfer will der König die Göttin verſöhnen! Erbarme Dich der Verbrecherin, und bedeke ihre Schuld mit einem mitleidigen Stillſchweigen!

Tertia, wie Du achtzehn Jahre alt wareſt, wie noch in Deinen Adern Feuer ſtatt Blut rollte, wie — o Tertia denke an den Tag, da Du das Gelübde am Altare ablegteſt, ich war ein Jüngling, ich ſah Dich am Altare weinen, Dein Herz rang gegen Dein Gelübde; ich weinte in Deine Thränen. Neben mir ſtand ein Jüngling,

Bibulus. Er schwankte, er sank in meine Arme, wie Du das Gelübde spracheſt, ewig der Göttin als Jungfrau zu dienen. Er starb, er starb in meinen Armen; sein Herz tödtete ihn. O, rief er mit den sterbenden Lippen: möchte ich der Lezte sein, den das Gelübde der Vesta tödtet! das sagte er: Tertia! rief er noch einmal, und sein Geiſt war entflohen! Tertia, bei des Jünglings Grabe! sei gütig gegen Valeria.

Unruhig wandte sich die Prieſterin bald hiehin, bald darthin; heftig wischte sie die Thränen aus den trüben Augen! Er starb! rief sie endlich: und ich soll allein segnen? — nein, geh, geh Fabius! die Götter kennen kein Erbarmen! geh! geh! — Er starb! du starbſt Bibulus! rief sie mit groſser Bitterkeit, und mit heftigem Affekte: sieh da dein Todtenopfer! so sagte sie, und schnell eilte sie in das innere Heiligthum, wohin der Prieſter ihr nicht folgen durfte.

Der Prieſter verließ die Wohnung der Jungfrauen, und mit fürchterlichen Ahnungen gieng er zu dem Könige, und gab ihm die unglükliche Nachricht von Tertias Gesinnung.

Sie standen noch im tiefen Gespräch, und sannen über die Mittel nach, Valerien oder doch den Jüngling zu retten, und auf einmal ertönte das laute schrekliche Geschrei des Volks. Ein Geheul, ein Unglükweiſſagendes Geheul erhob sich, und

tönte immer näher, und zog die beiden Greiſe ans Fenſter.

In Trauerkleider gehüllt, Erde auf ihren Häuptern, kamen die Veſtalinnen daher und trugen das verlöſchte Feuer der Veſta; Tertia rief mit wilder Stimme: Rache! Rom! Rache! Veſtas Feuer iſt verlöſcht! Der Olymp waffnet ſich mit Peſt, Krieg und Hungersnoth, die entheiligte Mutter der Götter zu rächen! Rache! Rom!

Ein lautes Geheul des Volks begleitete ſie. Greiſe, Männer und Jünglinge ſtreueten Staub auf ihre Loken, und riefen mit ſchauderhafter Stimme: Rache! Veſta iſt entheiligt!

Sie ſind verlohren! rief Fabius: ſie ſind verlohren und Tullius wiſchte eine Thräne aus ſeinem Auge.

König von Rom! rief die Prieſterin? räche die Göttin!

Räche die Göttin, König! rief das Volk mit wildem Getöſe.

Tullius gieng bewegt hinab, er trat zitternd unter die Menge. Morgen iſt Verſammlung! ich werde richten! Die Götter ſchüzen Rom! Kaum konnte er dieſe Worte hervorſtammlen, ſo bewegt war er.

Die Prieſterinnen giengen zurük, und das Volk verlor ſich neugierig auf den morgenden Tag. Sie weinten Thränen des Mitleidens dem unglüklichen

Mädchen, und ſchauderten vor der menſchlichen Empfindung ihres Herzens.

Tullius verſank in einen tiefen Kummer; er ſcheute ſich vor den Blikken ſeines Sohnes; er fürchtete ſich ihm auch die kleinen Hoffnungen zu laſſen, die er ihm gegeben hatte. Mit einem ſchwereu Herzen gieng er zu ihm, und mit dem Vorſaze durch eine täuſchende Ruhe die Leidenſchaft des Jünglings einzuwiegen.

Mitten durch die gelaſſenſten Geſpräche brach ein tiefer Seufzer, ein Blik, eine Thräne des Greiſes, und verrieth die innere Furcht ſeines Herzens.

Sylvius fürchtete ſich, ihn zu fragen: nur beim Abſchiede reichte er dem Alten ſeine Hand und ſagte ſtill: nicht wahr, mein Vater, ich muß ſterben.

Sei ein Mann, mein Sohn; die Götter leiten unſer Geſchik.

Mit noch ſchwererem Herzen ſchied der Alte von dem Jünglinge; ach! er hätte gehoft, ihn beruhigter zu finden, und fand ihn nur ſtiller, und in ſich gekehrter. Die Hoffnungen, die Tullius ihm gegeben hatte, hielten die Verzweiflung noch von ſeinem Herzen ab; und morgen, morgen fiel Valeriens Todesloos.

Der drükende Tag erſchien. Schon war das Volk verſammlet, in ſchweigender Erwartung ſtand es um die Tribune des Königs her. Der Senat

verſammlete ſich, und Tullius ſchwankte daher von den Prieſtern begleitet. Seine finſtern ſchwermüthigen Blike hiengen auf der Erde. Langſam hob er ſein Auge, und ſchauderte, da er die Menge erblikte, zitternd beſtieg er die Tribune, und warf das Auge in die Wolken.

Ein unruhiges Murmeln verbreitete ſich jezt unter der Menge, und die Augen des Volks hiengen auf dem König.

Aber auf einmal rief eine Stimme: ſie kommt! Aller Blike flogen in die Gegend, woher die Prieſterinnen kamen. Eine heilige Stille entſtand, kein Laut, kein Athemzug: der Markt ſchien mit Bildſäulen bedekt, nur Tullius ſchluchzte.

Todtenbleich kam Valeria daher, von den Prieſterinnen umgeben, langſam giengen ſie, ſchaudernd wich die Menge den heiligen Jungfrauen aus, und Thränen benezten die Augen, welche die junge Verbrecherin ſahen. Sie gieng das Auge an den Boden geheftet, tief in ſtillen Gedanken verlohren.

Vor der Tribune ſtanden ſie. Valeria hob das Auge, ſie ſah das Volk, ſie ſah den verſammleten Senat, ſie ſah den Vater ihres Geliebten, er verhüllte ſich das Geſicht. Immer bleicher wurde ihr Geſicht, immer verloſchner ihr Auge, ſie lehnte ſich an Pompeja, ſie ſank immer tiefer, kraftlos hiengen ihre Arme herab, ihr Auge ſchloß ſich, und ein lautes Wimmern tönte unter der Menge; Thränen zitterten in aller Augen; alle Lippen bebten zum Wei-

nen, tausend flüsterten mitleidig vor sich hin: die Unglükliche; jeder hätte sein Leben gegeben, sie zu retten, und alle waren entschlossen, sie zum Tode zu verurtheilen.

Nein, ich kann nicht länger! rief Pompeja laut und schluchzend: nein, ich kann nicht länger! wilde Barbaren! tödtet auch mich.

Sie wollte davon eilen, sie strekte die Arme in die Höh, eine hohe Röthe flog auf ihr Gesicht, ihre Augen blizten, und sie sank in eben diesen Augenblike bleich und ohnmächtig nieder.

Tertia schlug ihre Augen verwirrt zur Erde, die übrigen waren um Valerien und Pompeja beschäftigt.

Eine Todtenstille im ganzen Volk. Jezt drängte sich Valeriens Vater in Trauerkleidern durch das Volk, mit lautem Geschrei eilte er auf seine Tochter zu, das Volk drängte sich schreiend hinter ihm her. Gnade? rief er: Götter und Menschen! Gnade! — Gnade! Gnade! riefen tausend Stimmen.

Der Vater wollte seine unglükliche Tochter in seine Arme schließen, und Tertiens Ausruf: Mann, du bist des Todes, wenn du der Göttin Priesterin berührst! donnerte ihn zurük. Er stand da bleich, hinüber gelehnt, in der Stellung des Schrekens, und jammerte nur von Ferne: mein Kind! mein Kind!

Der Prieſter Jupiters winkte dem Volk, und eine ſchauderhafte ängſtliche Stille füllte den Markt.

Prieſterinnen der Veſta! rief er mit unſicherer Stimme: was führt euch in die Verſammlung des Volks?

Die Göttin iſt entweiht; das heilige Feuer verlöſcht, eine Jungfrau der Göttin hat ihr Gelübde gebrochen, der Zorn der Götter hängt ſchon über Rom; verſöhnt die Unſterblichen? antwortete Tertia.

Welche Jungfrau hat ihr Gelübde gebrochen?

Valeria, Valerius Tochter. Hier ſteht ſie, die Verbrecherin!

Valeria, Prieſterin der Veſta! fragte der Prieſter und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen? hörſt du die Klage? die Jungfrauen der Veſta klagen Dich an, Du habeſt Dein Gelübde gebrochen; rede! die Götter ſind gerecht!

Valeria wollte reden; ſie hob die Hand auf, ſie legte ſie auf ihre hochſchlagende Bruſt, die Angſt erſtikte ihre Stimme, ein Seufzer brach aus den Lippen hervor.

Eine Stille des Grabes im Volk.

Ich habe mein Gelübde gebrochen! das ſagte ſie endlich mit gebrochner Stimme, und langſam.

Die Prieſterinnen umringten ſie, und banden ihr die heilige Binde und den Schleier aus den Lok-

ken, und den jungfräulichen Gürtel löſten ſie von ihren Hüften. Sie ſank in ihres Vaters Arme.

Wer — fragte der Prieſter wieder: wer iſt ihr Verführer?

Sie verſchweigt den Namen! antwortete Tertia.

Valeria, Valerius Tochter, wer hat Dich verführt Dein Gelübde zu brechen?

Tullius flog empor bei dieſer Frage: er ſah ängſtlich umher, und verhüllte ſich wieder.

Valeria ſchwieg. Noch einmal wiederholte der Prieſter die Frage. Valeria hob langſam den Kopf in die Höh, und ſchlug matt die Augen in die Wolken: ich muß ſterben! und den unſterblichen Göttern ſei Dank! ich werde allein ſterben! ich nenne den Namen nicht! Prieſter.

Mädchen, nenne den Namen, daß Rom mit ſeinem Blute die Götter verſöhnt! Nenne den Namen, Valeria.

Valeria ſchwieg, dann hob ſie beide Hände empor: o Götter! Götter! ſegnet ihn, ſegnet ihn, den ihr allein mit mir kennt, ſegnet ihn, für den ich ſterbe!

Der Prieſter wandte ſich mit einem fragenden Blik an den König. Tullius erhob ſich, er winkte dem Herolde, und übergab ihm die Rolle der Geſeze. Der Herold ſtand hoch auf der Tribune, die Rolle rollte hinab, er las:

Die Götter ſegnen Rom! Bricht eine Jungfrau der Veſta das Gelübde ewig Jungfrau zu ſein:

so ist sie des Todes schuldig. Ein Grab verschlinge sie frei und lebendig! Keine Bande fesseln sie, kein Eisen tödte sie, kein Gift; sie ist heilig! Rom ruft die Rache der Götter über sich, wenn es die Verbrecherin verschont! Römer sprecht der Priesterin Urtheil!

Sie hefteten ihre Blike an den Boden, und dann stieg das Geschrei gen Himmel: des Todes schuldig!

König gieb dem Urtheil Kraft! rief der Herold: und eine Stimme erscholl durch die Stille; halt! halt! um der Götter und Menschen willen! Aller Augen wandten sich dahin, woher die Stimme erscholl. Immer näher kam die Stimme, immer näher die Bewegung des begleitenden Volks.

Sylvius stürzte hervor. Da bist Du, da bist Du! schrie er fürchterlich, und schloß das unglükliche Mädchen in seine Arme.

Weh mir! seufzte Valeria, und hieng leblos in seinen Armen.

O Römer, Römer: rief Sylvius mit entsezlicher Stimme: habt Mitleiden mit dem unschuldigsten, mit dem besten der römischen Mädchen! Er wollte mehr sagen, und seine Angst versagte ihm die Stimme. Er riß sich das Gewand von der Brust auf, um sich Athem zu geben; große Schweißtropfen hiengen auf seiner Stirn; er zeigte auf Valerien, die ihm in dem einen Arm lag. O ihr

Götter, helft! rief er wüthend, er hob die Arme auf, er rollte das Auge wild umher. Sein Vater umarmte ihn, und er riß sich ungestüm aus seinen Umarmungen. Ein furchtbares Erschreken ergriff die Umstehenden, wie sie die ängstliche Wuth des Jünglings sahen.

Valeria! rief er: komm! wer will es wagen Dich mir zu entreissen! Komm, mein Weib! Er zükte einen Dolch.

Tullius stürzte hinzu, entriß ihm den Dolch, und rief: mein Sohn, du bist verlohren!

Sylvius erblikte jezt seinen Vater: hältst Du so Wort? Römer, ich bin Valeriens Verführer! — So laß uns sterben, Valeria! Er blikte wild unter die Umstehenden, schnell suchte er seinem Vater den Dolch wieder zu entreissen.

Liktoren! rief der König; die Liktoren ergriffen den Jüngling und banden ihm die Hände.

Das kannst Du, mein Vater? fragte er wehmüthig und sah ihn mit einem gräßlichen Erstaunen an. Valeria legte sich auf die Stufen der Tribune.

Der König sagte dem Oberprieſter einige Worte, und der Oberprieſter winkte dem Volk: Valeria, dieſer Sylvius hat sich Deinen Verführer genannt: soll er sterben: ist es Dein Verführer?

Valeria hob sich empor: ich kenne den Jüngling nicht! es ist nicht mein Verführer!

Auch Du, Valeria, verleugneſt mich? fragte seufzend Sylvius. O Römer, ich, ich habe die Jung-

frau entehrt! Meinem Flehen, meiner Liebe hat ſie ihre Unſchuld geopfert!

Schüze ſein Leben König! rief Valeria: er iſt nicht ſchuldig! Seine Ausſage darf das Geſez nicht annehmen. Römer, ich allein bin ſchuldig! er iſt unſchuldig.

Führt ihn weg, Liktoren! ſagte Tullius; und bewacht ihn! das Geſez ſpricht ihn los.

Die Liktoren wollten ihn wegführen. Valeria! rief er: wir ſehen uns nicht wieder! Valeria!

Laut ſchrie Valeria auf, und ſtürzte auf ihn ein: ſie umſchlang ihn ihn mit beiden Armen, ſie drükte ihn an ihre Bruſt, ſie küßte ſeine gebundenen Hände, ſie umarmte ſeine Knie.

Die Liktoren weinten, das Volk ſchrie laut vor Mitleiden und Bewunderung.

Leb wohl! Sylvius! rief ſie: leb wohl, und denke meiner! Sie drükte einen Kuß auf ſeinen Mund, ſie wandte ſich dann gegen das Volk. Sylvius iſt unſchuldig! rief ſie laut.

Die Liktoren führten ihn weg.

Der König beſtieg die Tribüne, und winkte dem Herold: der Herold rief: das Volk hat Valerien, Valerius Tochter, zum Tode verurtheilt: Tullius, König von Rom, giebt dem Urtheil Kraft.

Sie iſt des Todes ſchuldig! rief Tullius, und nun verhüllte er das Geſicht; eine Todtenſtille herrſchte einige Augenblike, nach und nach hob ein unruhiges Geräuſch an. Valeria erhob ſich; ſo kommt!

ſagte ſie leiſe zu den Prieſterinnen. Die Liktoren begleiteten ſie bis vor den Tempel, und die Prieſterinnen führten die Unglükliche in ihr feſtes Gewölbe zurük, und ſie ſank jammernd und ſchwach auf ihr Lager, und ein glüklicher Schlummer ſchloß ihr mattes Auge und beruhigte das zerriſſene Herz.

Tullius fand ſeinen Sohn noch unter den Händen der Liktoren: ſein Schmerz hatte ſich in eine dumpfe Fühlloſigkeit verwandelt. Er lag auf einem Ruhebette, und ſtarrte die Deke an.

Tullius redete ihn ſanft an; allein Sylvius wandte nicht einmal ſein Auge auf ihn; ſein Ohr war den flehenden Bitten des Königs verſchloſſen. Tullius ergriff des Jünglings Hand, die am Lager herab hieng, und drükte ſie ſanft in der ſeinen; allein die Hand blieb unbeweglich wie ſein Auge.

Der König ſank an das Lager auf die Knie: mein Sohn, kannſt Du Deinem knieenden Vater widerſtehen? Sylvius wandte das Geſicht ſeitwärts, und betrachtete ihn, ohne eine Miene zu verändern. Der König lächelte ihm ſchmerzhaft zu, und gab ihm die liebkoſendſten Namen: des Jünglings Herz war der Liebe verſchloſſen.

Endlich nannte Tullius den Namen Valeria, und in Sylvius Auge und Geſicht ſtieg Leben: er legte die Hand an die Stirn, er ſpannte die Augen an, er ſchien ſich auf etwas zu beſinnen; er wandte jezt die Blike auf Tullius, eine widrige Empfindung ſchien ſein Geſicht zu beleben. Iſt ſie todt? fragte

er endlich bitter: haſt Du ſie tödten helfen? nun ſo ſei barmherzig und tödte mich auch!

Was hatteſt Du mir verſprochen, Sylvius? fragte der Greis mit ſanfter Stimme.

Mit ihr zu ſterben! O ihr guten Götter! was das für Menſchen ſind! Dieſer Greis, der mit einem Fuße ſchon vor dem Richtſtuhle Minos ſteht, verſichert mir bei allen Göttern, ſie zu retten, und verdammt ſie zum Tode, reißt ſeinen Sohn aus den Armen des Mädchens, das er ihn zuzuführen verſpricht. Hätte ich nicht das Geſchrei des Volks gehört, wäre nicht einer der Sklaven mitleidiger geweſen als Du, ich ſäße hier noch und täuſchte mich mit Hoffnungen, die Dein Verſprechen erregt hatte! Laß mich! Laß mich!

Jüngling, ich bin Roms König! Meine Pflicht —

Die haſt Du erfüllt, das hab ich geſehen! Roms König! Nun ja! aber ſo gieb mir meinen Dolch zurük, Du gerechter Mann!

Sylvius, ich hatte Dir verſprochen, ſie zu retten, oder mit Dir zu ſterben. Valeria lebt noch! Zwar — Jüngling — zwar ſehe ich kein Mittel mehr; allein ſie lebt noch! — Hoffe! Hoffe!

Wann iſt der Tag ihres Todes?

Nach dem Geſez Morgen!

Tullius, Tater! — Rede, rede, haſt Du noch Hoffnungen? Täuſche mich nicht! Sieh, Du kannſt mich hier feſſeln, Du kannſt mir Dolch und Gift entziehen; allein Du kannſt mich nicht zwingen,

Nahrung zu nehmen, oder ich kann den Athem so lange anhalten, bis er die Brust sprengt. Sterben werd ich, wenn Valeria stirbt. Ich bin ruhiger, als Du denkst! — Also hast Du noch Hoffnungen?

Tullius sah vor sich nieder, und Thränen tröpfelten auf den Sand.

Nun, mein Vater, weine nicht! Es war süß mit Valerien zu leben, ach, es ist auch süß mit ihr zu sterben! Er legte sich wieder nieder. Du bist grausam gewesen Tullius! Jezt ständen wir schon vor den Göttern, die gerechter richten als die Könige von Rom. Du entreissest mir den Dolch, und wir müssen nach der Stunde, die uns vereinigt jammern! — Du konntest uns nicht retten feiger Unmensch! warum mußtest Du uns noch martern?

Tullius dachte an den Auia, des Jünglings Vater. Dein Blut rächt sich siebenfach an mir! sagte er vor sich, und weinte laut. Sylvius, mein Sohn, ich habe Dir versprochen, sie zu retten, oder mit Dir zu sterben. Morgen reiche ich Dir den Dolch, wenn er Deines Vaters Herz zerschnitten hat. Der feige Unmensch hat den Muth nicht Dich zu überleben.

Wenn Du den Muth hast zu sterben, mein Vater, warum, o Götter! o mein geliebtester, mein angebeteter Vater, warum hast Du denn den Muth nicht, sie zu retten? Rette sie, mein Vater! Deine Sklaven, o Himmel und Erde! fallen morgen —

über die Prieſterinnen her; retten Valerien; wir fliehen in die Gebürge, und da mein Vater, ſollen meine und Valeriens Thaten ſein, Dich anzubeten, die Tage Deines Alters Dir wegzuſcherzen, Du ſollſt unſre Schuzgottheit ſein! o mein Vater! Der Jüngling warf ſich dem Könige zu Füßen, er küßte ſeine Hände, er ſah zu ihm auf mit dem Blike des rührendſten Schmerzens.

Jüngling, ich habe heilige Pflichten gegen Dich, aber ich habe eben ſo heilige gegen Rom. Der Vater kann mit dem Sohne ſterben, aber der König darf mit dem Sohne kein Bubenſtük wagen!

Bubenſtük? o heilige Natur! ſo rief der Jüngling, drehte ſich von ihm ab und knirſchte mit den Zähnen. Lebe wohl, König von Rom! ich werde ja in Rom ein Schwert finden, um dieſes heilige Bubenſtük allein auszuführen, die Unſchuld vom Tode zu retten.

Sylvius, noch ein Wort! — Morgen thue was Du willſt, Dein Tod iſt der meinige! Aber bleib noch! bleib jezt noch! die Götter hauchen mir noch eine Hoffnung ein, und verſchwindet auch die; dann o Götter! dann bin ich am Ende; dann dann laß uns zuſammen ſterben, mein Sohn!

Hoffnung, mein Vater? o ihr guten gnädigen Götter! Hoffnung mein Vater? o rede, rede! Jezt drang er auf den Greis mit alle dem fröhlichen Entzüken der Jugend ein; er ſchloß ihn in ſeine Arme, er küßte ihn Augen, Mund und Bruſt.

Laß mich! ſagte Tullius: laß mich, mein Sohn! und bleib Du ruhig hier, ohne Dich in Rom ſehen zu laſſen. Ich ſehe Dich heute nicht wieder, und morgen ſehe ich Dich zum Tode oder zum Leben. Leb wohl.

Der König überließ den Jüngling der Einſamkeit, ſeiner Angſt, ſeinen Thränen, den ſchönſten Hoffnungen und der Verzweiflung. Tullius ſank in Fabius Arme, und entdekte ihm ſeine Hoffnungen. Fabius ſchüttelte das greiſe Haupt, und ſagte: die Götter geben es! die Götter geben es! wiederholte Tullius, und faltete die Hände.

Unglüklicher als Sylvius war Valeria! nach einem kurzen Schlummer war ſie wieder erwacht. Nun hoben ſich die ſchauderhafteſten Bilder von ihrem Tode in ihrer Phantaſie. Sie rang die Hände, ſie ſchrie jezt laut auf, dann wimmerte ſie leiſe, dann ſah ſie ſtarr und ſtier auf eine Stelle. Der Anblik eines Menſchen wäre ihrem Herzen ein Labſal geweſen; ſie würde ſelbſt Tertien, der grauſamen Tertia ein fröhliches Willkommen entgegen gelächelt haben; ſie war doch ein Menſch.

Niemand erſchien, auch Tertia nicht. Dieſe ſaß in ihrer einſamen Halle, den Kopf geſtüzt und die Augen zum erſtenmal voll Thränen des Mitleids über eine andere als ſich ſelbſt. Das lange Unglük des Mädchens, (ſchon fünfzig Jahre hatte ihr Auge den Jüngling beweint den ſie liebte) dieſes lange Leiden hatte ihr Herz grauſam gemacht.

Valeriens Jammer, Sylvius Verzweiflung hatte

ihr Herz gewaltsam erschüttert; auf dem Rükwege schlug ihr Herz, sie wußte nicht ob vor Reue oder Freude. Wie Valeria wieder in das Gewölbe gebracht wurde, so nahmen die übrigen Jungfrauen schweigend und unter heissen Thränen von ihr Abschied; lange hieng Pompeja an Valeriens Munde. Tertia stand von Ferne, und sie wagte es nicht, Valeria die Lippe zu bieten.

Valeria sah sie in der Ferne stehen, sie betrachtete sie mit einem durchdringenden Blike, ach Tertia, sagte die Unglükliche: Du mußtest mich tödten, es war Deine Pflicht! Ich habe Trost, ich habe Muth, ich habe Liebe nöthig für die lezten Augenblike; auch Deiner Liebe bedarf ich, Tertia! schlag mir Deinen Kuß, und Dein Lebewohl nicht ab. Sie reichte ihr die Hand. Tertia war verwirrt, beschämt; ihr Auge füllte sich mit Zähren. Valeria rief; o Du kannst weinen Tertia! o so vergieb der sterbenden Valeria! ich glaubte mein Tod sei Dein Triumph. Sie schloß sie in ihre Arme, sie drükte sie an sich, und Tertia war bewegt, in ihre Brust floß mit Valeriens Thränen das sanfte Gefühl des Mitleids. Sie entriß sich schnell Valeriens Armen, zürnend auf sich selbst, daß sie Thränen vergossen hatte.

Sie verschloß sich in ihre Halle: sie zwang sich das Gefühl des Mitleids aus ihrer Brust zu reissen, und immer aufs Neue fühlte sie sich bewegt, wenn sie an Valerien gedachte; sie machte sich zu thun, um sie zu vergessen, und immer kehrten die Bilder

des Elends zurük, und zwangen sie zum erstenmale wieder zu süssen Thränen.

Sie fühlte eine quälende Unruhe in ihrer Brust, die sie nicht überwältigen konnte. So brachte sie den Tag zu, immer mit dem Entschlusse sich Valerien zu Füßen zu werfen, und sie zu bitten ihr ihren Haß zu verzeihen; allein ihr Stolz hielt sie ab. Sie hatte nicht den Muth der Güte ihres Herzens zu folgen, weil sie dieselbe seit so lange nicht mehr kannte.

Mitten in diesen Gedanken öffnete sich ihre Thüre und Tullius trat zu ihr in die Halle.

Mit einem Erröthen stand Tertia auf und gieng ihm entgegen. Was bringt den König von Rom zu mir? fragte sie halb verlegen.

Tertia! antwortete Tullius: nenne mich nicht König! der allerunglüklichste unter den Menschen kommt zu Dir, und flehet zu Deinen Füßen für das Leben seines Sohnes, wie von einer helfenden Gottheit. Tertia, sieh dieses graue Haupt ist mit dem Zorne der Götter belastet, diese verloschnen Augen hatten schon lange das Weinen verlernet, und haben heute unzählige Thränen vergossen! Tertia, habe Mitleiden mit einem Greise, der nach der Arbeit des Tages, gern den Abend seines Lebens in Ruhe genießen mögte! Schenke mir meinen Sohn zurük, erhalte meinem Sohne das Leben, erhalte es einem Greise, der den Muth nicht hat ihn zu überleben!

Tertia wollte ihn vom Boden aufheben,

Nein, laß mich hier liegen, laß mich den Schmerz zu Deinen Füßen tödten, wenn Du mir meine Bitte abschlägst. Tertia, noch wenige Tage und wir beide stehen dann vor Minos Stuhl, und Minos wird Dir zulächeln, wenn mein Schatten Dich noch da dankbar begleitet. Tertia, Dein Wort entscheidet über das Leben dreier Menschen. Stirbt Valeria, so ist dieser Dolch bestimmt meinen Sohn und mich wieder mit Valeria in der Unterwelt zu vereinigen!

König, der Zorn der Göttin — fieng Tertia bestürzt an.

Falle auf dieses graue Haupt! sagte der König, und ergriff Tertias Hände. Feierlich rufe ich die Göttin an, ihr Zorn falle auf dieses graue Haupt. O Tertia, sei gnädig! der König von Rom liegt zu Deinen Füßen, und empfängt mehr als ein Diadem, empfängt, was Rom nicht geben konnte, Rettung aus tiefem Elende von Deinen Händen.

Tertia sah lächelnd auf den König nieder; in ihre blasse Wange stieg eine sanfte Röthe, in ihr Auge ein gütiges Feuer, sie sah ihn einen Augenblik starr an, und gieng rasch zur Halle hinaus.

Tullius wagte es noch nicht Hoffnungen zu fassen, aber doch ahnete sein Herz Glük. Wär es möglich, ihr Götter! rief er: und er versank in stille Gebete.

Leise öffnete sich die Thüre wieder, und Tertia trat herein, Valerien an ihrer Hand. König von

Rom! sprach Tertia: hier ist Valeria! wenn ich Unrecht thue — so —

So falle das Unrecht auf meine Seele, holde Tertia, fromme Priesterin der Göttin! sagte Tullius, und drükte der Priesterin Hand an sein thränendes Auge.

Valeria stand da starr und bestürzt: sie betrachtete Tertien, und dann wieder den König, sie betrachtete die Halle mit unruhigen Bliken; es schien ihr ein Traum zu sein.

Sei ruhig, meine Tochter! sagte der König.

Wo bin ich? rief Valeria endlich mit einem tiefen Seufzer.

In den Armen Deines Vaters! in den Armen Deiner Retterin!

Valeria betrachtete Tertien erst starr und finster, nach und nach mischte ein holdes Lächeln sich in die Finsterniß ihrer Blike. Das holde Mädchen stand vor Tertia, sie sank tiefer, immer tiefer zu ihren Füßen, sie legte ihre Hand auf ihr Herz: ist es wahr, Tertia? ist es wahr, was ich aus Deinen Bliken ahne?

Tertia nahm sie in ihre Arme, und drükte einen Kuß auf ihre Lippen. Sei glüklich, Valeria! sprach sie sanft, und denke an die unglükliche Tertia, wenn Du in den Armen Deines Geliebten liegst. König ich bedarf noch diese Nacht des Leichnams einer Verstorbenen Rom zu täuschen! die tief-

ſte Nacht bedeke dieſes Geheimniß! Geht, geht und verlaßt auf immer Rom, und ſeid glüklich!

Dieſe lezten Worte ſagte ſie ſich abwendend. Tullius ſtammelte einige Worte, und in Valeriens Auge leuchtete das höchſte Entzüken; die ſtumme ſchöne Scene der Dankbarkeit.

Der König ergriff Valeriens Hand und Tertia leitete ſie aus dem Tempel, ſie öffnete die Thüre, ſei glüklich, Valeria, flüſterte ſie noch einmal, und die Thüre verſchloß ſich hinter ihnen.

Nun rette mich! rief Valeria leiſe, und eilte, und die zitternden Füße verſagten ihr die Dienſte; ſie ſank in des Königs Arme; ſie ſchwankte, und halb getragen, halb gehend kamen ſie vor Tullius Burg an.

Wer aber beſchreibt der Liebenden Entzüken, da ſie einander ſprachlos und leblos in die Arme ſanken, da die Verzweiflung in Entzüken, Schmerz in Wonne, Gram in den Rauſch der Freude zerfloß? Wer will ihn mahlen den Jüngling, wie er jezt da ſteht, ſie betrachtet, zittert, reden will, und nur das entzükte Auge gen Himmel wenden kann; ſie in ſeine Arme faßt, ſie mit ſeinen Körper umſchlingt, als ob er ihren Raub fürchte, dann ſie wieder aus ſeinen Armen läßt, um ſie zu betrachten, lächelt, weint, ſchluchzt und jauchzt?

Wer mahlt das reizende Mädchen, das in Dankbarkeit gegen die Götter und in Liebe gegen den Jüngling zerfließt, nicht weiß, ob ſie den Göttern

dankt, wenn ſie ihn an ihren Buſen drükt, beide Arme gen Himmel hebt, und den Göttern, mein Sylvius! zujauchzt? —

Wer mahlt den Greis, der in der Ferne ſteht, und lächelnd das zauberiſche Schauſpiel betrachtet, in ihre Umarmungen rennen will, und zögert weil das Schauſpiel zu reizend iſt um es zu ſtören?

O Vorſicht, du ſchenkteſt den Menſchen ein Herz für ſolche Augenblike; wehe dem Ungerechten, der dich läſtert!

So ſtanden ſie, die Stunden flogen, ihr Elend war vergeſſen. Sie lagen einander in den Armen, das war alles!

Tullius brachte das Gewand eines Sklaven. Nur mit Mühe machte er den beiden Liebenden begreiflich, daß ihre Rettung noch nicht vollendet ſei. Wirf das Gewand über, Valeria; allein eilt, meine Kinder! der Morgen darf euch nicht mehr in Rom treffen! ſagte der Alte, und entfernte ſich.

Unter liebkoſendem, ſchamhaftem, keuſchem Zögern warf Valeria das weibliche Gewand von ſich, und Sylvius zitternde Hände halfen den reizenden Mädchen die ungewohnte Kleidung anziehen. Auch in dieſer Kleidung war ſie lieblich, und neue Liebkoſungen des entzükenden Geliebten huldigten dem reizenden Sklaven.

Nun eilt, ſagte der fröhliche Alte: eilt meine Kinder! und er reichte ihnen die Hände. Sie verlieſſen die Burg des Königs, ſie giengen durch die

ſtille Nacht, und Händedrüke, und leiſe liebkoſende Worte kürzten die Reiſe, und verlängerten den Weg.

Sie waren jezt auſſer der Mauer; nun habt ihr auf immer eure Vaterſtadt verlaſſen! ſagte Tullius und wandte ſeinen Blik auf Rom zurük; die beiden Liebenden nuzten den Augenblik und ſchloſſen ſich zärtlich in ihre Arme.

So biſt Du mein! rief Sylvius.

Auf ewig! antwortete Valeria, und Rom war verſchwunden.

Jezt waren ſie auf dem Landhauſe Tullius, und der ſchönſte Morgen leuchtete zum erſtenmale wieder den Liebenden. Sylvius zeigte ſchweigend in die Wolken, und Valeria ſank in ſeine Arme, nein! jezt wird der Morgen Dich nie mehr aus meinen Armen reiſſen! rief ſie. Nein jeder Morgen wird Dich in meinen Armen weken, Valeria, und der Abend ſoll Dich an meiner Bruſt finden! ſagte Sylvius.

Tullius überließ die Glüklichen einige Stunden dem wechſelſeitigen Entzüken, und nun führte er ſie weiter gegen das Gebürge. Sie folgten, ohne zu wiſſen wohin, und ohne zu fragen wohin? Was kümmert es die Liebe, wo ſie ihre Wohnung aufſchlägt.

Am andern Tage wurde der Weg rauher, und Sylvius trug das ermattete Mädchen mehr als

sie gieng. Hier lief er voran, und wälzte einen Stein aus dem Wege, den Valeria kommen mußte, und hielt den Stein am Abhange, und lächelte der freundlichen Valeria entgegen, die eilte, und ihm helfen wollte, um den Greise den Weg zu öffnen; jezt sprang Valeria voran und bog den Dornenbusch aus dem Gestein, und winkte lachend ihm zu, daß sie ihm zuvor gekommen war, und wollte sich den Dornenbusch nicht nehmen lassen! und der Greis kam lächelnd herein, und trieb sie Beide weiter zu gehen.

Am Mittage suchte Sylvius einen schattigen Ort aus, und trug Blätter zusammen, und lud Valerien freundlich ein sich zu lagern, und nun stand er und betrachtete sie mit lachendem Auge, und ihr Auge bat ihn sich zu ihr zu sezen, und sie schob die Blätter ihn zum Size zurük.

Sie aßen, und Valeria reichte ihm das Brod, und die Milchflasche, sie bat ihn zu essen, und ließ dennoch seine Hand nicht fahren. Der Alte betrachtete sie beide, und lächelte mit Thränen in den Augen über ihre Liebe.

Endlich traten sie am Abend in ein enges Thal. Hier, hier bleiben wir die Nacht, und Morgen verlaßt ihr mich, Kinder! sprach der Greis sehr ernst!

Der Greis bog in das Thal, und beide Liebende folgten ihm, und betrachteten sich Beide betroffen über den feierlichen Ernst des Greises. Hier blei-

ben wir! dachte Sylvius, und seine Blike spähten schon nach einem bequemen Lager für Valerien und den König.

Auf einmal traf ihr Blik auf eine verfallene Hütte, die tief im Gebüsch verstekt lag. Der Alte blieb vor der Hütte auf einer Stelle stehen, und betrachtete einen Hügel der hoch mit Grase bedekt war. Ein Schauder faßte Valerien, wie sie des Königs Auge betrachtete. Endlich trat er in die Hütte mit ihnen hinein. Ein vermoderter Tisch stand in der Mitte, an den Seiten lag bedekt von Sand und Blättern ein Lager.

Hier bleiben wir! sagte Tullius noch einmal und wischte sich eine große Thräne aus dem Auge. Er warf einen schweigenden Blik auf den Jüngling, der an der Hand Valeriens da stand und den Greis betrachtete.

Tullius ergriff jezt Valerien, und legte ihre Hand in des Jünglings Hand, Sie sei dein Weib: sprach er: lebt glüklich! Valeria, sammle Blätter zum Lager für uns Dreie, ich bin Dein Gast! die Hütte ist Deines Mannes! Sylvius wollte hinaus eilen; allein Tullius ergriff ihn. Laß sie! sagte er: laß sie, ich habe mit Dir zu reden.

Valeria warf noch einen forschenden Blik auf den Greis und gieng besorgt hinaus um Blätter zu sammlen.

Sylvius, hier in dieſer Hütte haſt Du ſchon als ein Kind gelebt.

Sylvius warf ſchnell die Blike in der Hütte umher. Hier, mein Vater? —

Hier! dort lageſt Du, dort in jener Ekke, wie ich die Hütte betrat. Hier lebte Dein Vater, und der graſigte Hügel vor der Hütte iſt Deines Vaters Grab!

Meines Vaters Grab? rief der Jüngling, und eilte hinaus und warf ſich über den Hügel hin, und ein paar fromme Zähren floſſen auf den Hügel. Langſam hob er ſich vom Grabe empor, und wollte ſeinem zweiten Vater in die Arme ſinken.

Noch nicht, mein Sohn! ſagte der Alte ernſt: Deines Vaters Mörder bin ich!

Sylvius betrachtete ihn mit ſtarren Erſchreken. Ich! ſprach der Greis: ich! Ich ſchwor dem Schatten Deines Vaters, Dich glüklich zu machen; ich ſezte Dich auf den Hügel, und ſchwor es noch einmal. Ich habe mein Wort gehalten! Nicht wahr Sylvius? — — Ich habe meine Pflicht gethan, und Du Sylvius, thue die Pflicht des Sohnes!

Sylvius ſank zu den Füßen des Königs, und bedekte ſeine Hände mit Thränen und Küſſen.

Du haſt mir vergeben, Sylvius? fragte Tullius.

Mein Vater, mein angebeteter Vater, mehr als mein Vater! antwortete Sylvius und ſah den Greis mit liebevollen Blikken an.

Tullius ſank in ſeine Arme, mit dem lauten Geſchrei: mein Sohn! mein Sohn!

Valeria eilte herzu, und Tullius legte noch einmal über dem Grabe des Vaters die Hand des Sohnes in die Hand der Geliebten; und ſegnete ſeine Kinder.

Feierlich kamen ſie in die Hütte zurük; ein kleines Mahl feierte den Tag der heiligen Verbindung, und der Mond der eben über den Felſen herauf kam, leuchtete den glüklichen Menſchen.

Die aufgehende Sonne führte den König den Weg nach Rom zurük. Oft beſuchte er den ſtillen Aufenthalt, wo der Frieden, die Liebe, und die Unſchuld mit den beiden Glüklichen ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten, und nach einem ſolchen Tage ſagte Tullius lächelnd: ſo bin ich doch zuweilen König!

des Elends zurük, und zwangen sie zum erstenmale wieder zu süssen Thränen.

Sie fühlte eine quälende Unruhe in ihrer Brust, die sie nicht überwältigen konnte. So brachte sie den Tag zu, immer mit dem Entschlusse sich Valerien zu Füßen zu werfen, und sie zu bitten ihr ihren Haß zu verzeihen; allein ihr Stolz hielt sie ab. Sie hatte nicht den Muth der Güte ihres Herzens zu folgen, weil sie dieselbe seit so lange nicht mehr kannte.

Mitten in diesen Gedanken öffnete sich ihre Thüre und Tullius trat zu ihr in die Halle.

Mit einem Erröthen stand Tertia auf und gieng ihm entgegen. Was bringt den König von Rom zu mir? fragte sie halb verlegen.

Tertia! antwortete Tullius: nenne mich nicht König! der allerunglüklichste unter den Menschen kommt zu Dir, und flehet zu Deinen Füßen für das Leben seines Sohnes, wie von einer helfenden Gottheit. Tertia, sieh dieses graue Haupt ist mit dem Zorne der Götter belastet, diese verloschnen Augen hatten schon lange das Weinen verlernet, und haben heute unzählige Thränen vergossen! Tertia, habe Mitleiden mit einem Greise, der nach der Arbeit des Tages, gern den Abend seines Lebens in Ruhe genießen mögte! Schenke mir meinen Sohn zurük, erhalte meinem Sohne das Leben, erhalte es einem Greise, der den Muth nicht hat ihn zu überleben!

Tertia wollte ihn vom Boden aufheben,

an dem ſie ſaß, und den engen Fußpfad hinabſchaute, den er kommen mußte; aber ihre Liebe lebt noch in der Stille des Gemäuers; Agnes Geiſt ſchwebte zwiſchen dem Geſträuch in der Burg; der fromme Landmann erzählte mir keine Fabel; ich hörte das Schweben ihres Gangks, ich hörte ihre Seufzer in der verſchloſſenen Einſamkeit, die Ranken flatterten auf, wie ich in die verfallenen Mauern hineintrat! mein Herz fühlte den Geiſt, meine Augen ſahen ihn nicht: ſo ſei mir noch einmal gegrüßt, holdes Thal, Tempel der frömmſten Liebe!

Es war der ſchönſte Herbſtmorgen, der mich in ſein bereitſtes Gefilde hinablokte. Ich gieng von Arzbach hinab gegen die Berge zu, wo ſie links und rechts die Wege zwiſchen Klippen, Gehölz und Hügeln nach Koblenz und Montabaur ſchlängeln. Ueber mir auf der Höhe brachen einige Bauermädchen Flachs, und riefen mir lachend, guten Morgen! zu; rechts am Fuß des Berges, im Schuze ſeiner Eichen, weideten noch einige Ochſen und zwei Knaben, ihre Hüter lokten die Flamme aus dürrem Geſträuch empor. Ich folgte dem Bache, der in hundert Krümmungen durch eine Wieſe hinrauſchte. Der Bach führte mich an eine Mühle, ich gehe über eine Holzbrüke, einigen Häuſern vorüber. Kaum bin ich noch hundert Schritte meinem Fußpfade hart am Holz, das in einem ſchönen Amphitheater am Berge ſtand, gefolgt, ſo ſeh ich mich auf einmal in einem engen Thale befangen, durch welches der Bach fortrauſcht

te, zweifelhaft jezt in der Mitte dahin lief, dann ſich zu dieſer Seite wandte, dann zu jener. Ich war in mich verlohren dahin geträumt. Ich hebe meine Augen auf, und das Thal ſteht wie durch Zauberei ganz blühend vor mir. Es waren Ranken, die mit einer weißen Wolle den Frühling herbei zauberten, und die der Landmann Mühlheken nennt. Ich war heiter geworden. Singend gieng ich weiter, bald führte mich der Fußpfad den Berg, der das Thal verſchloß, hinauf; dann wieder hinab. Bald krümmte ſich das Thal vor mir rechts hinein, und gab mir eine neue Ausſicht; bald verengte es ſich, bald wurde es weiter. Immer heimlicher und verſchloßner wurde das Thal, immer höher die Bergwände, die es einſchloſſen, nur vor mir lagen die Ruinen einer zerſtörten Stükgieſſerei, weiter hin ſtieg der Rauch von einer Silberhütte in die Wolken, und oben krönten die blauen Berge von Embs die nähern Hügel. Ich folgte nun mit meinen Bliken dem Rauche der Schmelzhütte in die Höhe, und nun gewahre ich eines weißen Gemäuers ganz über mir im Holzgebirg.

Ein Landmann begegnet mir, ich frage ihn, was das für Ruinen ſind? und er ſagt mir, die Sporkburg. Mann nennt ſie auch die Spükenburg, denn es ſoll nicht geheuer darauf ſein. Sie gehört jezt dem Grafen Metternicht. Ich frage weiter, und nun erzählt mir der Mann die rührendſte Geſchichte der Liebe. Ich horchte noch lange, wie er fertig war! auf dem Rükwege erſtieg ich die Burg, mei-

nen Busen noch voll von der Erzählung. Da saß ich auf einem Steine, mitten zwischen den Mauern, und träumte mich hin in die Zeiten, wo diese Burg noch bewohnt war.

Dies ist die Sage von der Sporkburg. Jenseits des Rheins hinter Koblenz hart an der Mosel lag im Gebirge der Schneestein, die prächtigste Burg des ganzen Gaus. Hoch leuchteten die weißen Thürme der Burg von weitem über den Wald weg, wie Eisfelsen. Vierzehn Thürme schüzten die Mauren und Zugänge; sechs Zugbrüken trennten und verbanden die Burg mit der übrigen Welt. Die Mosel spielte um ihren Fuß her. Heere hatten oft den Schneestein belagert. Die Herren der Burg feierten Feste, die Belagerer hörten von weitem die Rundgesänge, den Becherklang, die Saiten der Harfen; sie sahen die erleuchteten Säle: sie hörten die rauschenden Tritte der Tanzenden, die der Belagerer spotteten, und die Heere zogen beschämt von dem Schneestein ab. Seit Jahrhunderten hatten die Herren der Burg die Säle mit Schäzen und Waffen angefüllt; mächtige Ritter nannten sich Vasallen der Burg; die umliegende Gegend war das Lehn der Freiherren von Erthal, Herren des Schneesteins.

Jezt lebte und herrschte auf dem Schneestein Siegebert von Erthal, der glükliche Ritter des Reichs. Sein waren die grösten Besizungen am Rhein und der Mosel, der Schneestein und zehn andere feste Burgen; sein war der Ruhm, nie im Turnier besiegt zu

ſein; ſein die Gnade des Kaiſers; ſein die Liebe ſeiner Unterthanen; allein, was ihm mehr galt als alles, war ſeine Tochter Bertha. Die ſchönſte und edelſte Dame Italiens, die Gräfin Aoſta war ihre Mutter geweſen. In Florenz war Bertha erzogen bis an den Tod ihrer Mutter; dann kehrte ſie in die Arme ihres von Jeruſalem heimkehrenden Vaters zurük, und wurde der Stolz Deutſchlands, wie ſie der Stolz Italiens geweſen war.

Ihr Vater ſelbſt erſtaunte, wie ihn Bertha auf ſeiner Burg empfieng. Stolz trat er daher, hundert Ritter in ſeinem Gefolge; Trompeten tönten von allen Thürmen. Am Eingange der Burg ſtand Bertha. Groß und edel war ihre Geſtalt; wie ein Bild der ernſten Gerechtigkeit ſtand ſie da. Nun eilte ſie ihrem Vater entgegen; ihr Gang war ſtolz, ihr Blik majeſtätiſch. Sie kniete vor ihrem Vater, und drükte ſeine Hand an ihre Bruſt. Er ſchlug einen fröhlichen Blik auf Bertha; dann ſah er umher auf ſeine Vaſallen, als ob er ſie aufforderte, ſeinen größren Triumph, Bertha vor ihm auf den Knieen zu ſehen.

Mein Vater! ſagte Bertha. Meine Bertha! rief der Vater. Der Name Tochter ſchien ihm ſelbſt noch zu vertraulich. Er hob ſie auf, drükte ſie in ſeine Arme, und führte ſie an ſeiner Hand in die Burg zurük. In ehrerbietiger Ferne hatten die Ritter den Anblik geſehen! In ſtiller Ehrfurcht folgten ſie Vater und Tochter in die Burg. Welch ein Weib! dachte jeder mit ſchlagendem Herzen: welch ein Weib! voll-

te einer einem andern zuzischeln. Bertha's herrschender Blik traf ihn, und der Ritter schwieg, als ob der Gedanke an Bertha ein Verbrechen wäre.

Da stand sie mit ihrem Vater im Rittersaale, und die Ritter in einem großen gedrängten Kreise um sich her. Eine Minute betrachtete der Vater seine Tochter; dann legte er ihr die Hand auf die schwarzen Loken, und sagte nun: Mein Kind! Sie schlug die weißen Arme um seine Schultern und rief: mein ehrwürdiger, edler Vater! seid mir willkommen in eurem Vaterlande, und auch Ihr tapfern Freunde unsers Hauses! Ihre Stimme tönte wie der stolze helle Laut der Harfe. Die Ritter beugten alle das Haupt vor Bertha. Ich habe euch allen viel zu danken, fuhr sie lächelnd fort; denn ihr bringt mir meinen Vater wieder.

Hier ergriff Erthal einen Ritter bei der Hand und führte ihn aus dem Kreise hervor. Dann, Bertha, hättest du diesem am meisten zu danken! Schwarzenberg hat deinem Vater das Leben gerettet! Bertha sah den Jüngling an mit einem Auge, worin sich der ganze Himmel verklärte. Seid mir willkommen! tausendmal willkommen, Retter meines Vaters! wie soll ich Euch danken! nehmt, was mir das wertheste ist, das Geschenk meiner seligen Mutter! Sie wand von ihren Hüften einen goldenen Gürtel; sie näherte sich dem Jüngling, der zitternd mit brennenden Augen da stand; sie wand ihm die Schärpe um den Harnisch, und wie ihre Hände ihn

berührten, so bebte er, er öffnete die Lippen, etwas zu sagen, und verschloß sie wieder: denn sie hob an zu reden. Dieser Gürtel hat unter meinem Herzen geruht, und von nun an, glaubt mir, Ritter, soll mein Herz nie aufhören, mit dankbaren Empfindungen für Euch zu schlagen.

Ein Feuerstrom floß bei diesen Worten aus dem Gürtel in des Jünglings Herz. Er ergriff Bertha's Hand, und beugte sich auf sie nieder, ohne sie mit seinen Lippen zu berühren. Fräulein, seufzte er: wie überschwenglich lohnt Ihr! Jezt ist mein Leben Euer! — und unseres! riefen die andern hundert Stimmen, und schlossen einen Kreis um Bertha. Amen! rief Erthal, und küßte Bertha's Lippen. Bertha verbeugte sich gegen die Ritter, und ihre Herzen waren Bertha's.

Fest an Fest auf Erthals Burg, und Bertha die Göttin der Feste. Ihr Name tönte auf jedem Turnier, ihre Farbe siegte überall. Der Ruf ihrer Schönheit flog von den Ufern des Rheins bis an die Ufer der Oder. Bertha von Erthal! war der Name, wenn die Ritter von der Liebe redeten. Bertha! seufzten die Ritter, nur leise, nur in der Seele. Jeder verhüllte seine Liebe in stiller Ehrfurcht, jeder bewachte seine Blike. Es war die stolze Bertha, welche die Ritter anbeteten, die Liebe gab, ohne Liebe zu fühlen.

Die schöne Bertha! sagte man nicht allein; die edle Bertha! riefen eben so viele Stimmen. Vom

Schneeſtein ab, die Moſel hinauf, bis an die Saar und den Rhein war nicht eine Hütte, in der nicht Bertha's Name unter Thränen des Danks genannt wurde. Kein Armer hatte je Bertha geſehen. Ihre wohlthätige Hand ſandte im Dunkeln Hülfe, wie die Hand Gottes; ſie ſegnete und blieb unſichtbar. Kein Armer wagte es, ihr zu danken; ihr ernſter Blik zerſtörte die Worte, ehe ſie den Lippen entflohen. Bertha half, und verſchmähete den Dank der Erretteten, und Bertha's Name tönte noch inniger, noch heiliger in den Hütten der Armen, als auf den Burgen der Edlen. Gerechtigkeit wohnte in dem Kreiſe, den Bertha beherrſchte. Bertha ſchlichtete die Fehden der Edlen, und Bertha's Spruch war gerecht wie das Gottesgericht.

Alle Ritter im Rheingau huldigten Bertha; aus der Nähe und der Ferne kamen die Edlen nach dem Schneeſtein. Nur allein Egbert von Montabor nicht. Schon lange hatte ein Streit zwiſchen Erthal und den Montabors geherrſcht. Beide Häuſer machten Anſprüche auf Winningen, ein Dorf an der Moſel. Egbert war jezt durch den Tod ſeines Vaters Herr von Montabor geworden. Erthal ſandte einen Wappenherold nach Winningen, und ließ ſich nach dem Tode des alten Montabors huldigen. Dies entzündete aufs neue die Fehde zwiſchen Erthal und Montabor. Heere ſtanden gegen einander; Erbitterung ſtritt mit Erbitterung. Erthal that, auf Bertha's Bitten, dem Ritter Egbert Vorſchläge zum Frieden. Er bot ihm ein Dorf

Sylvius, hier in dieſer Hütte haſt Du ſchon als ein Kind gelebt.

Sylvius warf ſchnell die Blike in der Hütte umher. Hier, mein Vater? —

Hier! dort lageſt Du, dort in jener Ekke, wie ich die Hütte betrat. Hier lebte Dein Vater, und der graſigte Hügel vor der Hütte iſt Deines Vaters Grab!

Meines Vaters Grab? rief der Jüngling, und eilte hinaus und warf ſich über den Hügel hin, und ein paar fromme Zähren floſſen auf den Hügel. Langſam hob er ſich vom Grabe empor, und wollte ſeinem zweiten Vater in die Arme ſinken.

Noch nicht, mein Sohn! ſagte der Alte ernſt: Deines Vaters Mörder bin ich!

Sylvius betrachtete ihn mit ſtarren Erſchreken. Ich! ſprach der Greis: ich! Ich ſchwor dem Schatten Deines Vaters, Dich glüklich zu machen; ich ſezte Dich auf den Hügel, und ſchwor es noch einmal. Ich habe mein Wort gehalten! Nicht wahr Sylvius? — — Ich habe meine Pflicht gethan, und Du Sylvius, thue die Pflicht des Sohnes!

Sylvius ſank zu den Füßen des Königs, und bedekte ſeine Hände mit Thränen und Küſſen.

Du haſt mir vergeben, Sylvius? fragte Tullius.

Mein Vater, mein angebeteter Vater, mehr als mein Vater! antwortete Sylvius und ſah den Greis mit liebevollen Blikken an.

Tullius sank in seine Arme, mit dem lauten Geschrei: mein Sohn! mein Sohn!

Valeria eilte herzu, und Tullius legte noch einmal über dem Grabe des Vaters die Hand des Sohnes in die Hand der Geliebten; und segnete seine Kinder.

Feierlich kamen sie in die Hütte zurük; ein kleines Mahl feierte den Tag der heiligen Verbindung, und der Mond der eben über den Felsen herauf kam, leuchtete den glüklichen Menschen.

Die aufgehende Sonne führte den König den Weg nach Rom zurük. Oft besuchte er den stillen Aufenthalt, wo der Frieden, die Liebe, und die Unschuld mit den beiden Glüklichen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und nach einem solchen Tage sagte Tullius lächelnd: so bin ich doch zuweilen König!

Stolz und Liebe.

War denn dieſe Flammen-Liebe
Freier Willkühr heimgeſtellt?
Nein! den Saamen ſolcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.

Bürger.

Sei mir gegrüßt, holdes Thal der Liebe! Sei mir gegrüßt in deinem Bilde, das mich noch jezt beſucht! — Ach! könnte ich die Empfindungen auf das kalte Papier zaubern, welche dein Anblik in meinem Buſen wekte; könnte ich die Thränen hervorpreſſen, welche die jammernde und beglükte Liebe in deinem Schooße weinte! — Das treuſte Herz hat dich zum Tempel der Liebe geweiht, enges, reizendes Thal! In dem Rieſeln deines Bachs leben die Seufzer noch, welche der Schmerz und die Freude der Liebe entriß; der Grabhügel iſt verſunken, wo Agnes Aſche ruht; aber ihr Geiſt ſchwebt noch zwiſchen den Ranken des Thals, dem Wohnſiz ihrer glüklichen Liebe; das kleine Zimmer, wo Agnes nach dem Geliebten ausſah, iſt nichts, als eine Mauer noch; Dornen haben das Fenſter verſchleiert,

an dem ſie ſaß, und den engen Fußpfad hinabſchaute, den er kommen mußte; aber ihre Liebe lebt noch in der Stille des Gemäuers; Agnes Geiſt ſchwebte zwiſchen dem Geſträuch in der Burg; der fromme Landmann erzählte mir keine Fabel; ich hörte das Schweben ihres Ganges, ich hörte ihre Seufzer in der verſchloſſenen Einſamkeit, die Ranken flatterten auf, wie ich in die verfallenen Mauern hineintrat! mein Herz fühlte den Geiſt, meine Augen ſahen ihn nicht: ſo ſei mir noch einmal gegrüßt, holdes Thal, Tempel der frömmſten Liebe!

Es war der ſchönſte Herbſtmorgen, der mich in ſein bereitſtes Gefilde hinablokte. Ich gieng von Arzbach hinab gegen die Berge zu, wo ſie links und rechts die Wege zwiſchen Klippen, Gehölz und Hügeln nach Koblenz und Montabaur ſchlängeln. Ueber mir auf der Höhe brachen einige Bauermädchen Flachs, und riefen mir lachend, guten Morgen! zu; rechts am Fuß des Berges, im Schuze ſeiner Eichen, weideten noch einige Ochſen und zwei Knaben, ihre Hüter lokten die Flamme aus dürrem Geſträuch empor. Ich folgte dem Bache, der in hundert Krümmungen durch eine Wieſe hinrauſchte. Der Bach führte mich an eine Mühle, ich gehe über eine Holzbrüke, einigen Häuſern vorüber. Kaum bin ich noch hundert Schritte meinem Fußpfade hart am Holz, das in einem ſchönen Amphitheater am Berge ſtand, gefolgt, ſo ſeh ich mich auf einmal in einem engen Thale befangen, durch welches der Bach forttrauſcht

te, zweifelhaft jezt in der Mitte dahin lief, dann ſich zu dieſer Seite wandte, dann zu jener. Ich war in mich verlohren dahin getraümt. Ich hebe meine Augen auf, und das Thal ſteht wie durch Zauberei ganz blühend vor mir. Es waren Ranken, die mit einer weißen Wolle den Frühling herbei zauberten, und die der Landmann Mühlheken nennt. Ich war heiter geworden. Singend gieng ich weiter, bald führte mich der Fußpfad den Berg, der das Thal verſchloß, hinauf; dann wieder hinab. Bald krümmte ſich das Thal vor mir rechts hinein, und gab mir eine neue Ausſicht; bald verengte es ſich, bald wurde es weiter. Immer heimlicher und verſchloßner wurde das Thal, immer höher die Bergwände, die es einſchloſſen, nur vor mir lagen die Ruinen einer zerſtörten Stükgieſſerei, weiter hin ſtieg der Rauch von einer Silberhütte in die Wolken, und oben krönten die blauen Berge von Embs die nähern Hügel. Ich folgte nun mit meinen Bliken dem Rauche der Schmelzhütte in die Höhe, und nun gewahre ich eines weißen Gemäuers ganz über mir im Holzgebirg.

Ein Landmann begegnet mir, ich frage ihn, was das für Ruinen ſind? und er ſagt mir, die Sporkburg. Mann nennt ſie auch die Spükenburg, denn es ſoll nicht geheuer darauf ſein. Sie gehört jezt dem Grafen Metternicht. Ich frage weiter, und nun erzählt mir der Mann die rührendſte Geſchichte der Liebe. Ich horchte noch lange, wie er fertig war! auf dem Rükwege erſtieg ich die Burg, mei-

nen Busen noch voll von der Erzählung. Da saß ich auf einem Steine, mitten zwischen den Mauern, und träumte mich hin in die Zeiten, wo diese Burg noch bewohnt war.

Dies ist die Sage von der Sporkburg. Jenseits des Rheins hinter Koblenz hart an der Mosel lag im Gebirge der Schneestein, die prächtigste Burg des ganzen Gaus. Hoch leuchteten die weißen Thürme der Burg von weitem über den Wald weg, wie Eisfelsen. Vierzehn Thürme schüzten die Mauren und Zugänge; sechs Zugbrüken trennten und verbanden die Burg mit der übrigen Welt. Die Mosel spielte um ihren Fuß her. Heere hatten oft den Schneestein belagert. Die Herren der Burg feierten Feste, die Belagerer hörten von weitem die Rundgesänge, den Becherklang, die Saiten der Harfen; sie sahen die erleuchteten Säle: sie hörten die rauschenden Tritte der Tanzenden, die der Belagerer spotteten, und die Heere zogen beschämt von dem Schneestein ab. Seit Jahrhunderten hatten die Herren der Burg die Säle mit Schäzen und Waffen angefüllt; mächtige Ritter nannten sich Vasallen der Burg; die umliegende Gegend war das Lehn der Freiherren von Erthal, Herren des Schneesteins.

Jezt lebte und herrschte auf dem Schneestein Siegebert von Erthal, der glükliche Ritter des Reichs. Sein waren die grösten Besizungen am Rhein und der Mosel, der Schneestein und zehn andere feste Burgen; sein war der Ruhm, nie im Turnier besiegt zu

ſein; ſein die Gnade des Kaiſers; ſein die Liebe ſeiner Unterthanen; allein, was ihm mehr galt als alles, war ſeine Tochter Bertha. Die ſchönſte und edelſte Dame Italiens, die Gräfin Aoſta war ihre Mutter geweſen. In Florenz war Bertha erzogen bis an den Tod ihrer Mutter; dann kehrte ſie in die Arme ihres von Jeruſalem heimkehrenden Vaters zurük, und wurde der Stolz Deutſchlands, wie ſie der Stolz Italiens geweſen war.

Ihr Vater ſelbſt erſtaunte, wie ihn Bertha auf ſeiner Burg empfieng. Stolz trat er daher, hundert Ritter in ſeinem Gefolge; Trompeten tönten von allen Thürmen. Am Eingange der Burg ſtand Bertha. Groß und edel war ihre Geſtalt; wie ein Bild der ernſten Gerechtigkeit ſtand ſie da. Nun eilte ſie ihrem Vater entgegen; ihr Gang war ſtolz, ihr Blik majeſtätiſch. Sie kniete vor ihrem Vater, und drükte ſeine Hand an ihre Bruſt. Er ſchlug einen fröhlichen Blik auf Bertha; dann ſah er umher auf ſeine Vaſallen, als ob er ſie aufforderte, ſeinen größren Triumph, Bertha vor ihm auf den Knieen zu ſehen.

Mein Vater! ſagte Bertha. Meine Bertha! rief der Vater. Der Name Tochter ſchien ihm ſelbſt noch zu vertraulich. Er hob ſie auf, drükte ſie in ſeine Arme, und führte ſie an ſeiner Hand in die Burg zurük. In ehrerbietiger Ferne hatten die Ritter den Anblik geſehen; in ſtiller Ehrfurcht folgten ſie Vater und Tochter in die Burg. Welch ein Weib! dachte jeder mit ſchlageindem Herzen: welch ein Weib! voll-

te einer einem andern zuzüscheln. Bertha's herrschender Blik traf ihn, und der Ritter schwieg, als ob der Gedanke an Bertha ein Verbrechen wäre.

Da stand sie mit ihrem Vater im Rittersaale, und die Ritter in einem großen gedrängten Kreise um sich her. Eine Minute betrachtete der Vater seine Tochter; dann legte er ihr die Hand auf die schwarzen Loken, und sagte nun: Mein Kind! Sie schlug die weißen Arme um seine Schultern und rief: mein ehrwürdiger, edler Vater! seid mir willkommen in eurem Vaterlande, und auch Ihr tapfern Freunde unsers Hauses! Ihre Stimme tönte wie der stolze helle Laut der Harfe. Die Ritter beugten alle das Haupt vor Bertha. Ich habe euch allen viel zu danken, fuhr sie lächelnd fort; denn ihr bringt mir meinen Vater wieder.

Hier ergriff Erthal einen Ritter bei der Hand und führte ihn aus dem Kreise hervor. Dann, Bertha, hätteſt du diesem am meisten zu danken! Schwarzenberg hat deinem Vater das Leben gerettet! Bertha sah den Jüngling an mit einem Auge, worin sich der ganze Himmel verklärte. Seid mir willkommen! tausendmal willkommen, Retter meines Vaters! wie soll ich Euch danken! nehmt, was mir das wertheſte ist, das Geschenk meiner seligen Mutter! Sie wand von ihren Hüften einen goldenen Gürtel; sie näherte sich dem Jüngling, der zitternd mit brennenden Augen da stand; sie wand ihm die Schärpe um den Harnisch, und wie ihre Hände ihn

berührten, so bebte er, er öffnete die Lippen, etwas zu sagen, und verschloß sie wieder: denn sie hob an zu reden. Dieser Gürtel hat unter meinem Herzen geruht, und von nun an, glaubt mir, Ritter, soll mein Herz nie aufhören, mit dankbaren Empfindungen für Euch zu schlagen.

Ein Feuerstrom floß bei diesen Worten aus dem Gürtel in des Jünglings Herz. Er ergriff Bertha's Hand, und beugte sich auf sie nieder, ohne sie mit seinen Lippen zu berühren. Fräulein, seufzte er: wie überschwenglich lohnt Ihr! Jezt ist mein Leben Euer! — und unseres! riefen die andern hundert Stimmen, und schlossen einen Kreis um Bertha. Amen! rief Erthal, und küßte Bertha's Lippen. Bertha verbeugte sich gegen die Ritter, und ihre Herzen waren Bertha's.

Fest an Fest auf Erthals Burg, und Bertha die Göttin der Feste. Ihr Name tönte auf jedem Turnier, ihre Farbe siegte überall. Der Ruf ihrer Schönheit flog von den Ufern des Rheins bis an die Ufer der Oder. Bertha von Erthal! war der Name, wenn die Ritter von der Liebe redeten. Bertha! seufzten die Ritter, nur leise, nur in der Seele. Jeder verhüllte seine Liebe in stiller Ehrfurcht, jeder bewachte seine Blike. Es war die stolze Bertha, welche die Ritter anbeteten, die Liebe gab, ohne Liebe zu fühlen.

Die schöne Bertha! sagte man nicht allein; die edle Bertha! riefen eben so viele Stimmen. Vom

Schneestein ab, die Mosel hinauf, bis an die Saar und den Rhein war nicht eine Hütte, in der nicht Bertha's Name unter Thränen des Danks genannt wurde. Kein Armer hatte je Bertha gesehen. Ihre wohlthätige Hand sandte im Dunkeln Hülfe, wie die Hand Gottes; sie segnete und blieb unsichtbar. Kein Armer wagte es, ihr zu danken; ihr ernster Blik zerstörte die Worte, ehe sie den Lippen entflohen. Bertha half, und verschmähete den Dank der Errretteten, und Bertha's Name tönte noch inniger, noch heiliger in den Hütten der Armen, als auf den Burgen der Edlen. Gerechtigkeit wohnte in dem Kreise, den Bertha beherrschte. Bertha schlichtete die Fehden der Edlen, und Bertha's Spruch war gerecht wie das Gottesgericht.

Alle Ritter im Rheingau huldigten Bertha; aus der Nähe und der Ferne kamen die Edlen nach dem Schneestein. Nur allein Egbert von Montabor nicht. Schon lange hatte ein Streit zwischen Erthal und den Montabors geherrscht. Beide Häuser machten Ansprüche auf Winningen, ein Dorf an der Mosel. Egbert war jezt durch den Tod seines Vaters Herr von Montabor geworden. Erthal sandte einen Wappenherold nach Winningen, und ließ sich nach dem Tode des alten Montabors huldigen. Dies entzündete aufs neue die Fehde zwischen Erthal und Montabor. Heere standen gegen einander; Erbitterung stritt mit Erbitterung. Erthal that, auf Bertha's Bitten, dem Ritter Egbert Vorschläge zum Frieden. Er bot ihm ein Dorf

jenſeit des Rheins für Winningen. Egbert ſchlug es aus, und die Schaaren zogen gegen einander.

Und wer iſt denn dieſer blutdürſtige Egbert? fragte Bertha die verſammleten Ritter. Deutſchlands ſtolzeſter Ritter! antwortete einer. Der edelſte, der wohlthätigſte Mann des Gaus! ſagte ein anderer. Ein ſchöner Mann! gerecht, edel und wohlthätig, lächelte Bertha; und dennoch unſer Feind? ſo hätten wir ja Unrecht, wenn er ſo wäre. Bertha hörte ſo viel in dieſen Tagen von Egbert erzählen, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, zu wünſchen, ihn zu ſehen.

Die Heere rükten gegen einander; Erthal und Egbert an der Spize ihrer Schaaren. Täglich hörte Bertha jezt von den Boten, von den Verwundeten Egberts Thaten. Er allein widerſtand der verſammleten Ritterſchaft, die für Bertha ſtritt; er allein war die Seele des Heeres, das Leben der Unternehmungen. Reuters Knechte, die Egberts Gefangene geweſen waren, konnten nicht aufhören Berthan von des Ritters Edelmuth, Güte und Freundlichkeit zu erzählen. Ich wüßte, was ich thäte, ſezte ein Alter ſeinen Erzählungen hinzu: wenn ich Euer Vater wäre, ich machte der Fehde durch eine Heirath ein Ende. Denn, Fräulein, wo iſt der Edle, der mit Recht ſagen mag, ich bin Bertha's werth, wenns nicht Montabor iſt? und Ihr allein, holdes Fräulein, verdient die Krone aller Ritter, Egbert von Montabor.

Endlich ohne Sieg und ohne Schande kehrte Erthal und ſeine Schaaren wieder nach dem Schneeſtein

zurük, um auszuruhen von dem Umherstreifen. Ein Gefangener war seine Beute, ein stattlicher Mann, der nur der Menge unterlegen war, die ihn zwischen den Höhlen der Rheinfelsen trafen. Bertha that dem Gefangenen wohl, und Erthal versuchte ihn mit reichen Anerbietungen von Egbert abzuziehen.

Und wenn die Heiligen gegen Egbert kämpften, sagte der Gefangene fröhlich, so wollte ich seine Parthei halten. Ich bin Egberts im Leben und im Tode.

Und womit hält er euch so fest? fragte Bertha.

Womit Ihr alle Ritter festhaltet, Fräulein, antwortete der Knecht: mit Edelmuth und Liebe! Bertha erröthete.

Einige Tage darauf meldete der Burgvogt einen Ritter; er hielt am Vorsprunge, und wollte seinen Namen nur Erthalen sagen. Erthal befahl, ihn einzulassen. Erthal gieng hinaus, und führte den Ritter hinein. Bertha saß da eben und hatte ihrem Vater vorgespielt; die Harfe lag noch an ihrer Schulter, wie die Thüre sich öffnete und der fremde Ritter mit ihrem Vater herein trat. Schlank war des Ritters Wuchs, sein Gang edel, er sah durchs Visier auf Bertha; dann wandte er sich schnell zu Erthal, schlug das Visier auf, und funkelnde Blike trafen unter dem Eisen hervor. Bertha schaute voll Erstaunen auf das schöne, edle Antliz des Fremden.

Ich bin Egbert von Montabor! fieng der Fremde zu Erthal an. Egbert? riefen Vater und Toch-

ter. Mann, welche Verwegenheit! sezte Erthal bestürzt hinzu: . . . . . .

Mich selbst in Eure Hände zu liefern, meint Ihr? Gut, ich bin hier, wenn Ihr dürft, Euer Gefangener. Aber ich bin bei Erthal, einem deutschen Ritter; ich fürchte nichts. Er sezte sich ruhig an den Tisch. Ich bin hieher gekommen, um unsere Fehde abzumachen. Ihr wollt Winningen von mir ertrozen. Ich bin nicht der Mann, von dem sich etwas ertrozen läßt. Hattet Ihr Recht, warum kamt Ihr nicht zu mir, und sagtet: Egbert, das Recht ist auf meiner Seite! Meint Ihr, daß ich selbst meine lezte Hütte dem Recht verweigern würde? Mein Reichthum ist mein Herz und mein Degen. Warum sandtet Ihr den Herold nach Winningen, und ließet meine Unterthanen verpflichten? Ich bin ein freier deutscher Ritter, wie Ihr; warum sollte ich der Gewalt weichen? Winningen ist mein! mein Recht ist so deutlich, daß ein Weib darüber entscheiden mag. Da sizt wahrscheinlich Eure Tochter Bertha, laßt sie entscheiden!

Ihr möget meiner Gerechtigkeit leicht mehr zutrauen, als meinem Verstande; auch dieser Streit möchte mir noch zu schwer sein. Laßt mich weg.

Auch das! sagte Egbert, stüzte sich auf seinem Arm, und fuhr fort: Winningen ist mein, und jezt trete ich es Euch ab, Erthal. Ihr habt einen Knecht von mir gefangen, gebt mir den zurük.

Für den Knecht mein? fragte Erthal.

Gebt mir den Knecht, und Winningen iſt Euer.

Und wie? wenn ich Euch den Knecht gäbe, und Winningen bliebe Euer, was würdet Ihr dann ſagen?

Erthal hat ſeine Schuldigkeit gethan, würde ich ſagen.

Ihr ſeid ein ſtolzer Mann, Egbert.

Das ſollte jeder Deutſcher ſein.

Der fremdes Verdienſt aus Stolz nicht ſehen will.

Dies ſind Vorwürfe; darauf nichts! Gebt mir meinen Knecht.

Er iſt mein Gefangener.

Das weiß ich. Ich bitte Euch alſo, gebt ihn mir, und ſezt ſein Löſegeld.

Ich ſchenke ihn Bertha.

Und Ihr, Fräulein —

Geſchwind nehmt hin: Ihr thut mir einen Gefallen; der Mann ſoll mir keine Verbindlichkeit ſchuldig ſein, dem ſie ſo ſchwer wird.

Egbert lächelte. Und Winningen, Erthal?

Bleibt Euer, ſagte Erthal finſter: ich muß Euren Beſuch doch mit etwas belohnen.

Egbert hielt Erthalen die Hand hin. Erthal, ſagte er, ſeid nicht empfindlich. Ich kann freundliche Blike fodern. Ich bin euer Gaſt, ich bleibe über Mittag hier. Laßt mich meinen Knecht ſehen.

Erthal gieng hinaus, und Egbert ſagte: ich habe Euch im Spielen geſtört, Fräulein?

Ihr ſeid ſo gerade heraus mit dem, was Ihr

denkt, daß ich nicht ſpielen will, um nicht getadelt zu werden.

Fräulein, ich glaube nicht, daß das Euer Ernſt iſt. Ich habe von der ſchönen, klugen, guten, von der ſtolzen Bertha von Erthal habe ich gehört. Jezt habe ich ſie ſo gefunden: aber nie habe ich ein Wort gehört, daß Bertha eitel wäre. Gebt Euch ſelbſt kein ſchlimmer Zeugniß, als die Welt.

Bertha erröthete ein wenig. In dem Augenblik trat der Knecht mit Erthal in das Gemach. Egbert ſprang auf, ihm mit den Worten entgegen: Lieber, getreuer, guter Georg, mein Waffenbruder! ich mußte den Ort ſehen, wo du ein Gefangener warſt, und mußte dem Manne danken, der dich ſchonend behandelte. Nicht, Georg, dir iſt hier wohl geweſen?

Das Fräulein hat mich vergeſſen laſſen, daß ich gefangen war; ſie hat wie eine Mutter an mir gehandelt.

Hat ſie? ſprach Egbert mit leuchtenden Augen, und wandte ſich zu Bertha. Fräulein, ich danke Euch! Ihr habt meinem Freunde wohlgethan. Laßt mich Eure wohlthätige Hand küſſen. Er drükte Bertha's Hand an ſeine Lippen. Sein Ton war ſo fröhlich, ſo innig, daß Bertha ihm dieſe Vertraulichkeit nicht übel nehmen konnte.

Ihr ſeid ein ſondrer Mann, ſagte ſie lachend: Ihr dankt für ein Nichts, und wenn man Euch eine Krone ſchenkte, ich glaube, Ihr würdet ſagen, man ſei ſie Euch ſchuldig.

Eine Krone auch, und dieſer Mann. Nun, mein guter Georg, unſere Fehde hat ein Ende; du haſt Frieden gemacht. Eile, lauf; oben im Eichenhorſt, den Weg an den Rhein zu, wartet dein Weib und deine Kinder auf dich! Die Freude ſollteſt du noch einige Minuten früher haben. Er drükte den Mann an ſeine Bruſt. Georg drükte ſeinem Herrn die Hand und flog hinaus in die Umarmungen ſeines Weibes und ſeiner Kinder.

Nach und nach verſammleten ſich mehrere Ritter bei Erthal. Man erſtaunte, Egbert zu ſehen. Egbert ſtand da unter ihnen ruhig, groß, nahm Theil an ihrem Geſpräch, als ob ſie ſeine Feinde nicht, ſondern alle ſeine Gäſte und Freunde wären. Man ſang Lieder zu Bertha's Lobe, und allein Egbert ſang das Lob der Beſcheidenheit. Man fragte Egbert, warum er Bertha's Reize nicht ſänge, und Egbert lächelte und ſagte: ich betrachte die Roſe; ich küſſe ſie nicht; mein Kuß möchte die ſchöne, beſcheidene Knoſpe öffnen! Bertha erröthete.

Die Thüre flog auf, und der Ritter Wegeleben ſtürzte ins Zimmer. Hier finde ich Euch, Egbert von Montabor! Gebt mir Antwort! der Ruf ſprach von Euch als dem edelſten Manne des Gaus; wärt Ihr ein Elender, ſo ſäht Ihr mich nie bei Euch. Meines Bruders Tochter Mathilde war Eure verlobte Braut? redet!

Bertha ſtand auf, und Egbert ſah ernſt. Das

war sie! sagte er. Ich muß Euch das selbst erzählen, fuhr er fort: Ich war mit der schönen Mathilde von Wegeleben verlobt; der Tag war schon angesezt, an dem uns das Sakrament verbinden sollte; auf einmal bleibe ich weg, die Verbindung geht zurük. Nun frage ich Euch, versammlete Ritter und Freunde, haltet Ihr mich eines so schlechten Streichs, ein Mädchen ohne wichtige Gründe zu verlassen, für fähig?

Nein: riefen alle.

Und das arme Mädchen, fuhr Wegeleben fort, verjammert jezt ihr Leben und stirbt hin mit ihrem verschmäheten Herzen!

Ritter Egbert, sagte Bertha und näherte sich ihm: Ritter Egbert, ich bitte Euch, macht Euch rein von diesem Vorwurfe.

Egbert sah furchtbar ernst. Wegeleben! sprach er kalt: seid Ihr der Allwissende, daß Ihr schwören könnt, ich bin der Schuldige? Euer Vorwurf schmerzt; denn ich muß schweigen.

So war Mathilde die Schuldige? fragte Wegeleben, und Bertha stand da, und hieng auf Egberts Lippen.

Bei Gott! nein! Mathilde ist unschuldig, wie ich selbst!

Das hieß Euch der Himmel sprechen! sagte Wegeleben. Aber so redet, warum —

Ich muß schweigen! Ich blieb weg; unsre Verbindung gieng zurük. Da seht Ihr die Handlung;

wer aber von Euch will auch die geheimen Abſichten und Urſachen der Handlung errathen?

Und ihr ſeid unſchuldig? fragte Wegeleben.

Ich bins! doch hier iſt der Schein wider mich. Die Zeit wird mich vertheidigen; urtheilet ſo lange nicht.

Bertha ſagte: nein, Egbert, ſeid Ihr Ritter, ſo vertheidigt Euch jezt! Eine Hülfloſe verlaſſen, ein liebevolles Herz verſchmähen, die Unſchuld verſpotten? — vertheidigt Euch jezt.

Das will ich ſprach Egbert: Lebt wohl! Stolz gieng er durch die Ritter hin. Ein Gemurmel entſtand. Die meiſten vertheidigten Egbert, ſelbſt Wegeleben. Aber was kann ihn veranlaßt haben? — das war Bertha's ewige Frage. Niemand errieth die Urſache. Bertha dachte, wie ſie allein war, an nichts als Egbert. Seine Geſtalt, ſein Stolz, ſeine Kälte gefielen und mißfielen Bertha zu gleicher Zeit. Noch immer ſah ſie ihn unter den andern Rittern ſtehen, in der ſtolzen, herrſchenden Stellung, noch immer ſah ſie ſeinen Helmbuſch ſchwanken, wenn er ſprach; noch immer ſah ſie ſein kaltes, bittres Lächeln, mit dem er ſagte: ich bin unſchuldig! Sie konnte ſein Bild nicht los werden.

Auch Egbert ritt in Gedanken an Bertha heim; er wußte ſelbſt nicht, durch welchen Weg er an den Rhein gekommen war. Auf der Fähre ſaß er tiefſinnig, und der Fährmann mußte ihm zweimal ſagen, er ſei am Ufer. Dann ſprengte er die ſteilen Berge

auf und ab, und in zwei Stunden war er auf seiner Burg Montabor.

Hundert Ritter hatten Egberten von Bertha erzählt, und Berthan von Egbert. Begierde sich zu sehen brannte schon in beider Herzen, und öffneten sie schon voraus gegen einander. Kalt ist Egbert gegen die Liebe! erzählen die Ritter. Die schönsten Fräulein sind vergebens freundlich gegen ihn; sein Herz ist Eis. Bertha hörte es, und verlangte nach Egbert. Bertha ist stolz, sagten Hunderte in Montabor: und ihr Stolz macht uns zu Kindern. Die Ritter lieben sie alle: keiner wagt es, Bertha die Liebe zu verrathen; sie ist so kalt, wie sie schön ist, und Egbert brannte, Bertha zu sehen.

Nun hatten sie sich gesehen, und beider Herzen waren voll von dem Wunsche, sich öfter zu sehen. Mathilde! dachte Bertha oft: wie ist es? — Mathilde! dachte Egbert: was wird Bertha sagen, wenn sie es erfährt? —

Ein Monat war so hingelaufen, und Wegeleben kam zu Erthal. Er traf da Bertha's Anbeter. Wegeleben trat hastig in den Saal, und statt des Willkommens rief er ihnen entgegen: Egbert ist unschuldig!

Unschuldig? rief Bertha: o erzählt, wie? und Wegeleben erzählte: Zwischen meines Bruders Gütern liegt ein Forst, welcher den Montabors gehört. Schon oft hatte mein Bruder Egberts Vater einen reichen Ersaz für den Wald geboten, und immer vergebens. Endlich wurde der lange Streit zwischen

den Vätern geſchlichtet. Egbert erhielt Mathildens Hand und einen doppelten Mahlſchaz, und Montabor trat an unſer Haus den Wald ab. Egbert ſah Mathilden; ſie gefiel ihm, und wir legten ihre Hände in einander. Mathilde weinte und härmte ſich ab. Niemand errieth die Urſache. Ihr Herz war ſchon verſchenkt; der Vater iſt hizig, das Mädchen furchtſam. Der unglükliche Tag der Verbindung rükte immer näher, und Wilderen, Mathildens Geliebter gieng zu Egbert.

Egbert, ſprach er: ich liebe Mathilden, Mathilde liebt mich; mein iſt ihr Herz, dein ihre Hand. Was wirſt du thun?

Egbert erſtaunt; er will nach meinem Bruder, und ihm ſagen, daß Mathilde Wilderen liebt.

Und das arme Mädchen unglüklich machen? ſagt Wilderen: du kennſt des Vaters unbeugſame Hize. Egbert legt die Hand an die Stirn. Auf einmal ſagt er Wilderen: Hört, Wilderen, kauft mir den Steinforſt ab. Wilderen ſinkt voll Freude zu Egberts Füßen. Das war der Wald, um den Mathildens Hand verkauft wurde. Wilderen kauft den Wald, und Egbert bleibt weg von meines Bruders Burg. Mein Bruder ſezt ihn zur Rede. Egbert antwortet räthſelhaft, kalt. Mein Bruder ergrimmt, meine Tochter iſt nicht für dich, Egbert von Montabor! ruft er, und eilt fort. Egbert ruft dem ergrimmten Alten nach, und ich fordere Euch auf, Wegeleben, je den Steinforſt Euer zu nennen. Nie ſollt Ihr ihn

haben, er iſt an Wilderen verkauft. Mein Bruder kam wüthend heim, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er Mathilden Wilderen ſelbſt angetragen. Geſtern iſt Mathilde Wilderens Weib geworden, und der Steinforſt gehört meinem Bruder. Mathilde erzählte mir heute den Handel; ich will zu Egbert, und ihm Genugthuung bieten für meinen Verdacht.

Wegeleben eilte davon, und Bertha rief ihm nach: ſagt Egberten, daß auch ich ihm Genugthuung ſchuldig ſei. Der Ritter flog dahin und überraſchte Egbert mit dem Geſtändniß ſeiner zu raſchen Zunge, und noch mehr mit Bertha's Auftrage.

Das ſagte Bertha? fragte er mehr als einmal, und nach ein paar Tagen ritt er nach dem Schneeſtein. Bertha ſah ihn von ihrem Kloſet auf den Hof ſprengen, und ſie lief an die Thür; unentſchloſſen, ob ſie gehen ſollte, oder nicht, hatte ſie den Griff in der Hand. Wie leicht könnte er meine Eile mißdeuten? dachte ſie. Laß ihn! ſagte ſie: er iſt es werth, daß man mit ihm mehr iſt als ein Weib. Sie gieng.

Willkommen, Egbert! ſagte ſie fröhlich: ich freue mich, Euch wieder zu ſehen. Egbert antwortete kalt auf ihren Gruß, und jagte die fröhliche Wärme Bertha's in ihr Herz zurük. Sie ſezte ſich an ein Fenſter, ſah bald auf Egbert, bald auf den Hof, hatte Langeweile, denn Erthal redete von den Fehden der Ritter umher. Bertha fieng verſchiedene mal an von Mathilden zu reden. Egbert wandte das Geſpräch ab, und Bertha dachte mit Verdruß:

bin ichs nicht werth, daß er sich bei mir rechtfertigt? — Ich hatte Euch neulich Unrecht gethan, Egbert, sagte sie: meine jezige Entschuldigung mag Euch indeß leicht eben so gleichgültig sein, als damals mein Argwohn.

Kein Argwohn ist mir gleichgültig, er vermindert den Glauben an gute Menschen.

Und liebtet Ihr Mathilden wirklich? fuhr sie auf den Hof sehend, fort: man kann nur von der Aufopferung auf die Größe der Seele schließen.

Rechtthun ist keine Aufopferung. — Daß ich den Vater hintergehen mußte, das war das Opfer, das meinem Herzen schwer wurde, und noch jezt bin ich zweifelhaft, ob ich Recht that.

Ihr machtet zwei Menschen glüklich!

Der gute Ausgang entschuldigt den Weg nie, den man geht.

Und liebtet Ihr Mathilden?

Es schmerzte mich, daß sie mich nicht liebte; wißt Ihr daraus, ob ich sie liebte?

Noch nicht. Erlaubt, daß ich Euch verhöre. Machte es Euch Vergnügen, daß Wilderen glüklich wurde?

Gott gebe denn, daß ich nie liebe, wenn Liebe gegen Menschenglük kalt machen soll.

Ihr seid ein biederer Mann! aber geliebt habt Ihr Mathilden nicht, Ritter, und ich behaupte, Eure Handlung war recht, aber nicht groß.

Und ich behaupte, meine Handlung war nicht

groß, weil ſie nicht recht war; aber ſie gelang. — Laßt uns davon abbrechen, Fräulein. Ich ſehe an Eurer Miene, daß ich Euch eitel ſcheine. Ihr möchtet Euch aufs neue zu entſchuldigen haben.

Stolzer Mann! ſagte Bertha, und ergriff die Spindel, zerriß den Faden, verließ den Saal, und gieng in den Garten.

Egberts Beſuche bei Erthal wurden häufiger, und täglich entſtand ein neues Band zwiſchen Egberts und Bertha's Seelen. Nur waren es Bande, welche die Eitelkeit knüpfte, und nicht die Natur. Bertha hielt Egberten für den edelſten Mann, und Egbert Bertha für das edelſte Weib, und einer wollte den andern an Edelmuth, an ſtiller Größe, an kaltem, ſich ſelbſt genügenden Stolze übertreffen. Es war der Wettſtreit der Tugend, den die Eitelkeit dem Herzen ſelbſt intereſſant machte. Beider Seelen rangen mit einander, nicht beider Herzen. Bertha verlor nach und nach in dieſem Streite, nicht, weil ſie weniger Größe hatte, ſondern weil ſie ein Weib war, und mit jedem Verluſte, mit jeder Schwäche, die ſie zeigte, wurde ſie Egberten liebenswürdiger. Bertha's Abſicht war, ſich in Egberts Augen zu heben, und Egbert hob ſich, ohne ſich einer beſtimmten Abſicht bewußt zu ſein. Jede große Idee, welche in ſeiner Seele lag, fand eine ähnliche in Bertha's Seele; jedes Gefühl ſeiner Bruſt war gewiß in Bertha's Bruſt, ein ähnliches Gefühl zu finden. Du biſt ſtark wie ein Mann, Bertha! ſagte Egbert mit blizenden Augen zu dem Mädchen, ſtand

vor ihr, beugte sein Haupt nieder, und betrachtete Bertha; und Bertha fühlte sich nie mehr Weib, als in diesen Augenbliken. Sie seufzte, und sah auf der Seite neben ihm weg. Dieses sanftere weibliche Gefühl war ihr selbst unangenehm; sie wollte den Ausruf: stark wie ein Mann! verdienen, sie zwang jenes schönere Gefühl der weisen Natur zu Boden. Sie kämpfte mit ihrem Herzen, und erkünstelte eine Kälte, die doch endlich der wachsenden Liebe erlag.

Auf diesem unnatürlichen Boden erwuchs die Liebe beider Herzen, und endlich unter dem Kampfe der Eitelkeit und des Stolzes immer stärker geworden, foderte nun die Liebe ihre Rechte zurük, und Bertha wurde ein Weib. Sie hieng an Egberts Armen; ihr Blik, der sonst stolz umherflog, hieng furchtsam und mit Thränen beladen am Boden; ihr Gang der sonst stolz neben Egberts Gange dahin rauschte, schlich leise durch die Blumen. Sie lächelte, ohne zu reden; sie drükte Egberts Hand, und das war sonst nur der Lohn eines edlen Worts gewesen; sie zitterte, wenn sein Arm sie umfaßte, und wandte ihre Augen seitwärts; sonst stand sie, wenn er sie umfaßte, stolz vor ihm, und fragte: es ist ein großer Gedanke in Eurer Seele, Montabor? Ich fühle es an Eurem Druk! —

Da saßen sie jezt neben einander in einer Laube, welche die Aussicht auf die Mosel hatte. Sonst flog Bertha's Auge hinter den Wellen her; ach, könnt' ich dem Strome nachfliegen, rief sie: über das Weltmeer

dahin. Wie eng iſts hier! jezt war ihr die Laube noch zu offen, und ihr Auge hieng auf einem Punkte des gelben Stromes. Bertha ergriff dann die Harfe, ſie hob den ſtolzeſten Geſang an, er endigte in einem traurigen Liede der ſtillſten Sehnung, und Seufzer begleiteten ihn.

Bertha ſchämte ſich vor Egbert ihrer Liebe und ihres Herzens, und ſie ſah nicht, wie jezt des Mannes Herz unter der Thräne ihrer Liebe zerſchmolz; wie ihr ſtiller trüber Blik, wie das Zittern ihrer Hand, den edlen Mann mehr zu ihren Füßen zog, als vorher ihr Freimuth, ihre männliche Größe, ihre feſte Entſchloſſenheit. Egberts Liebe war die ganze Freude ihres Lebens, und ſie haßte die Hand, welche ihr dieſe Liebe gegeben hatte. Wer bin ich jezt? fragte ſie ſich ängſtlich, wenn ſie voll der kindiſchten Träumereien im Garten umherirrte; wer war ich? Ich bin nicht Bertha, die große Bertha mehr; ich gehöre zu den liebeflehenden Geſchöpfen, deren ganzes Daſein ein kranker Seufzer iſt; die der Mann in der Burg einkehrt, weil kein edler Gedanke ihre Bruſt hebt. Nein, Egbert, ich will deiner werth ſein; werth, dem edelſten Manne zur Seite zu ſtehen, das edelſte Weib. Sie warf den Kopf auf, ihr Gang wurde raſcher, ſie troknete die Thränen von ihren Augen, und eilte Egberten entgegen.

Meine Bertha, rief er ihr entgegen: eine Unternehmung hat mich gehalten. Ich habe die Mönche von Maximin geängſtet. Sie machten Anſprüche

auf eine Unglükliche, als auf ihre Leibeigene. Verzeihe mir, ich konnte nicht kommen.

Ich würde dich haſſen, ſprach Bertha, wenn du zu Bertha kämeſt, ſo lange noch ein Unſchuldiger in deinem Burgbann deiner Hülfe bedürfte. Ich bin ſehr fröhlich geweſen; denn ich wußte dich in Gefahr um der Unſchuld willen.

Bertha, ſiehſt du nicht des Jünglings finſtern Blik bei deinen Worten? Bertha iſt ſtark wie ein Mann! ſagte Egbert, und das Geſtändniß der Liebe, das auf ſeinen Lippen heute lag, ſchlüpfte in ſein Herz zurük.

Eines Tags ſaß Bertha an ſeiner Seite unten an der Moſel. Sie waren die Felſen hinab geklettert; Nußbüſche bedekten ſie vor den Strahlen der Sonne, ihr Rüken lag an dem weichen Mooſe der Felſen. Bertha ſah Egberten mit einem unausſprechlichen Blike an. Egbert, fieng ſie auf einmal an: ich liebe dich unendlich! biſt du mein? — Bertha! Bertha! rief Egbert voll Erſtaunen. O welch ein Weib biſt du! Ich wagte es nicht; und du? — O Größe ohne Beiſpiel! Ich liebe dich unendlich. Jezt ſanken ſie einander in die Arme, ihre Lippen verſiegelten das Geſtändniß ihrer Liebe. Alles war vergeſſen, Bertha's Stolz, Egberts Größe. Süße Thränen zerſchmolzen ihre Herzen. Das Mädchen Bertha zerſchmolz in einen Seufzer. Der Abend fand ſie noch unter dem Tändeln des Kindes, das Liebe heißt.

Wie glüklich bin ich! riefen beide. Bertha

ſchlang den weiſſen Arm um ſeine Schulter, und Egbert ſpielte mit Bertha's ſchwarzen Loken, und Bertha genügte das Spiel, das Koſen, die halben Wörtchen, die Seufzerchen, die Schwüre des Geliebten: Bertha knüpfte eine Roſenkette mit Vergiß mein nicht um ſeinen Harniſch, und lächelte ihrem Gefangenen mit näſſen Augen zu. Sie war Armida, und er Rinaldo geworden.

Sie giengen mit der ſinkenden Nacht. Nicht wahr? ſagte Bertha lächelnd: Bertha ſollte Egberts ganzen Stolz fühlen? Ich mußte groß genug ſein, dir zuerſt zu ſagen: ich liebe! — Meine große, meine edle Bertha! rief Egbert: wer iſt es werth, dich ſein zu nennen? Du biſt ſtärker als ein Mann!

Die Ruhe der glüklichen Liebe wohnte in Bertha's Herzen, und mit ihr kehrte nun Bertha's Entſchluß, groß zu ſein, und durch Größe Egberts Herz zu verdienen, mit neuer Lebhaftigkeit zurük. Er iſt mein! ich bin ſein! rief ſie: und ſoll denn nur dieſe Lippe, der Händedruk ſein ſein? Nicht mein Herz? nicht meine ganze Seele? — Nein! Egbert, ich will dein ſein! meine Seele ſoll in deine ſich hauchen! ich will in dir leben!

Bertha, iſt denn dieſe Flammenliebe freier Willkühr heimgeſtellt? Sie hörte die Warnung ihres Herzens nicht; ſie riß jede Zurükhaltung aus ihrer Bruſt weg; ſie zwang ſich, ihm jede ſeiner Liebkoſungen wieder zu geben, die affektloſe ruhige Vertraulichkeit des männliches Freundes zu künſteln,

das Gebiet der Unruhigen, schwebenden und verschämten weiblichen Liebe zu überspringen, und in das Gebiet der ruhigen, auf ein ganzes Leben, auf alle ertödteten Begierden gegründeten Freundschaft einzudringen; kein Gedanke kam in ihre Seele, den Bertha nicht Stärke genug hatte, ihrem Egbert zu sagen; kein Bild, keine Ahnung ihres verlangenden Herzens verschwieg sie ihm; sie zwang die bebenden Lippen zu Vertrauen, welches ihnen die vorsichtige Liebe versagte; sie wollte den reinen Glanz der jungfräulichen bescheidenen Unschuld noch weißer färben, und Egbert rief: welch ein Weib ist mein!

Egbert saß heim auf seiner Burg; eine Unpäßlichkeit hielt ihn von Bertha zurük. Die Thüre öffnete sich, und Bertha trat in das Gemach, und warf sich in Egberts Arme. Bertha! rief Egbert erschroken: wie wagst du es, ein Mädchen! —

Ich bin kein Mädchen, sagte Bertha lächelnd: ich bin nichts, als Egberts Bertha. Und wenn dich jemand gesehen hätte, Bertha? — Man würde sagen, Bertha liebt Egbert. Dir ist nicht wohl, läßt du mir sagen — wenn ich dir das hätte sagen lassen, wärst du nicht gekommen? Ich bin dein, Egbert! was kümmert mich die Sitte, welche die Thorheit erfand? Sie blieb bei ihm bis in die Nacht, dann flog sie in einem Mantel gehüllt, den Berg hinab, und Egbert brachte sie bis an den Rhein. Vom andern Ufer hörte er noch, gute Nacht, Egbert! dann ihres Pferdes Flug auf den Felsen, und Egbert stand

am Rhein, und rief mit naſſen Augen: welch ein Weib!

Bertha kam zurük. Sie ſah von weitem die Burg erleuchtet, und hörte den Ton der gaſtlichen Trompete. Sie flog in die Burg, und der Befehl ihres Vaters rief ſie ſogleich in den Saal. Hier fand ſie den Grafen Ludwig von Mannsfeld. Ludwig kam ihr entgegen. Er hatte viel von Bertha's Schönheit gehört; aber Bertha ſelbſt ſezte ihn in ein freudiges Erſtaunen. Ihre ſchwarzen Loken flogen wild um den Naken; ihr Gewand war ſchwarz mit weißer Stikerei, um ihren ſchlanken Leib trug ſie eine lange weiße Feldbinde Egberts, die ſie dort aus Schäkerei umgebunden, und abzulegen vergeſſen hatte. So ſtand ſie vor dem Grafen von Mannsfeld.

Wo biſt du geweſen, Bertha?

Am Rhein, mein Vater; ſonderbar, ich konnte heut Abend den Weg im Gebürg nicht finden. Endlich legte ich dem Roß den Zügel auf den Hals, und es brachte mich glüklich hieher.

Und das wagt Ihr, Fräulein? bei Nacht? allein?

Was wagte ich nicht um einen ſolchen Abend?

Ludwig konnte nicht aufhören, Bertha zu bewundern. Er hieng mit unverwandten Bliken auf ihr; er war allein Ohr, wie ſie die Harfe ergriff, und mit ihrem Geſange ſie begleitete. Das Stolze, Ernſte und Freundliche in ihren Bliken; ihre freie edle Bewegung, ihr Gang, die große, ſchöne, volle Figur in der halbmännlichen Kleidung; nie hatte

er ein solches Mädchen gesehen. Kein Schlaf kam die Nacht in sein Auge. Der erste Strahl der Sonne pekte ihn; er stand nachdenkend am Fenster, da flog Bertha den Ulmengang hinab. Er zitterte, er eilte in den Garten; Bertha sah ihn kommen, und kam ihm entgegen. Sie war in der jungfräulichen Morgenkleidung; ein weißes enges Mieder umfieng den runden Leib! ihre Loken hiengen auf den weißen Schultern; eine Blume war der einzige Schmuk ihres Busens. Ludwig beugte sich tief, und Bertha redete ihn freundlich an, und der Pfeil der heißesten Liebe zerriß Ludwigs Herz.

Ludwig wurde mit jeder Minute, die er auf dem Schneestein lebte, tiefsinniger. Er hieng stumm wenn er bei Erthal war, auf der Thüre, und kam Bertha, so errörhete er und rükte unruhig auf dem Sessel hin und her.

Endlich warf er sich dem alten Erthal in die Arme, und bat ihn um seine Einwilligung, Bertha zur Gräfin von Mannsfeld zu machen. Erthal fand in diesem Antrage nichts widriges. Wenn Ihr Bertha's Herz habt, sagte Erthal: so soll Euch die Hand nicht fehlen. Ludwig warf sich dem Vater zu Füßen, stammelte seinen Dank für diese Einwilligung, und Bertha saß an der Mosel und schrieb mit unsäglicher Mühe einige Worte an Egbert.

Wie sie zurükkam, kam ihr Ludwig entgegen. Edle, schöne Bertha, sagte er, und ergriff ihre

Hand: wenn Ihr so gütig seid, wie Euer Vater, so bin ich der glüklichste Mann in Deutschland.

Und wie gütig soll ich sein? fragte Bertha lächelnd.

Gräfin von Mannsfeld zu werden. O Bertha! Bertha! wie vielen Dank müßte mir Sachsen wissen, wenn ich ihm den Stolz des Rheins zuführte! O theures Fräulein, macht mich mit Eurem Ja zum beneidenswertheſten Manne der Erde.

Und mein Vater? fragte Bertha ruhig.

Hat mir erlaubt, um Euer Herz zu werben.

Bertha schwieg einen Augenblik. Ich will Euch antworten, Herr Graf, aber erst morgen. Ihr sollt mit mir reiten.

Wohin ihr wollt, schöne Bertha.

So laßt mich jezt, und für heute kein Wort mehr! Bertha gieng auf ihr Kloſet. Spät Abends nahm sie ihre Harfe, und sang; der Graf lag im Fenſter und horchte.

Endlich hab ich ihn gefunden,
Schöne Freudenzähren fließt!
Der von meinem Arm umwunden,
Stolzer als der Kaiſer iſt.

Treue, schöne, reine Minne,
Du berauſcheſt meine Sinne!
Du erfüllſt allein mein Herz,
Liebe, wunder süßer Schmerz!

Wie im Glanz der Morgenröthe
Er zu meinen Füßen sank,

Und um meine Liebe flehte:
Ach, wie war mir da so bang!

Treue, schöne, reine Minne,
Du berauschest meine Sinne,
Du erfüllst allein mein Herz,
Liebe, wunder süßer Schmerz!

Bang war ihm, wie ich ihn herzlich
An den treuen Busen schloß;
Wie mein Auge froh und schmerzlich,
Eine Thränenfluth vergoß!

Treue, schöne, reine Minne,
Ach, berausche seine Sinne;
Fülle ewiglich sein Herz,
Liebe wunder süßer Schmerz!

Fülle ewig Bertha's Herz, Liebe, wunder süßer Schmerz! wiederholte Ludwig, und immer noch horchte er; noch horchte er, da Bertha schon in den schönsten Träumen von Egbert auf ihrem Lager lag. Früh war Bertha auf, noch früher der Graf. Er hielt schon auf dem Hofe bei seinem Pferde. Jezt kam Bertha die hohen Stufen der Burg herab. Schöner hatte er sie nie gesehen: Ein Hut mit hohen schwankenden Federn bedekte ihre Stirn; rosenroth war ihr Gewand, und um ihre Hüften flatterte die weiße Feldbinde Egberts. Sie lächelte dem Grafen zu, schwang sich aufs Pferd, und dahin flog sie den Felsen hinab, am Ufer der Mosel hinunter. Jezt wandte sie sich um einen Felsen, und dann

durch Flur, Gebürg und Wald, bis der Rhein den Lauf hemmte. Sie stand schon am Boden und klopfte des keuchenden Pferdes Hals: da erreichte sie Mannsfeld. Ich habe für Euch gezittert, Fräulein! Sie lächelte, und zeigte auf die Fähre, die vom andern Ufer sich näherte.

Hier diſſeits des Rheins habe ich Euch gefunden, schönes Fräulein; entscheidet auch hier mein Schikſal! sagte Ludwig. Wenn Ihr mich liebt, sagte Bertha: so wartet und schweigt.

Sie sprang in die Fähre, und dahin flog sie mit den Wellen. Sie stieg aus, schwang sich auf ihr Roß, und nun drang sie wieder durch die Gründe der Weinberge ins Gehölz, und nach zwei Stunden sagte sie: wir sind am Ziel! Ein felsigter Fußpfad führte sie beide zwiſchen Gesträuch in die Höhe. Am Vorsprungshäuschen ließen sie die Pferde. Sie führte jezt den Grafen in die Höhe, dann öffnete sie eine enge Pforte in der Ringmauer mit einem Schlüſſel, gieng in die Burg, öffnete die Thüre eines Gemachs, und flog in die Arme eines Jünglings mit dem lauten Geschrei, mein ewig geliebter Egbert! Bertha! rief Egbert, und jezt wurde er des Grafen Mannsfeld gewahr, der erstaunt, und wie eine Bildsäule in der Thüre stand.

Bertha ergriff mit ihrem Zauberlächeln des Grafen Hand: Seht, lieber Graf, das war der Freund, den ich Euch verſprach, und von dem ich Euch sagte, daß Ihr ihn lieber gewinnen würdet, als zehen Bertha's. Es ist Egbert von Montabor, der edelste Ritter,

den ich mehr als mein Leben liebe, und von dem mich auch die Martern der Hölle nicht reißen würden, und hier, Egbert! führe ich dir den Grafen Ludwig von Mannsfeld zu, und bitte für ihn um deine Freundschaft.

Egbert schlug seine Arme um den Graf. Ihr müßt ein edler Mann sein, Graf Ludwig, daß Bertha Euch ihr Vertrauen schenkte. Seid mir willkommen; wenn meine Freundschaft von Bedeutung wäre, so würde ich sie diesem edlen Gesicht anbieten.

Der Graf begriff sich. Er dankte Egbert für seine Güte, und nun schlang Bertha den linken Arm um Egbert, die rechte Hand gab sie dem Grafen, und zog ihn an sich. Sie drükte ihre Lippen erst auf Egberts, dann auf Ludwigs Mund, und sagte: Dieser keusche Kuß eines edlen deutschen Mädchens mache Euch zu Freunden und zu Helden. Jezt leb wohl, Egbert: wir müssen fort. Sehe ich dich morgen? Ich komme: sagte Egbert, und besann sich noch über die räthselhafte Erscheinung.

Finster gieng Mannsfeld hinter Bertha her, den engen Pfad hinab, wild flog er hinter ihr drein bis an den Strom. Jenseits am Ufer reichte Bertha ihm die Hand: lieber Graf, vergebt mir. Mein Vater konnte es wünschen, mich als Euer Weib zu begrüßen. Ich wollte mir an Euch einen Vorsprecher bei meinem Vater geben.

Unbegreifliches Weib; sagte Ludwig, und sank zu ihren Füßen: du ermordest mich, und dennoch muß ich dich anbeten. Laßt uns eilen, Zauberinn;

ich darf nicht lange in Eurer gefährlichen Gesellschaft bleiben; sonst möchte mich gereuen, was ich noch nicht versprochen habe.

Mittags waren sie bei Erthal im Saal. Vater, sagte Bertha ernst: ich habe mein Herz und meine Hand verschenkt. Der Vater lächelte. Ich liebe, fuhr Bertha fort, ich liebe Egbert von Montabor. Erthal runzelte die Stirn. Ich sehe an Eurer Stirn, Vater, daß ihr nicht zufrieden seid, das thut mir weh, weil Egbert der edelste Mann ist.

Der Vater schwieg und betrachtete den Grafen, der sich die Stirn rieb, und Bertha mit heimlichen funkelnden Bliken beschaute. Gebt Eure Einwilligung, Erthal, sagte Ludwig mit zweifelhafter Stimme: wer kann diesen Lippen widerstehen? — Laß mich, Bertha! sagte der Vater ernst: du hast mich überrascht. Ich hatte mehr auf Bertha's Weisheit gerechnet. Laß mich! Ihr seid alle Weiber. Er stand auf und ließ den Grafen und Bertha allein.

Der Graf stand da stumm. Auf einmal sagte er: lebt wohl, Bertha! stand und betrachtete sie aufs neue. Mir ist, als sollte ich in eine Wüste ziehen, wenn ich von Euch gehe; lebt wohl! — Wie denn, Bertha, wenn das Schikſal Euch trennte, dich und den glüklichen Montabor? — Du bist kein gewöhnliches Weib, Bertha! der Mann kann mit dir reden; denn du bist mehr als Weib. Wenn das Schikſal — denkt ganz kalt an den Fall.

Nur nicht der Tod, Graf, sagte Bertha: dann

hätte ich auf der Erde nichts mehr zu geben und zu verlieren.

Denkt Euch einen andern Fall.

Gut, sagte Bertha lächelnd: wenn ich nicht Egberts Schikſale theile, ſo theile ich Eures. Aber ich ſage Euch zugleich auch, Graf; Ihr kennt Egbert und Bertha nicht: lebt wohl! der Graf gieng, nahm Abſchied von Erthal, und ſezte ſeine Reiſe nach Trier zu ſeinem Oheim dem Erzbiſchof fort.

Bertha! Bertha! ſagte am andern Tage der Vater; du haſt meine Abſichten mit dir zerſtört; allein ich hoffe —

Vater, was Ihr auch ſagen wollt, ſagt das nicht mir: denn ich bin vollkommen entſchloſſen —

Wozu?

Wozu? — zu heißen, oder zu ſein Bertha von Montabor, und wenn Ihr das hindert, Egberts Bertha, Egberts Geliebte, Vertraute; mit einem andern Namen wird die Welt mich nie nennen. Ihr ſeid Herr meiner Hand, aber nicht meines Herzens. Den Namen Montabor könnt Ihr mir verweigern; aber nicht den Namen Egberts Geliebte. Da iſt Egbert; er denkt wie ich, Vater. Egbert trat eben in die Thüre.

Egbert, ſprach Erthal: der Weg zu meiner Tochter ſollte Euch erſt zu mir geführt haben. Ihr habt ihr Herz; allein ich ſchlage Euch ihre Hand ab. Was ſagſt du, Bertha? — Nichts, ich ſchweige; denn ich bin Egberts, und meinſt du, Vater, darum we-

niger Egberts, weil ich nicht nach ſeinem Namen heiße? Mit nichten! frag ihn ſelbſt, ob er in mir das Weib liebt? ob ich in ihm das Geſchlecht liebe? er liebt Bertha, und ich liebe Egbert. Er könnte ſeine Hand einem andern Mädchen geben, meinſt du Vater, er würde mich darum weniger lieben, oder ich ihn weniger? —

Und wenn ich ihm den Eingang in mein Haus weigerte?

So würde mir der Eingang auf Montabor offen bleiben.

Und wenn ich dich auf dein Zimmer verſchlöſſe?

Was würdet Ihr gewinnen, Vater? Könnt Ihr meine Gedanken verſchließen? Der Gedanke an Bertha würde Egberten noch immer der Sporn zu großen Thaten ſein, und mehr hat er nie gewollt.

Bertha's Wangen glühten, Bertha's Augen funkelten, und du ſagſt nichts, Egbert? ſagte ſie, und ſah ihn freundlich an.

Wer kann etwas ſagen, meine große Bertha, wenn du redeſt? Er warf ſich zu Erthals Füßen. Vater, ich bitte nicht um Bertha; nein, denn ſie iſt mein! Ich bitte dich, Erthal, verſag um dein ſelbſt willen dein Herz deiner edlen Tochter nicht!

Sonderbare Menſchen! ſagte der Vater: er hob Egbert auf, umarmte Bertha, und ſagte gütiger: laßt mich. Ich liebe meine Bertha. Ich wollte ihr mehr geben, als du, Egbert, hatteſt.

Das kannſt du nicht, Erthal, ſagte Egbert. Und

wenn ich halb Deutſchland mein nennte, was gehört denn eigentlich mein davon? nur die Stelle, wo ich mit Bertha bin; nur der enge Raum, den ich und ſie einnehmen. Nimm mir alle meine Beſitzungen, den Boden, wo ich ſtehe und Bertha in meinen Armen halte, müſſen ſie mir gönnen. Nein, Vater, mein Herz iſt mein, und mehr als das kannſt du Bertha nie geben.

Bertha legte ihre Wange an Egberts Lippe. Und wer kann mirs entreißen? fragte ſie mit blizenden Bliken. Ich nicht, ſehe ich! ſagte Erthal lachend: aber deine Hand ihm geben, das kann ich. Er legte Bertha's Hand in Egberts, und Egbert ſank in Bertha's Arme, und dann zu Erthals Füßen. Beide Männer weinten Thränen des Entzükens; in Bertha's Auge drängte ſich keine Thräne. Der Augenbkk, rief ſie, iſt zu groß für Thränen, nur heilig für Thaten. Egbert, Sporken hat ſeines Bruders Wittwe bevortheilt. Sie weint verlaſſen auf einer einſamen Burg. Sei des gedrängten Weibes Retter. Sie hat die Hülfe meines Vaters aufgeboten. Mein Vater kann nicht. Geh und ſchüze die Wittwe, und Bertha ſei deine Loſung!

Egbert ſank in Berthas, dann in Erthals Arme, und nun verließ er die Burg, und ſchnell wie der Bliz flog er die Felſen hinab nach Montabor.

Auf allen Thürmen von Montabor leuchteten brennende Pechkränze, auf allen Warten umher tönte der Heerruf Egberts. Montabors Dienſtleute

brachen die Nacht auf, in der Frühe seine Bundesritter, und an zehn Waffenplätzen versammleten sich ihre Reisigen. Egbert empfieng seine Freunde im langen Rittersaale, trug ihnen mit feurigen Worten Sporkens Ungerechtigkeit gegen seines Bruders Wittwe vor, und forderte ihren Beistand für die edle Frau von Sporken.

Die versammleten Ritter sandten an Sporken einen Herold, und ließen ihm sagen, abzustehen von seinen Verfolgungen der Wittwe seines Bruders, und ihr die geraubten Schlösser und Aeker, Dienstleute und Leibeigene, wieder zu geben, wie seines Bruders lezter Wille besage; sonst würden sie mit Heeresmacht vor seine Burgen rüken, mit Kriegsgeräthe, um seine Burgen zu zerstören, und ihn selbst so lange gefänglich zu halten, bis er den Willen seines Bruders erfüllt habe.

Sporken antwortete trozig, und die Reisigen zogen sich näher auf die Ebene von Montabor. An ihre Spize stellte sich Egbert und die übrigen Ritter, und sie rükten den Heerweg hinauf nach dem Rhein zu, mit der Belagerung des Rheinsteins, der den Weg nach Sporkens fester Burg dekte, anzufangen. Hoch lag die Burg auf Felsen hart am Rhein. Zwei Wege führten hinauf, durch enge Schlusten; allein Sporken hatte mit großen Steinen und Baumstämmen die Wege verschütten lassen. Den Rhein hinauf sandte Sporken Lebensmittel, und die Besazung zog sie mit Stricken in die Höhe.

Der Rhein war gesperrt, denn Sporkens Reutleute hatten die Fähre unter den Felsen gebracht, und bewachten sie dort, und seine Kähne bewachten das fahrbare Ufer. Sporken wußte, daß ein Haufen Reisige von Erthal zu Egbert stoßen sollte.

Wehe that es Egberten, daß er schon seit Wochen keine Nachricht von Bertha hatte. Unruhig stand er oft am Ufer des Rheins, und betrachtete die schnellen Wogen, und den Weg zwischen den Klippen, der zu Bertha führte. So stand er eines Abends, sein Speer an einen Felsen gelehnt, und den Schild, mit Gedanken an Bertha. Die Nacht war still, nur das Geklatsch der Wellen tönte. Auf einmal sah er bei dem halben Mondlicht einen Kahn sich nähern. Er verbarg sich hinter den Felsen. Hier leg an! rief eine Stimme leise. Der Kahn legte an, und die Stimme sagte leise: du bleibst, bis ich zurükkehre, und ein Mensch sprang ans Ufer. Egbert trat jezt mit Speer und Schild hinter dem Felsen hervor. Vorwärts beugte er den Speer. Halt! rief er: wer bist du? ergieb dich an Egbert von Montabor! Keinem andern als ihm! antwortete die Stimme. Zwei Arme umfaßten Egbert. Und du kennst deine Bertha nicht? Sie schlug das Visier von ihrem Helm zurük, der Mondstrahl fiel auf ihr Gesicht, und Egbert sank in ihre Arme.

O Bertha! Bertha! rief der erstaunte Egbert. Still! still! Egbert! rief das Mädchen, und legte ihm die Hand auf die Lippen. Verrathe mich nicht!

Ich bin ein fremder Krieger, ein alter Bekannter von dir; ich bleibe heute Nacht in deinem Zelt, morgen auch; dann schleich ich im Kahne wieder über den Rhein zurük. Egbert schloß sie schmerzlich und fröhlich an seine Brust, und sie giengen den Weg hin zu den Zelten. Hier führte Egbert sie schweigend und zitternd hinein. Seine Waffenknechte kamen, und wollten ihm, wie gewöhnlich, die Waffen abnehmen. Er winkte sie zurük und erröthete unter dem Helme. Bleibt der Fremde heute Nacht hier? fragte sein Leibknecht. Ja! stammelte der Ritter. Treumund kam nach einigen Minuten wieder und bereitete noch ein Lager im Zelt.

Egbert saß und sah stumm und glühend im Gesicht der Arbeit zu. Dann sagte er Treumunden gute Nacht! und hieß ihn gehen, und nun betrachtete er seine Bertha, voll Unruhe, voll ungewisser Wünsche. Er wünschte, daß sie bleiben möchte, und dann glaubte er, Bertha habe es nicht überlegt, sie werde ihn wieder verlassen. So unruhig? sagte Bertha, und schnallte den Helm vom Haupte, und ihre schwarzen langen Loken fielen auf den blizenden Harnisch.

Unruhig nicht, liebste Bertha; erstaunt, bestürzt, dich hier zu sehen, und — er warf einen zweifelhaften Blik auf das Lager. —

Und eine Nacht mit mir zubringen zu müssen — nicht wahr, Egbert? Sei ruhig! Ich habe alles gefühlt, alles überlegt; die Freude, dich zu sehen, überwand jede Bedenklichkeit.

Ich muß ſchon in ein paar Tagen mit meinem Vater nach Trier. Vielleicht bleibe ich dort Monate; ich mußte dir vorher lebe wohl bringen. Ruhig, Egbert! Sie ſchnallte ihm den Helm ab, ſie half ihm den Harniſch ablegen, und nun bat ſie ihn, auch ihr aus den Waffen zu helfen. Seine Hand zitterte, wie er ihr die Riemen auf der Bruſt auflöſte, wie er den Harniſch abnahm, und Bertha's Bruſt ihm leicht von einem Leibroke bedekt entgegen wallte. Aber Bertha's ruhiger Blik zauberte auch die Unmöglichkeit wirklich: Egbert wurde ruhig und heiter. So ſaßen ſie die halbe Nacht an einem Tiſche und redeten. Wenn Egbert ſie anſah, wie ſie da ſaß in dem leichten Kleide, die ſchwarzen Haarloken tief auf ihre Schultern hinabhangend, den weißen runden Arm auf dem Tiſche liegend; laut rief er oft: Gott, meine Bertha! — Du mußt ſchlafen, Egbert! ſagte Bertha: auch ich will ſchlafen. Sie ſtand auf, ſie ſchlang ihre weichen Arme um ihn, drükte ihn an ihre weiche Bruſt, und bedekte ſeinen Mund mit Küſſen; dann gieng ſie an ihr Lager, gute Nacht! rief ſie: und ſie warf ſich unter die Deke, nachdem ein Seufzer oder ein Hauch ihrer Lippen das Licht verlöſcht hatte. Gott! gute Nacht, Bertha! rief Egbert, und er legte ſich nieder, und ſtüzte ſein Haupt, und horchte nach ihrem Bette hin. Noch hörte er immer den Athem der Wachenden; immer leiſer und langſamer wurde ihr Athem, Bertha ſchlief.

Da lag Egbert, und betrachtete noch immer Bertha's Schlaf; der Mond war über das Zelt hin-

über gegangen; ein Schimmer hieng auf der leinenen Thür, und warf eine sanfte Dämmerung in das Zelt. Leise stand Egbert auf, und trat an Bertha's Lager und wollte sie betrachten. Das Haar beschattete ihr Gesicht; leise öffnete er den Vorhang, der Thüre, der Mond blizte hinein, auf Bertha's Gesicht, und Egbert sank auf die Knie, und betrachtete die schlafende Bertha. Einzelne Freudenthränen flossen über seine Wangen, wie er sie betrachtete. So kniete er vor ihr, betrachtete sie, immer ruhiger wurde sein Blik, immer andächtiger, er faltete die Hände, und schlug von Zeit zu Zeit seine Augen gen Himmel, und sein Auge glänzte vor Freude und Thränen.

So saß er an Bertha's Seite, bis der Tag hervorbrach. Bertha erwachte: ein freundlicher Blik, ein Händedruk, ein leißes guten Morgen, Egbert! machten ihn heiter wie den Tag. Er verließ einen Augenblik das Zelt, und er fand Bertha, wie er zurükkam, auf, und schon halb in Waffen. Sie bedekte die Loken mit dem Helm, und sie verschloß das Visier, wie sie Fußtritte am Zelte hörte. Es waren Egberts Freunde. Sie traten in das Zelt, und brachten Egbert die Nachricht, daß Sporken mit einem großen Haufen durch den Wald ziehe.

Egbert bewaffnete sich, und erzählte seinen fragenden Freunden, daß der fremde Ritter sein Freund sei, und unerkannt bleiben wolle. Egbert gürtete sein Schwert um die Hüfte, die Reisigen waren versammelt. Du bleibst hier, Edelbert, bis ich zu-

rük komme?, ſagte er zu Bertha, und Bertha bejahete.

Jezt gieng er mit den Rittern, und ſie zogen Sporken am Walde entgegen. Ungeſtüm brach Sporken aus dem Walde hervor, die Höhen hinunter: wüthend war der Anfall, und immer brachen neue Schaaren hervor auf Egberts Haufen ein. Egbert zog ſich links auf die Höhen; das hatte Sporken erwartet. Zwiſchen den Weinbergen hervor drang laut aufjauchzend ein neuer Haufen friſcher Männer. Sie griffen Egberts Reiſigen in der Seite an. Egbert war überall, und überall mit ihm der Tod, und doch wichen endlich die Seinen zurük. Muthiger drängte Sporken nach, und ſchneller eilten die Weichenden rükwärts. Egberts Stimme donnerte ſie vorwärts, Sporkens Lanze trieb ſie zurük. Die Flucht wurde ſchneller, ſie flohen den Zelten zu. Bertha eilte aus den Zelten den Fliehenden entgegen. Halt! rief Bertha; halt! donnerte Egbert, wie er Bertha erblikte. Bertha eilte in das Getümmel auf eine Anhöhe, hier warf ſie den Helm vom Haupte, und die langen Loken rollten über den Harniſch herab. Egbert! rief Bertha: Bertha und Sieg iſt deine Loſung! Da erkannten alle Bertha. Bertha! riefen alle, und Egbert führte ſie gegen den Feind. Die Verzweiflung gieng vor ihnen hin. Hinein mit dem Geſchrei Bertha in die Reihen der Feinde. Der Sieg war Sporken entriſſen. Eine ſchimpfliche Flucht rettete ihn in die diken Wälder.

Jauchzend kehrten die Sieger heim. Bertha

ſtand mit verbreiteten Armen noch auf dem Hügel: ſie flog Egbert entgegen in ſeine Arme, und ſchloß ihn an ihre Bruſt. Das Heer jauchzte, und von den Felſen hallten die Namen Bertha und Egbert wieder.

Die Ritter begleiteten Bertha in Egberts Zelt, und ſcherzten über Edelbert, den fremden Ritter. Egberts Wangen flammten, nur Bertha war ruhig. Und zittertet Ihr, Fräulein, fragte ein Ritter Bertha: wie Ihr Egbert von den Lanzen der Feinde umgeben ſaht? — Ich zitterte, wie Egbert zurükwich; für ſeinen Ruhm. Welch ein Weib! ziſchelten die Ritter Egberten ins Ohr, und Egbert ſank zu Bertha's Füßen.

Nun blieb Egbert mit Bertha allein, in dem zärtlichſten Geſpräche und Gekoſe der Liebe. Am Abend ſtand ſie auf, Egbert begleitete ſie. Er ſtieg mit ihr in den Nachen, und ruderte ſie ans andere Ufer; hier nahm er ſie noch einmal in ſeine Arme. Liebſte Bertha, ſo leb wohl! wann ſeh ich dich wieder? Wenn Sporken beſiegt iſt, ſo kommſt du nach Trier und holſt mich dort ab; dann, Egbert, geh ich als dein Weib mit dir nach Montabor. Egbert lag in ihren Armen, ſein Auge war naß, und auch Bertha's Auge benezte ſich ſanft. — Leb wohl, Bertha! Leb wohl, Egbert! Sie wand ſich aus ſeinen Armen. Den erſten Kuß giebt dir die Lippe deines Weibes in Trier.

Bertha verſchwand zwiſchen den Felſen, und Egbert ſtieg traurig in den Nachen; er ſezte ſich, ergriff das Ruder, Thränen fielen aus ſeinen Augen,

und läſtig hieng das Ruder in ſeiner Hand. Unbemerkt zog ihn der Strom mit ſich. Eine dunkle Wolke verſchleierte den Mond, und die ſchnelle Dunkelheit wekte ihn aus ſeiner Betäubung. Er ergriff jezt das Ruder und arbeitete den Strom hinauf. Am Ufer hörte er Stimmen, er wagte nicht anzulegen, er blikte aus der Mitte des Stroms an beide Seiten, ob er nicht das bekannte Ufer entdeken könnte, und er war ſchon vorüber, und ruderte noch immer hinauf.

Immer finſterer wurde der Abend: Egbert gab die Hoffnung auf, den Landungsplaz zu finden. Er fuhr nahe ans Ufer, ergriff einen Baumſtamm, ſchwang ſich hinan, Fiſchreuſer, die hier am Ufer hiengen, verſicherten ihn, daß hier das Ufer wegſam ſei. Hier ruhete er eine Stunde im Schuze des gebüſchreichen Felſen, auf Moos und Blättern, erwartete ruhig den Tag, und träumte von Bertha. Mit dem erſten Lichtſtrahl ſtieg er durch Schlüfte und Höhen die Felſen hinan. Er erkannte noch nicht die Gegend. Auf den Höhen gieng er hin und folgte ihrem Schlangengange. Endlich traf er einen Fußpfad; er folgte ihm durch Höhen und Gründe. Zulezt verlor ſich der Pfad im Forſte, und Egbert irrte aufs neue im Dikigt umher. Er drang unermüdet bis auf die Spize der Höhe, wo der Wald endigte. Vor ſich ſah er ein reizendes Thal: Er ſtieg hinab, und nun wandte er ſich links und gieng den Bach hinauf, der durch die Mitte des Thals ihm entgegen floß; ein weiches

Gras bedekte den Boden; eine liebliche Kühle erfüllte das Thal; duftende Gesträuche beschatteten den Bach; hier stand eine Laube, dort eine, von Menschenhänden gebaut, an denen sich Weinlaub, Jesmin hinauf schlängelten, in Geißblatt verwebt, und von Rosen umspielt.

Langsam gieng Egbert an den lieblichen Gebüschen weg, hier stand er und brach eine Rose; dort ruhte er ein paar Minuten auf einer Grashöhe, und trank den Duft der Blüten. Seine Brust öffnete sich, sein Auge war heiter, er begleitete das Summen des Bachs mit seiner Stimme. Er bog mit dem Bach um die Ekke eines Gebüsches, und sah zehn Schritte von sich ein Mädchen auf einem Rasen sizen, und Blumen winden. Ein Lamm lag zu ihren Füßen. Blonde helle Loken umrollten des Mädchens Stirne, ein weißes Gewand schmiegte sich an den zarten Leib. Sie spielte mit den Blumen, mit dem Lamme, und sah Egbert nicht. Näher kam Egbert, und immer lieblicher wurde des Mädchens Schönheit; dunkelblaue, sanfte, schmachtende Augen stralten unter dem schönsten Bogen, eine sanfte blasse Röthe hieng leicht angehaucht auf der feinen Wange, die Lippen waren fein und roth, wie die erste Morgenröthe. Unschuld und Vergessenheit schwammen auf der ganzen Gestalt.

Auf einmal wandte das Mädchen die Augen auf Egbert, und ihre erste Bewegung war aufzuspringen. Sie raffte die Blumen zusammen, und Egbert stand schon vor ihr. Ihre Wangen umzogen sich mit einer

ſchönen Röthe, wie Egbert vor ihr ſtehen blieb, und ſie fragte: ſagt mir doch, Fräulein, wo ich bin? — Im Roſenthal antwortete das Mädchen, mit einer furchtſamen, aber reizenden Stimme. Worin Ihr die ſchönſte Roſe ſeid! ſagte Egbert lächelnd. Sie ſchlug einen ſchnellen und halben Blik auf Egbert, und dann bedekte ſie ihr Auge, ſtand auf, und alle Blumen entſanken ihrem Schooſe. Egbert bükte ſich, um ihr die Blumen aufzuheben, und das Mädchen zitterte, und ſtammelte etwas, das Egbert nicht verſtand.

Und liegt hier in der Nähe keine Burg, die einen ermüdeten Wanderer gaſtfrei aufnimmt? Das Mädchen hob den Arm, und zeigte den Berg hinauf; Egbert folgte mit ſeinen Augen dem Finger, und ſah hohe Mauren über den Bäumen hervorblizen. Die Sporkenburg! rief er erſtaunt. Und Ihr ſeid Fräulein Agnes von Sporken? Agnes ſagte leiſe, ja! und machte eine Bewegung nach der Burg zu, und ihr Auge bat Egbert, mit ihr zu gehen.

Und Ihr, Fräulein, geht ſo unbewahrt hier umher? wenn Euer ungerechter Oheim —

Agnes ſeufzete. Ach! ſagte ſie: ich bin ſo gern hier, hier unter meinen Blumen. Auch bin ich hier ſicher; denn vorne nach dem Heerwege zu ſteht die Arzbacher Warte, und dorthin nach dem Bade ein Vorſprung.

Und wenn feindliche Knechte daher kämen, woher ich komme; dort, wahrſcheinlich, den Weg über Ellebörn; wie denn, Fräulein Agnes?

Mich schüzt der edle Egbert von Montabor! antwortete Agnes.

Und auf ihn verlaßt Ihr Euch so ganz?

Ganz! sie legte die Hand auf ihr Herz, und eine Thräne trat in ihr Auge. Wir beten für ihn, ich und meine Mutter, alle Morgen und alle Abende, und empfehlen ihn dem Schuz der gebenedeiten Jungfrau. Kennt Ihr ihn?

Ich kenne ihn: ich bin sein Waffenbruder!

Agnes stand still und betrachtete Egbert: sein Waffenbruder? Sie hieng lächelnd auf seinem Gesicht. Nicht wahr, Ritter? Egbert ist ein sehr edler Mann? nicht wahr? sein Auge ist blau? seht, so blau; so denk ich mirs immer. Sie hielt ihm ein Vergißmeinnicht hin. Nicht wahr? Ach ich kann mir ihn recht lebhaft vorstellen. Wenn ich Abends hier im Thale bin, so denk ich immer, er käme dort über die runden Hügel herab, und er sagte mir dann: Agnes, ich will dich schüzen. Thränen stiegen ihr bei diesen Worten in die Augen: sie fieng eine Thräne nach der andern mit dem Finger auf. Wenn ihn nur die gute, heilige Mutter Gottes schüzet! Ach lieber, lieber wollte ich die Burgen alle missen. Mein Oheim würde mir ja dies Thal lassen, und wenn auch nicht. Ich wollte lieber in einem Kloster leben und sterben, ehe Egbert verwundet sein sollte. Denkt Euch, Ritter, er kennt uns nicht, mich nicht, meine Mutter nicht, und sezt sein Leben an unsre Wohlfahrt. — Ich habe ihn wohl einmal gesehen, wie ich noch klein war, wie

das Lamm da; aber leider kann ich mich seiner doch nicht mehr erinnern, so viel Mühe ich mir auch gebe. Wie sieht er denn aus?

Egbert lächelte, und sagte: vielleicht seht Ihr ihn bald, Fräulein.

Ist das wahr? bald? bald?

Gewiß bald.

So sei Gott gelobt! bald soll ich ihn sehen! o wie glüklich werde ich dann sein!

So giengen sie den Weg nach der Burg hin, unter immerwährenden Gesprächen von Egbert. Unterweges zeigte Agnes ihm die jungen Stämme, in deren Rinde sie Egberts Namen gegraben hatte.

Und da ihr so besorgt um Egbert seid, Fräulein, sagte Egbert, bringt das nicht den Wunsch bei Euch hervor, ihn zu sehen? wie leicht seid Ihr in einen Mann verhüllt! Ihr fliegt zum Heere, seht ihn, und kehrt zurük! — Ich, ein Mädchen? Sie wurde blutroth. Ach! so gern ich ihn sehen möchte — nein, das geht nicht. Mein Zittern würde mich verrathen, mein Herzklopfen. Ihr sagt ja, ich würde ihn bald sehen. Ach, wenn er nur auch mit mir redete, und nicht allein mit meiner Mutter.

Warum sollte er nicht?

Ich fürchte es. Was kann ich ihm sagen? daß ich ihn liebe, daß ich für ihn bete? Ich glaube, ich würde es vor Schaamröthe nicht können, und von meinen Blumen, von meinem Lamme? Er würde über mich lachen. Was gehen dem Helden meine

Blumen an? Ich glaube, ich würde ihn betrachten und schweigen.

Das würde Egberten wehe thun! Wer kann Euch sehen, Fräulein, und Euch nicht gerne reden hören! Diese Eure Unschuld würde Egberten Thränen erpressen, wie mir jezt. Er drükte dem holden Mädchen die Hand. Sie lächelte, erröthete, und lokte ihr Lämmchen zu sich. So giengen sie bis an den Vorsprung. Das Fallgatter zog sich in die Höhe, und furchtsam, die Blike in die Höhe an die eisernen Spizen gerichtet, eilte Agnes durch, sah sich dann nach ihrem Begleiter um, ob er auch glüklich durchkäme. Ihr seid furchtsam, Fräulein, lächelte Egbert. Ach warum muß man auch jede Burg so fest verwahren? mich schauert immer, wenn ich unter den eisernen Keulen durch muß, oder über eine Zugbrüke. Das rasselt, und so oft ichs höre, fürchte ich mich. Ich bin am liebsten unten in dem offenen Thale; da ist man mehr auf der Erde, und wenn ich unten wohnte, ich meine, ich würde noch einmal so fröhlich sein, als hier oben, wo der Wanderer eher ermüdet, ehe er unsre Burg erreicht. Ich weiß nicht, wenn ich meinen Oheim sähe, ich würde ihm sagen, laß mir die einzige Burg nur; nach meinem Tode sollst du alles haben, und dann ließ ich das Fallgatter wegreißen, und wohnte unten in meinem Laubehause. Mir würde viel wohler dabei sein, als zwischen den kalten Mauren.

Jezt waren sie an der Burg, und sie giengen den engen Pfad am Abhange des Berges halb um die

Burg in den Eingang. Agnes öffnete die Thüre des Gemachs, und Egbert trat hinein, und fand die Frau von Sporken bei der Spindel. Die Matrone ſtand auf und kam Egberten entgegen. Sie betrachtete ihn einen Augenblik, dann warf ſie ſich ihm zu Füßen: edler, edler Ritter von Montabor, Gott hat mein Gebet erhöret, und bringt Euch zu mir. O nehmt den Dank von den Lippen einer hülfloſen Wittwe, und einer noch hülfloſeren Waiſe an!

Egbert hob ſie auf. Ihr kennt mich, edle Frau? — An Eurem Schildzeichen erkannte ich, daß Ihr Egbert von Montabor waret.

Egbert? rief Agnes erröthend: Egbert? O Egbert! Sie eilte auf ihn zu, und ehe er es hindern konnte, drükte ſie ſeine Hand an ihre Lippen. Fräulein! rief Egbert beſtürzt: und ſchloß das danktrunkene Mädchen an ſeine Bruſt. Sie lag an ſeinem Buſen, und eine Thräne nach der andern rollte auf ſeinen Harniſch. Welch eine liebenswürdige Tochter habt Ihr, edle Frau! ſagte Egbert zu Agnes Mutter, die da ſtand und ſich an dem Anblike ihrer Tochter in den Armen ihres Beſchüzers weidete. Ein Mädchen, antwortete die Mutter, und legte ihre Hand auf Agnes Stirn; werth ihres edlen Beſchüzers! — ſo unſchuldig, wie Ihr edel; ſo ſanft, wie Ihr groß; ſo demüthig, wie Ihr ſtolz. Agnes lächelte ihm zu. Und er iſt ſo gut, Mutter! rief Agnes. Ihr wißt, wie ich gewünſcht und gezittert habe, den großen Egbert zu ſehen; wie ich Euch voll Freude erzählte: heute habe

ich Egbert von Montabor im Traume gesehen, und er war freundlich mit Agnes.

Aber wer könnte unfreundlich mit Euch sein? holdes Mädchen?

Ihr wohl nicht, Egbert; denn ihr wißt nun, wie sehr wir Euch lieben.

Und habt Ihr Hoffnung, großmüthiger Mann, meiner Agnes Besitzungen wieder zu erhalten?

Wohl hab ich, und jezt mehr als je! Gott kann die fromme Unschuld nicht verlassen. Er erzählte der Matrone den gestrigen Sieg. Noch zwei solcher Siege, sagte Egbert: und Sporken muß wollen.

Agnes schauerte bei der Erzählung. Ach, Mutter, ich wollte, ich wäre — ich wäre — ja, lieber todt, als daß ich Schuld sein muß an Blut und Krieg. Mir ist noch nie so bange gewesen. O, Ritter, ich bitte Euch, schont Euer Leben; eilt nicht so vor, wie ihr zu thun pflegt. Ich würde sehr, sehr unglüklich werden, wenn Ihr bliebt.

Die Mutter lächelte: Du würdest tapfere Ritter ziehen, Agnes.

Aber warum muß er denn tapfer sein? warum denn sein Leben wagen?

Seine Ritterehre — Du bist ein Kind, Agnes. Meinst du, ein Mann könnte das Gespött der andern Männer ertragen?

Er könnte hier bleiben, bei mir; ich wollte seiner nicht spotten; tausendmal lieber wollt ich ihn darum haben. O, wagt Euch nicht so sehr, Egbert!

Ich wage mich ja für Euch, Agnes.

Eben darum: und wenn die Besizungen des ganzen Gaus mein würden, was könnte mir es helfen? Könnt ich Euch damit erweken? Ach, wenn der Oheim uns diese Burg und das Thal läßt, so gebt ihm das übrige. Das sagte sie mit einer Wehmuth in Stimme, Blik und Stellung, daß Egbert mit dem allerfreundlichsten Blike auf sie eintrat, ihr die Hand reichte und sagte: und wenn mein Leben für mich noch keinen Werth hätte: Eure Theilnahme an mir, Agnes, würde mich es schäzen lehren. Ich verspreche Euch, ich will mich schonen.

Das thut, das thut, lieber Ritter, und achtet nicht auf eitle Ehre, und kommt hieher, Liebe und Demuth sollen Euch allemal empfangen.

Egbert war gerührt von dieser himmlischen, weichen Unschuld des Mädchens. Die Mutter verließ das Gemach, um das Mittagsessen zu bereiten, und Egbert saß neben Agnes und ließ sich erzählen von ihren Spielen, von ihrem Lamme, von ihren Blumen, von ihren Tauben, und er sah starr und aufmerksam auf die schönen Lippen des Mädchens, und verschlang die Worte, wie Worte des Heils.

Oben bin ich am liebsten, fuhr sie fort: ach das muß ich Euch zeigen. Sie führte den Ritter eine Wendeltreppe in dem Thurm hinauf, und in ihr kleines Kloset. Vor dem Fenster umher schlangen sich Immergrün, durch Weinranken, deren Wurzeln vor den Fenstern in großen Gefäßen voll Erde hafteten.

Ein paar Tauben flatterten Agnes entgegen, und bewillkommten sie mit Flügelschlägen und Küssen. Nur einzelne Sonnenstralen stahlen sich durch die Weinranken in das Kloset, Blumen standen auf allen Tischen, und in dem Winkel des Zimmers eine Harfe.

Seht, sagte sie, und sah ihn freundlich an: hier bin ich am liebsten, und sie streichelte die Taube auf ihrer Hand, und drükte sie kosend an ihren Busen. Da hab ich doch alles grün, und die Aussicht in mein liebes Thal. Sie öffnete das Fenster, und sah hinaus. Da sitz ich nun, wenn ich nicht hinaus kann, und arbeite. Möchtet Ihr nicht hier wohnen Ritter Egbert? — ich meine, sagte sie erröthend: wenn Ihr Herr der Burg wäret.

O gewiß! wer möchte nicht bei Agnes wohnen? Agnes wurde blutroth, und spielte, noch immer mehr erröthend, mit der Taube.

Und hier lebt Ihr, Fräulein, und arbeitet, wie ich an der Spindel sehe, und spielt und singt? nicht wahr? Nun nehmt die Harfe, und singt mir Eure Lieblingsweise. Sie nahm die Harfe, spielte, sang und sah vor sich auf den Boden.

Stille Thränen liebt mein Herz,
Blasse, naßgeweinte Wangen;
Sehnungsblike, die voll Schmerz,
Gern am Abendhimmel hangen;
Philomelens Trauerschlag
Seufzet meine Seele nach.

Nur ein Schattenvolles Thal,
Liebt mein Herz, und Felsengänge,
Nur des Mondes leichten Strahl,
Und des Baches Nachtgesänge;
Sagt mir, sagt mir, wenn ihrs wißt,
Sagt mir doch, warum das ist?

Warum sind die Einsamkeit,
Und des Mondes Schreckgebilde,
Und des Waldes Dunkelheit,
Und verborgne Thalgefilde,
Lieber mir, als Sang und Tanz,
Als des Prunksaals Kerzenglanz?

Sagt, mir ist doch nichts geraubt?
Warum fließt denn meine Thräne?
Warum stüze ich mein Haupt?
Sagt, wonach ich mich doch sehne?
Warum schlägt so hoch mein Herz?
Wie heißt dieser süße Schmerz?

Und das ist Euer Lieblingsgesang, Fräulein?

Mein Lieblingsgesang. Ein Harfner hat ihn mich gelehrt: ich singe und spiele ihn gerne, weil mirs so geht, wie das Lied sagt. Das stille Thal, der Bach, das Gebüsch, die heimlichen Lauben; ach, ich darf nur nicht oft am Abend gehen. Immer müssen mich Reisige begleiten, und — dann ists gleich aus mit meiner Freude, wenn ich immer hinter mir jemand habe. Allein, ganz allein möcht ich sein.

Und wißt Ihr, Agnes, wie dieser süße Schmerz heißt? Wißt Ihr die Antwort auf das Lied?

Hat das Lied eine Antwort?

Hat der Harfner sie Euch nicht gelehrt?

Nein! O lehrt Ihr sie mich, lieber Ritter; ich möchte gerne etwas von Euch lernen! sagte Agnes und sah ihn mit ihren großen dunkelblauen Augen unschuldig und freundlich an.

Gebe Gott, daß ein edler Mann dich einmal die Antwort auf dieses Lied lehrt. Du bist es werth, holdes Mädchen.

Lehrt Ihr sie mich, Ritter: Ihr seid ein edler Mann. Egbert lächelte und drükte ihr die Hand, die sie ihm entgegen strekte.

Jezt rief die Mutter, und Egbert gieng mit Agnes hinab in das Eßzimmer, und Egbert gestand der Mutter beim Abschiede mit Entzüken: eine solche reine Engelunschuld habe ich noch nie gesehen! Agnes ließ sich nicht abhalten, Egberten, wie er gieng, zu begleiten. Sie stieg mit ihm den Burgberg hinab, nun führte sie ihn am Gehölze und am Bache weg, der mitten durch das Thal rieselt, bis an die Mühle. Sie hielt sich fest an Egberts Arm, wie sie über den Steig des Bachs gieng. Ueber die Wiese hüpfte sie mit ihm bis an die Arzbacher Warte. Weiter darf ich Euch nicht begleiten! sagte sie betrübt. So weit geht meiner Mutter Bann, wie sie es nennt. Unser Burgbann geht bis an den Heerweg.

Leb wohl, holdes Mädchen! sagte Egbert mit Innigkeit, und drükte ihr die Hand. Mit dem Händedrukе stürzten Agnes Thränen. Lebt wohl, lieber Ritter! schluchzte sie, hielt seine Hand in ihren bei-

den Händen, und sah ihn bestürzt an. Nicht wahr, Ritter, Ihr fechtet für mich? — Ja, holde Agnes! — Und dann trägt der Ritter ein Feldzeichen von dem, für den er ficht? Lieber Ritter, ich wollte Euch meine Schärpe geben. Meine Mutter lachte, wie ich es ihr sagte, und sprach, du bist ein Kind, Agnes! Es gieng mir nahe. Nehmt diese Rose, Egbert, und wenn Ihr sie ansieht, so denkt an Agnes, und schont Euch. Wollt Ihr sie nehmen? Egbert nahm die Rose und befestigte sie auf seinem Helm. Diese Rose sei mein Feldzeichen und das Zeichen meines Sieges für dich! Nun leb wohl!

Ich habe nie Umgang gehabt mit Rittern, lieber Egbert. Ihr spottet doch meiner nicht? — Holde, theure Agnes! deiner spotten? Deine Unschuld, liebes Fräulein, hat mich auf ewig dir erworben. Leb wohl, Agnes. Er drükte seine Lippen auf ihren Mund. Agnes erröthete, sie wand sich sanft aus seinen Armen. Lebt wohl, Ritter! Gott und die hochheilige Jungfrau sei mit Euch.

Sie gieng zurük, und mit dem fünften Schritte sah sie zurük, lächelte, blieb stehen, sah ihm nach, bis er aus ihren Augen hinter Gebüschen verschwand. Welch ein Herz! welch eine Unschuld! rief Egbert, und lächelte zufrieden über sein Irregehen. Nach ein paar Stunden kam er bei den Zelten zur großen Freude seiner Gefährten an. Er schlich in sein Zelt, und immer stand die unschuldige Agnes mit einer Taube an ihrer Brust vor ihm. Was würde Bertha zu die-

ſer reinen unſchuldigen Seele ſagen, wenn ich ſie dahin führte?

Neues Leben war jezt in Egberts Unternehmung gekommen, er kannte das Mädchen, für deſſen Wohlfahrt er kämpfte. Jedesmal, wenn er den Helm aufſezte, betrachtete er die Roſe, und gelobte, unermüdet zu ſein im Kampfe für die Unſchuld. Oft Burg wurde erobert, und Egbert zog nun den Rhein hinab, den ſtolzen Sporken durch neue Siege zu zwingen, gerecht zu ſein. Sporkens Schaaren wurden zerſtreut, die Burgen, die Agnes gehörten, erobert, und näher rükte nun Egberts Heer der feſteſten Burg Sporkens.

Sporken fühlte ſeinen Raub dahin ſinken, vor der Gewalt eines Einzigen. Er fühlte, Egbert würde ihn verfolgen ohne Raſt, bis er ganz im Staube ſei. Er hörte durch ſeine Kundſchafter, daß Egbert morgen ſeines Bruders Wittwe und Agnes holen wolle, um auf den eroberten Burgen gehuldigt zu werden. Jezt galts. In den Hohlweg nach Arzbach ſandte Sporken Knechte, Egberten zu überfallen, und Mutter und Tochter zu rauben, oder doch nur Egbert zu fällen.

Egbert flog den andern Morgen in der Frühe nach der Sporkenburg. Wie er im Thale daher flog, unter der Burg weg, ſo hörte er Agnes Stimme vom Thurme ſeinen Namen rufen. Am Vorſprung ſtieg er ab, gab den Knechten ſeinen Hengſt, und ſchnell eilte er den Fußpfad den Felſen hinan. Auf der Hälfte ſchon ſtürzte ihm Agnes entgegen, und mit dem fröhlichen Geſchrei des Entzükens in ſeine Arme. So ſeid

Ihr wieder hier? so habt Ihr Eure arme Agnes nicht vergessen? Ach, lieber, lieber Ritter, ich habe jede Stunde an Euch gedacht: jede Nacht von Euch geträumt! O willkommen hier! lieber Montabor! So schwazte Agnes in Egberts Armen, Thränen stürzten aus den fröhlichen Augen, ihre Hände zitterten um seinen Schultern. Halb waren die blonden Loken erst geringelt, die andere Hälfte flatterte noch in geknüpften Zöpfen auf der nakten Schulter, die noch nicht der jungfräuliche Schleier bedekte. Sie stand eben, wie Egbert vorüber ritt, am Spiegel, und dachte an Egbert: sie hörte den Tritt des Rosses, flog ans Fenster; ihre Ahnung war erfüllt: Egbert! rief sie: und ohne zu wissen, was sie that, flog sie die Treppe hinab und dem Ritter entgegen.

So unter Liebkosungen, unter Jauchzen, unter Freude und Lachen, ihn nahe betrachtend, führte sie ihn in die Burg, und in das Gemach ihrer Mutter. Die Matrone errörhete, wie sie Agnes erblikte. Sie winkte dem Freudetrunkenen Mädchen mit den Augen; vergebens. Endlich führte sie das Mädchen vor den Spiegel; Agnes warf einen Blik auf ihr Bild. Sie erschrak, sie errörhete, sie flog mit einem lauten Geschrei zum Gemach hinaus und auf ihr Kloset. Sie kleidete sich jezt fertig an, und bedekte jezt siebenfach Busen und Schultern, und errörhete dennoch und zitterte, wie sie wieder zu Egbert in ihrer Mutter Gemach trat. Sie blieb wie eine Verbrecherin weit von Egbert an der Thüre stehen,

antwortete mit niedergeſchlagenen Augen und erröthete aufs neue, wenn Egbert einen Blik auf ſie warf.

Egbert erzählte nun auch Agnes, daß ſie mit ihm und ihrer Mutter reiſen müſſe, und Agnes ſchlug fröhlich in die Hände, daß ſie mit Egberten ſollte. Gleich nach Tiſch giengen ſie den Berg hinab, Mutter und Tochter ſtiegen in eine Sänfte, Egbert ſchwang ſich auf, und Reiſige folgten der Sänfte. Egbert ritt neben der Sänfte her, und bei jedem Saze, den ſein Hengſt machte, rief Agnes voll Schreken zur Sänfte hinaus.

Jezt waren ſie über der Arzbacher Warte hinaus, und der Weg krümmte ſich an den Bergen in die Höhe in die Höhlung hinein. Egbert ſprengte voraus, und langſamer folgte die Sänfte, und dicht hinter ihr die Reiſigen. Aus einem Seitenwege, der ſich gleich hinter Hügeln wegkrümmte, ſtürzte auf einmal eine Schaar Bewaffneter hervor, und ſtieſſen das vordere Pferd an der Sänfte nieder. Die Sänfte wurde aufgeriſſen, Agnes und die Mutter heraus gehoben; ein lautes Geſchrei traf Egberts Ohr. Er ſprengte zurük. Die umgeſchlagene Sänfte hinderte ihn zu Pferde vorzukommen. Er ſprang vom Pferde, und drängte in den Seitenweg vor. Ein Räuber ſtürzte von ſeinem erſten Hiebe; er war eben beſchäftigt, die Mutter auf ſein Pferd zu ziehen. Ein zweiter Hieb befreite Agnes, der man ſchon ein Tuch um den Mund gewunden hatte. Die Räuber wichen zurük, und Egbert drängte ihnen nach.

Bei der Sänfte weg drängten ſich auch nun die Reiſigen in den Seitenweg, Egberten zu Hülfe. Agnes rief unaufhörlich: helft ihm! retter Egberten! Schon wichen die Räuber. Jezt aber traf ein Bolzen Egberts linke Schulter. Er merkte es kaum. Seine Hiebe verdoppelten ſich; die Räuber flohen, und er kehrte nun zu den Weibern zurük.

Der Sieg iſt unſer! ſprach er, und ſchlug das Viſier auf, und Agnes lag ihrer Mutter bleich, und beinahe leblos im Arme. Da ſie Egberts Stimme hörte, kehrte die Roſenfarbe auf ihre Wange zurük. Gott ſei gelobt! er lebt! ſchrie ſie ungeſtüm. Er lebt! er lebt! Beſchäftigt waren die Reiſigen, um das verwundete Pferd aus der Sänfte wegzuſchaffen, und ein neues einzuſpannen. Agnes rief noch immer: Gott ſei gelobt! er lebt! und betrachtete heftig zitternd Egberten. Egbert trieb die Reiſigen. Auf einmal ſchrie Agnes: Gott im Himmel! er blutet! Egbert wollte lächeln, wurde bleich, immer bleicher. Agnes rief mit wildem ſchrekklichem Blik: er ſtirbt! und ſank ſinnlos, eben wie ſie die Arme ausſtrekte, um ihn aufzufangen, an ihm hin. Egbert hielt ſich an einem Reiſigen; die Armſchienen wurden ihm abgenommen, und Ströme von Blut quollen aus der Schulter hervor.

Der Mutter Geſchrei, Agnes Ohnmacht, Egberts Wunde; alles lief durch einander. Ein Knecht verband Egberts Wunde. Man legte ihn in die Sänf-

te, neben ihm lag Agnes, die Mutter saß gegen über, bald rieb sie Agnes die kalte Stirn, bald hielt sie Egberten. Sie kamen zurük zur Burg. Agnes erhielt die Besinnung wieder, da man sie aus der Sänfte heben wollte; sie schlug das Auge auf Egbert, der ohne Farbe noch da lag; sie hob die Hand, als ob sie ihm helfen wollte, und sank aufs neue zurük. Ein Reisiger trug sie hinauf den Weg nach der Burg; Egberten legten sie auf eine Bahre, und so wurde er hinauf getragen. Der Hausmönch verband ihn, die Farbe kehrte wieder, und mit ihr das Leben und ruhiger Muth. Nicht so bei Agnes. Sie kam zu sich, sie sah leise umher. Wo bin ich? fragte sie die Zofe. Wo ist Egbert?

Ruhig, Fräulein! Ihr bedürft der Ruhe mehr als Egbert! Lebt er noch? fragte sie ungestümer. Er lebt! war die Antwort. Agnes sah der Zofe kopfschüttelnd ins Gesicht: Mädchen, sprich! er ist todt? ihr Blik wurde tödtlich kalt, wie sie das fragte. — Sehr blaß war er, wie sie ihn brachten; aber leben kann er noch. Er liegt im Pilgergemach. Agnes schlug die Hände zusammen, und warf einen Blik gen Himmel. Auf einmal war sie vom Lager, zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter. Sie flog in Egberts Zimmer, und Egbert lächelte ihr munter von seinem Lager entgegen.

Agnes sah ihn an, stand mitten im Zimmer still, faltete die Hände, sank nieder auf die Knie und rief: liebe Mutter Gottes, erhalte ihn beim Le-

ben! ich will um nichts wieder bitten, ſo lange ich bin! Jezt ſtürzten Mutter und Zofe ins Zimmer. Agnes, rief die Mutter: Kind, welche Angſt machſt du mir! — Welche Angſt? er lebt ja! er iſt ja nicht mehr ſo blaß! — Allein du? du Agnes! ſieh, ſo leicht gekleidet, baarfuß; es kann dein Tod ſein!

Jezt ſah Egbert erſt, wie Agnes gekleidet war. Agnes hörte kaum: ſie ſah bloß nach Egbert hin, ſie hatte nur Augen für ihn, nur Bewegung für ihn, und ihre Mutter konnte ſie nur durch das Verſprechen zum Weggehen bewegen, durch das Verſprechen, ſie ſollte Egberts Krankenwärterin werden.

Sie ließ ſich wegführen, und Egbert hörte mit einer innern Bewegung der Freude, daß Agnes ſeine Krankenwärterin werden ſollte. Und es dauerte auch nicht Minuten, ſo war Agnes wieder an ſeinem Lager. Die Mutter verbot ihr mit Egbert zu reden. Er muß Ruhe haben! Agnes ſezte ſich zu ſeinen Füßen auf einen Stuhl. Ihr freundlicher, wehmüthiger, erquikender, redender Blik, hieng immerwährend auf ſeinem Geſicht. Sie redete nicht; ſie ſah ihn nur an, und Egbert konnte es nicht unterlaſſen, dieſem ſeelenvollen Blike zu antworten: Mir iſt wohl, Agnes! Ihr Geſicht wurde wie verklärt, wie er das flüſterte, und Thränen flammten aus ihren Augen über die Wangen herab. Sie machte keine Bewegung ſie abzutroknen. Es war, als ob ſie nicht merkte, daß ſie weinte, oder als ob die kleinſte Bewegung ſeine Ru-

he ſtören würde. Die kleinſte ſchmerzliche Miene, die Egberten entfuhr, machte Agnes bleich wie die Wand, doch lächelte ſie, als ob ſie ihm Muth geben wollte; dies Lächeln aber rang ſich gewaltſam mitten aus dem Schmerze hervor, das auf ihrem Geſichte lag. Gieng die Thüre auf, ſo gebot eine finſtere Miene und eine aufgehobene Hand Stille. Sobald der Mönch zum Verbinden kam, ſo wurde ihr Angeſicht bleich, ſie zitterte, und athmete kaum.

Egbert lächelte mitten unter dem Schmerze des Verbandes, und ſagte dann gewöhnlich ein paar Worte zu Agnes, welche ſie tröſten ſollten. Aber wer ſpricht die Freude aus, da nach ein Paar Tagen der Mönch Egberten und Agnes die Erlaubniß gab zum Reden, die Agnes entzükte. Ein unaufhörliches Fragen, wie iſt Euch, Egbert? wo ſchmerzt es Euch? wollt Ihr etwas? das leichteſte Augendrehen entgieng dem ſorgſamen Mädchen nicht. Was wollt Ihr haben, Ritter? Nach und nach beſänftigte ſich die Unruhe ihres Buſens; ſie ſpielte ihm vor, ſie ſang ihm ihre ſchönſten Lieder; dann erzählte Egbert wieder bald Geſchichten von ungetreuen Rittern, von unglüklichen Liebenden, und Agnes ſaß und horchte, die Hände auf ihrem Schooß gefalten, mit hochrothen Wangen, mit naſſen Augen, auf die Erzählung, und ein tiefer Seufzer klagte das Unglük der Liebenden: bald erzählte er ihr ſchauerliche Geiſtergeſchichten, und Agnes rükte ihm näher, legte ihre zitternde Hand auf ſeine, als ob ſie durch ſeine Berührung in

ſeinem Schuze wäre. Dann erzählte ihm Agnes wieder von ihren Spielen, von ihrer Kindheit, von ihrem ſeligen Vater, von dem Grabe ihres Bruders, von ihren jezigen Träumen, die nichts als Egberts Bild ihr vorgaukelten, und ſchloß allemal mit dem Gedanken, bald ſo, bald anders gewandt, daß ſie noch nie ſo glüklich geweſen ſei als jezt.

So wurden die Tage am Krankenlager hingebracht. Egberts Liebe gegen Agnes nahm mit jeder Stunde zu. Es war eine holde, liebe, verdachtloſe, unſchuldige Neigung; die Neigung, die ruhige Liebe des Bruders oder des Vaters. Kein Verdacht befiel des Ritters Herz. Ruhig hielt er Agnes weiße, weiche Hand zwiſchen ſeinen Händen; wenn er ihr erzählte, drükte er ſie an ſeine Bruſt, ſpielte mit den kleinen Fingern, oder ſeine hervorgeſtrekte Hand ruhete in Agnes Schoß, und bei jedem Oh und Ach legte Agnes Hand ſich zärtlich darauf. Jeden Morgen brachte ihm Agnes Blumen, die ſie ſelbſt gepflükt, ein Frühſtük, das ihm ihre Hände bereitet hatten; jeden Trunk Waſſer holte ſie ihm ſelbſt. Ich glaube, es ſchmekt Euch beſſer, flüſterte Agnes, wenn ich es Euch geſchöpft habe? Egbert lächelte, und es ſchmekte ihm in der That beſſer, als das Waſſer, das ihm die Zofe brachte. Agnes Taube hüpfte auf ſeinem Bette, und der große Egbert fand Freude und Genuß in dem Spiele.

Wie er zum erſtenmale ſein Lager verließ, ſo war der Tag ein Freudenfeſt für Agnes; das Burg-

Geſunde tanzte, und Agnes hatte ihr Kloſet erleuchtet; denn Agnes Kloſet war der erſte Ort, den er beſuchte. Wie er zum erſtenmal um die Burg hingieng, ſo empfiengen ihn von den Zinnen aller Mauren und Thürme Trompeten und Zymbeln, und für alles hatte er Agnes zu danken. Endlich gieng er auch wieder mit Agnes ins Thal. Agnes hüpfte um ihn her, wie ihr Lamm um ſie. Sie ſang, ſie lachte, hier brach ſie eine Blume, die ſie ihm gab; dort hatte ſie eine weiche Raſenſtelle für ihn mit Mooß bedekt, wo er ruhen ſollte; hier traf er ein Geflecht von Zweigen mit Blumen durchflochten; denn hier ſollte er geſchüzt vor den Stralen der Sonne ſizen, und alles hatten Agnes, Agnes Hände, Agnes liebendes Herz gethan.

Welch ein Herz! rief Egbert tauſendmal: welch ein Herz! Und nun dieſe Herzensinnigkeit, mit der ſie an ihm hieng, jedem ſeiner Schritte folgte, den Weg, den ſeine Blike nahmen, flog, und dann zurük kam, und fragte, was wollt Ihr, Egbert? dieſe ſtille, heimliche Sorgfalt, dieſes Erlauren ſeiner kleinſten Wünſche; ach! und wenn ſie dieſelben nicht erfüllen konnte, dieſe ängſtliche Betrübniß, dieſe ſüße ſorgenloſe Vergeſſenheit ihrer ſelbſt: da ſtand ſie am Fenſter, wenn Egbert mit ihrer Mutter redete, ſtill wie eine Bildſäule, und betrachtete ihn, erſt mit großen ſtillen Bliken, und fiel nun von der Seite ein kleiner ſchneller Blik Egberts auf ſie; ſo empfieng die Bildſäule Leben. Blike der Freude drangen aus ihren

Augen, der dankbaren Innigkeit, der Liebe; ihre Figur beugte sich vorwärts, die Spizen der Finger hoben sich und deuteten wenigstens an, wie gerne sie die Arme heben wollte, um bei dem nächsten Blik zu ihm zu fliegen. Am Tisch saß sie nur für ihn da, wandte er seine Augen irgend wohin, so legte sie den Bissen auf den Teller zurük, ihr Fuß war schon bereit, den Stuhl zurük zu schieben, um dahin zu fliegen, wohin er blikte.

In diesen Tagen erhielt Egbert einen Brief, den Bertha ihm hatte schreiben lassen. Er glühete im ganzen Gesicht, wie er Bertha las. Du bist verwundet, schrieb ihm Bertha: in der Vertheidigung der Unschuld. Meine Seele war bei dir! kein ängstliches Gefühl in meiner Brust! Mein triumphirender Blik würde deine fliehende Seele zurük gerufen haben, wenn ich bei dir gewesen wäre. Keine Thräne vermochte mein Auge bei der Nachricht von deiner Verwundung; mein Herz schlug stolz; denn Egbert wurde bei einer edlen That verwundet. Egbert, wie stolz wird Bertha auf diese Narbe sein! Sie ist dein schönster Schmuk! Laß die Sonne dich bräunen, laß die Arbeit den Jugendreiz von deinem Angesicht nehmen! Nur nehme mir niemand das Zeichen deines Edelmuths, diese Narbe!

Egbert sah aus diesem Briefe, daß Bertha noch in Trier bleiben würde. Sie ermahnte ihn, die Fehde mit Spotken fortzusezen, und dann nach Trier zu ihr zu kommen. Er überlas den Brief langsam

mehrere male. Zum erstenmale fand er etwas kaltes in diesem Briefe. Zwar konnte er sich nicht enthalten mit Innigkeit zu sagen: wie groß ist Bertha! wie viel größer und stolzer als Agnes! Aber leise stahl sich der Gedanke hinter diesem drein: wie innig, wie hingebend ist Agnes Herz und Liebe. Er fieng an beide zu vergleichen. Bertha stieg bei jeder Vergleichung groß und stolz empor, sie hob sich wie eine Göttin vor seinen Bliken in die Höhe, er sah voll Ehrfurcht ihrem Wolkenfluge nach: Agnes hingegen — er dachte sie immer sizend, zu ihren Füßen ihr Lamm; allein wenn Bertha in der Ferne glänzte, so saß die traute Agnes noch vor seinen Bliken da, lächelte ihm zu. Ihr Bild blieb ihm nahe. Der Blik des Erstaunens flog Bertha nach, und der heitere Blik der Liebe heftete sich auf Agnes. Er verglich die Empfindungen seines Herzens, die er in dem Umgange mit beiden Mädchen gefühlt hatte. In Bertha's Armen verschloß sich sein Herz, und öffnete sich gewaltsam; sein Geist mußte um den Genuß, der Liebe ringen; jede Empfindung, die in seinem Herzen aufwallte, mußte er erst vor den Richterstuhl seines Verstandes führen, damit dieser erst entschied, ob sie Bertha's werth war, ehe er sie laut werden ließ; mitten in ihrer Umarmung hatte er sich selbst im Auge, nichts zu sagen, nichts zu thun, was Bertha mißfallen könnte; jede kleine Tändelei der Liebe, jedes kindische süße Spiel verbannte Bertha's ernster Blik. — Wie ganz anders war es mit Agnes! Sein Herz

war immer offen; er genoß mit jedem Augenblik, ohne es ſelbſt zu wiſſen; jede Empfindung ſeines Herzens fand in Agnes Herzen ihre Schweſter; er vergaß ſich an Agnes Seite ganz; was er that, was er ſagte, Agnes Lächeln belohnte ihn dafür. Bertha war vertrauter mit ihm wie Agnes: aber wie werth war ihm das Erröthen, das Niederſchlagen der ſchönen blauen Augen der verwirrten Agnes, wenn ſie glaubte, zu viel geſagt zu haben! wie theuer war ihm das Geſtändniß, das ihrem Herzen die Vergeſſenheit der Liebe, und ſeine Liebkoſung entriß. Bertha liebte ſeine Größe; Agnes liebte ihn. Bertha liebte den edlen Ritter; Agnes den Mann Egbert. Man kann leicht denken, daß Egbert dieſe Vergleichungen nicht auf einmal anſtellte. Nach und nach, ſo wie Agnes Gelegenheit dazu gab; fielen ſie ſeinem Herzen auf, ohne gerade zu hellen Gedanken zu werden. Er vermied ſogar gefliſſentlich, dieſe Gedanken zu erhellen, er erſchrak, wenn er ſich von einem ſolchen Gedanken überraſcht fühlte. Sein Gewiſſen ſchlug ihm jeden Abend, wenn er von einem Spaziergange mit Agnes zurük gekommen, nun allein war, und an Bertha dachte. Kälter und zurükhaltender war er den andern Morgen gegen Agnes, und betrachtete ſie mit ängſtlichen Bliken, und ſein Froſt, ſeine Aengſtlichkeit zerſchmolz dann wieder unter dem Hauch von Agnes warmer Liebe. So hatte ſein Körper unter Agnes Pflege die Geſundheit wieder erhalten, allein

der Frieden ſeiner Seele war zerſtört, oder er ließ ihn bei Agnes.

So ſaß er eines Tages allein, und überlegte, welchen Tag er Agnes verlaſſen wollte, um zum Heere zu ſtoßen, das noch immer unthätig vor Sporkens feſteſter Burg lag. Er ſtützte den Kopf auf, die Thüre flog auf, und Ludwig von Mannsfeld trat an Agnes Hand ins Zimmer. Egbert erröthete, wie er Ludwigen erkannte. Ludwig brachte ihm Grüße von Bertha, und die Röthe Egberts wurde noch brennender. Ludwig redete mit Egbert über den Heereszug gegen Sporken, und Egbert ſagte Ludwigen, daß er morgen wieder zu dem Heere ſtoßen wollte. Ludwig ſah mit einer geheimen Freude die brennenden Blike, welche Agnes auf Egbert warf; er belauerte die verſtohlenen Blike, mit welchen Egbert dieſe Blike beantwortete. Er nahm der Gelegenheit wahr, mit Agnes allein zu ſein, und es koſtete dem feinen Grafen keine große Mühe, das unbewährte liebevolle Herz der unſchuldigen Agnes in ihren Worten zu ſehen. Ihr ſteter Gedanke war Egbert, und Egbert war auch ihr drittes Wort. Ludwig wollte Gewißheit haben, und er ließ ein Wort gegen Agnes von Bertha, Egberts Geliebte, fallen. Er hatte das arme Mädchen im Auge. Egberts Geliebte? fragte Agnes, und ein langer, langer, tiefer Seufzer arbeitete aus ihrer Seele ſich empor. Ein leichtes Zuken zeigte ſich in ihren Händen, eine hohe Röthe malte ſich auf ihren Wangen, und verſchwand wieder in

ine schnelle Blässe. Sie warf einen Blik auf den Grafen, als ob sie die Bestätigung dieser Nachricht in seinem Auge lesen wollte, und Ludwig sezte kalt hinzu: man sagt so; obs nun wahr ist? fast sollte ich zweifeln! Agnes stand auf und lächelte ihm dankbar und fröhlich zu. Nein! sagte sie: er hätte es mir gesagt, wenn es wäre: o gewiß! hätte er mirs gesagt! Ludwig hatte jezt genug. Die Freude leuchtete aus seinem Auge. Am andern Morgen wollte Egbert mit Ludwig abreisen. Egbert suchte Gelegenheit, einen Augenblik mit Agnes allein zu sein; der Graf hinderte es unbemerkt, und mit allem Anschein von Unbefangenheit. Agnes saß da, wie das Bild des Jammers, Thränen flossen aus ihren verweinten Augen; die Spuren der durchwachten und durchweinten Nacht hiengen noch arbeitend auf ihrem Gesichte; Ludwig stand vor der Mutter und redete kalt und gleichgültig, und von der Seite her lauerte sein Blik auf Egbert. Egbert nahm der Gelegenheit wahr: er stand auf, trat vor Agnes, ergriff ihre Hand, und durch die Thränen des Mädchens drang ein freundlicher Blik hervor auf Egbert, den Egbert mit einem stummen, leidenden Lächeln und einem Händedruke beantwortete. So blikt die Liebe! dachte Ludwig, und er gab jezt den Liebenden selbst noch einen ungesuchten Anlaß, allein zu sein.

Beider Herzen brachen in diesem bittersüßen Augenblike: Agnes lag an Egberts Busen, und Egberts Lippe troknete Agnes Thränen von ihren Wan-

gen, und mit ihnen die volle Ueberzeugung, daß er Agnes liebe. Die Thüre öffnete ſich mit einem Geräuſch: Egbert ließ Agnes fahren; Ludwig trat herein. Ein Blik auf Egbert; die glühenden Lippen, die dunkeln Thränenſchwangern Augen des Ritters, Agnes Stellung, als ob ſie noch ihre Arme um ihn geſchlungen hätte! Ludwig war ſeines Sieges gewiß. Die Pferde ſind unten! ſagte er ruhig, ohne des Ritters Verwirrung, ohne Agnes Thränen zu bemerken.

Sie giengen. Agnes Schluchzen tönte noch hinter ihnen her, und Ludwig ſagte nichts. Er ſaß mit Egbert zu Pferde und ſprach kalt von Bertha, von dem Feldzuge. Egbert war ſchwermüthig, dann freundlich, weil Ludwig nichts gemerkt hatte, und um Mittag aus waren ſie wieder im Kreiſe der Waffen. Den tapfern Egbert empfieng ein lautes Freudengeſchrei.

Ludwig blieb einige Tage beim Heere der Verbündeten, dann kehrte er nach Trier zurük. Er gieng zu Bertha. — Ihr wieder hier, Graf Ludwig? fragte Bertha: und was macht mein Egbert?

Fräulein, antwortete Ludwig: man kann mit Euch reden, wie mit einem Manne, Egbert —

Todt! rief Bertha und erblaßte.

Nein, Fräulein, er iſt nicht todt. Hört mich! — Er —

Oder gefangen? beſiegt? —

Nichts von dieſem allen, Bertha: Egbert liebt Agnes von Sporken.

Bertha lächelte. Ihr irrt, Graf! Ihr irrt Euch!

Es sei! ich irre, Fräulein, so sage ich Euch, und das sage ich Euch gewiß, Agnes liebt Egberten. Ludwig sezte sich zu Bertha, und erzählte ihr mit den allerkleinsten Umständen das, was er gesehen hatte. Jezt urtheilt Ihr selbst, Fräulein, ob das Liebe ist, oder nicht. Bertha drükte die Lippen auf einander, ihre Wangen glühten, ihre Blike wurden finster, sie senkte die Augenbraunen und schwieg lange. Es kann dennoch nicht sein! seufzte sie endlich. Es ist, sagte Mannsfeld ruhig, vielleicht Egberten unbewußt; aber es ist! — Bertha saß da, sah lange auf einen Punkt, schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Und wenn es wäre; bei Gott! unedel ist Egbert nicht.

Das beschwöre ich, sagte Mannsfeld: denn Bertha liebt Egberten. Aber Fräulein! Fräulein! sezte Mannsfeld hinzu und warf sich zu Bertha's Füßen: meine Liebe wird immer mehr Anbetung! Bei dem Hochgelobten! Ihr seid unaussprechlich groß! Bertha seufzete. Ihr liebt Egberten mit Eurer ganzen Seele; Ihr hört auf einmal, unvermuthet, daß er ein anderes Mädchen liebt, und dennoch bei Euch diese Kälte, diese große Ruhe, diese eifersuchtlose Freiheit Eurer Seele, dieser demüthige und stolze Sinn Eures Geistes! O ich glaube, Ihr seid das einzige Weib, das größer ist als ihre Liebe.

Graf Ludwig, ist es? liebt Egbert Agnes?

Ich will es beschwören!

Zweifelt Ihr an Egberts Redlichkeit?

Nein! — aber seine Größe reichte nicht an Bertha's Größe, sein Geist nicht an Bertha's Riesen-Geist, das weiß ich; denn — laßt mich reden! — Ihr hört von mir, daß Egbert ungetreu ist. — Der Blizschlag, der jeden Mann betäubt haben würde, läßt Euch ruhig. — Keine Eifersucht naht sich Euch, kein Zweifel, der hier der gekränkten Empfindung so nahe lag; — Ihr seid Bertha und bleibt es; und ist er Egbert geblieben? sagt selbst!

Thränen standen in Bertha's Herzen! Bertha drängte sie zurük: bittere Empfindungen, Zweifel an Egberts Treue hoben sich in ihrer Brust; sie unterdrükte sie. Sie zwang die bebenden Lippen zum Lächeln; den sie war die große Bertha.

Was werdet Ihr thun, Bertha?

Was Recht ist! antwortete Bertha kalt und stolz: Graf, liebt Egbert Agnes?

Bei Gott, er liebt sie; oder Thränen, Worte, Händedrüke, Empfindungen und das ganze Herz lögen.

Bertha legte die Hand an die Stirn. Eine Thräne drang dennoch jezt hervor; sie verbarg sie, sie stand auf: lebt wohl, Graf!

In der Einsamkeit drangen nun die lang verhaltenen Thränen desto heißer aus Bertha's Augen. Er liebt mich nicht? — nicht möglich! nicht möglich! rief sie und faltete die Hände schmerzlich über die pochende Brust.

Tausend Entwürfe bildete nun ihr liebendes

Herz, Egberten zurük zu ziehen in ihre Ketten. Das Mädchen Bertha weinte um den ungetreuen Geliebten; sie wollte nach Montabor und ihn mit Thränen und Vorwürfen beſtürmen. — Soll Bertha von Erthal flehen? rief die Stimme des Stolzes laut durch die Seufzer der Liebe; ſoll Bertha wie ein jammerndes Mädchen um den Blik eines Mannes buhlen? — Nein! rief Bertha und troknete gewaltſam die Augen: ich bin Bertha! ich will Bertha bleiben! — Und kann der Mann, rief triumphirend die Eitelkeit: kann Egbert der Größe widerſtehen? wird nicht mein Edelmuth den Seufzer der Liebe beſiegen? wird nicht die große Bertha der furchtſamen, ſeufzenden Agnes das Herz des großen Mannes entziehen? — Nein, Größe gab mir Egberts Herz; Größe ſoll es mir erhalten.

Bertha's Blik erheiterte ſich bei dieſem Gedanken; triumphirend gieng ſie auf und ab im Saal. Und iſt denn auch wahr? liebt er Agnes? das will ich wiſſen!

Bertha rief die Zofe. Schaffe mir die Kleidung eines Harfners; wir wollen verreiſen! — Nach einigen Tagen war alles bereit. Bertha's Geſicht war gefärbt, eine männliche Kleidung verhüllte das Mädchen, ihre Loken verbarg ein dikes Nez, ein Hut mit Federn ihre Stirn. So fuhr ſie mit ihrer Harfe die Moſel hinab, und ſtieg am jenſeitigen Ufer des Rheins aus, und gieng den Weg durch Wald und Berg nach der Sporkenburg. Sie kam in das

Rosenthal, und wie sie die Thürme der Burg im Walde erblikte, so sezte sie sich an einem Hügel, und ein lauter Gesang begleitete die Töne der Harfe.

Agnes in einer Laube horchte, sie trat hervor, sie sah den jungen Harfner da sizen, und sie kam näher. Schönes Fräulein, fieng der Harfner an: gönnt mir heute ein Pilgermahl auf der Burg, und eine Nacht voll Ruhe. Weit komm ich her aus dem Morgenland: mein Vater ist unterwegs gestorben; ich besuche alle Burgen umher, und singe das Lob der Ritterschaft.

Agnes hörte lächelnd zu, und nikte dann freundlich mit dem Kopfe: du bist hier willkommen, lieber Pilger mit deiner Harfe! Nun spiele einmal. Bertha ergriff die Harfe, spielte, sah Agnes scharf an, und dann erhob sie die Stimme:

Der deutschen Ritter Eigenthum
Ist Männlichkeit und stolzer Ruhm,
Von Meer zu Meer, von Strand zu Strand
Flog er ins ferne Morgenland;
Doch Ritter Egbert Montabor
Strahlt, wie ein Stern,
Aus allen Rittern hell hervor.

Agnes Gesicht verklärte sich bei diesen Worten; ein schönes Lächeln dankte dem Harfner für das Lied. O ein schönes Lied, du theurer, guter Harfner! Spiele weiter.

Sein Hergang iſt ein wilder Sturm,
Sein Muth feſt wie ein Felſenthurm.
Der deutſchen Ritter Speer und Schwert
Iſt Sang und Saitenſpieles werth;
Doch Ritter Egbert Montabor
Strahlt, wie ein Stern,
Aus allen Rittern hell hervor.

Der edelſte, der ſchönſte Ritter auf der Erde, ſagte Agnes mit leuchtenden Augen, und Bertha ſang,

Die deutſchen Ritter lieben treu,
Ohn Falſch und ohne Heuchelei;
Die deutſchen Mädchen ſind es werth,
Daß treuer Ritterſinn ſie ehrt;
Doch Egberts Bertha ſtrahlt hervor,
Hell wie ein Stern;
Denn ſie liebt Egbert Montabor.

Agnes wurde bleich wie eine Lilie; ſie ſchlug die ſchweren Augen nieder, und gieng langſam und ſchwermüthig im Thale hahin. Schnell aber kehrte ſie um. Kennſt du Bertha von Erthal, Harfner? Bertha kenne ich, antwortete der Harfner! ich komme von Trier, wo ſie ſich jezt aufhält. —

Und iſt ſie Egberts Geliebte? — Das Gerücht ſagt es, und das Lied, das ich auf einer Burg jenſeits des Rheins lernte. — Iſt Bertha ſchön, Harfner? — Alle Ritter ſagen es, Bertha ſey ſchön, wie eine Madonna. — Und du? —

Bertha lächelte. Ich würde Euch für schöner halten, als Bertha. Agnes lächelte wehmüthig. Erzählt mir von Bertha, lieber Harfner.

Da saß Agnes und horchte, und hatte noch tausend Fragen zu thun von Bertha von Erthal, von Egberts Liebe gegen sie, und in dem Tone ihrer Stimme, in jeder Frage, die sie dem Harfner that, in jeder Erzählung von Egbert, in jedem Blike, womit sie Frage und Erzählung begleitete, lag die heißeste Leidenschaft nur ganz leicht verborgen.

Bertha that hin und wieder Fragen an Agnes, die Agnes Unschuld beantwortete, und Bertha fieng an zu fürchten, der Graf von Mannsfeld möchte Recht haben. Nach dem zu urtheilen, was Ihr mir erzählt, Fräulein, scheint Ihr mehr Egberts Geliebte, als Bertha von Erthal. Agnes erröthete; sie seufzte auf. Der Himmel und die Heiligen mögen es lenken zum Guten! sagte sie.

In eben diesem Augenblike hörte Agnes den Huffschlag von Pferden. Sie lief einige Schritte im Thale fort. Er ist's! rief sie: er ist's, und schnell eilte sie ihm entgegen. Bertha verbarg sich ins Gebüsch; sie gieng höher hinauf, wo sie Egbert mit Agnes sehen konnte. So wie Egbert Agnes erblikte, so sprang er vom Pferde. Meine Agnes! rief er ihr von weitem entgegen. Er empfieng sie mit ausgebreiteten Armen, umschloß sie, drükte sie an seine Brust, und stand dann vor ihr in der vertrau-

lichſten Stellung der Liebe. Das ſah Bertha. Dann kam er näher mit Agnes: er hatte Agnes Hand in beide Hände gefaßt, drükte dieſe Hand bald an ſeine Bruſt, bald an ſeinen Mund; ſein Geſicht war zu Agnes gewandt, ſeine Augen ſtrahlten die zärtlichſte Liebe Agnes Augen entgegen. Wie hat mich verlangt, dich, meine einzige Agnes, zu ſehen! ſagte er, wie er mit Agnes vor dem Gebüſch war, das Bertha verbarg, und drükte ſie noch einmal innig an ſeine Bruſt. Der Ton ſeiner Stimme war ſo innig, ſo zärtlich, daß Bertha nicht mehr an ſeiner Liebe zweifeln konnte. Ihr Herz ſchlug ungeſtüm, wie ſie ihn näher kommen ſah; eine ſehr bittere Empfindung hob ſich in ihrem Buſen. Schon lange waren die Liebenden vorüber, und Bertha ſaß noch immer unbeweglich im Gebüſch da, die Blike auf den Ort geheftet, wohin Egbert mit Agnes gegangen war.

Endlich löſte ſich ihr Unmuth in einen Strom von bittern Thränen auf. Iſt es möglich? rief ſie: iſt es möglich? Bertha verlaſſen? von Egbert verlaſſen? Lange ſaß ſie noch unentſchloſſen da. Bald wollte ſie hinauf auf die Burg, und wollte ſich Egberten entdeken; bald wollte ſie ihn herabrufen laſſen, und ihn mit ſich nach Trier führen. Meine Thränen werden ihn rühren, meine Seufzer ſein Herz aufs neue ſchmelzen! rief ſie: und ſoll Bertha um einen Mann Thränen vergießen? Nein! rief ſie.

Sie ſtand auf, verließ das Thal, und gieng dem Heerwege zu an den Rhein.

Egberts Herz ſchwankte noch zwiſchen Agnes und Bertha. Die weinende, die jammernde Bertha, das kranke, leidende Mädchen, der Thränenſchwere und gramvolle Blik würde die verglimmende Liebe Egberts wieder angefacht haben. Bertha wollte nicht Egberts Herz mit Liebe ſchmelzen! ſie wollte es mit Thaten beſiegen; und der liebevolle Seufzer Agnes, die zärtliche Unſchuld der furchtſamen, flehenden Agnes ſchloß er indeß an demantne Ketten.

Auf dem Wege bis an den Rhein war Bertha's Entſchluß gefaßt. Sie wandte ſich und kam zum Heere der verbündeten Ritter. Sie gieng zu Egberts Zelt. Euer Herr, ſagte ſie zu ſeinen Knechten, iſt auf der Sporkenburg. Ich muß ihn ſprechen. Einer von Euch trage ihm von mir dies Zeichen. Sie wand die Schärpe von ihren Hüften, und gab ſie einem Knechte. Sagt ihm, das ſendet ihm ein Fremder. Ich harre ſeiner in ſeinem Zelte.

Ein Knecht flog dahin, und brachte Egberten Bertha's Schärpe. Egbert erkannte ſie. Eine brennende Röthe ſtieg auf ſeine Wangen, wie er ſie ſah. Seine Hand zitterte. Er wagte es nicht Agnes anzuſehen. Mit einer leiſen Stimme und einem finſtern Blike ſagte er: ſattelt! ich muß fort. —

Wer ist der Fremde, Egbert, fragte Agnes traurig: der Euch uns entreißt?

Mein vertrautester Waffenbruder: antwortete er stokend: ich muß ihn sehen. Er bedarf meiner Hülfe. Er stand auf; er gieng unmuthig auf und nieder. Schon stand der Knecht da im Gemach. Die Pferde waren bereit, und Egbert stand noch schweigend, mit finsterer Miene da, und warf trübe Blike auf Agnes. Endlich wollte er gehen. Lebt wohl, sagte Agnes, und breitete ihre Arme aus, ihm den Abschiedskuß zu geben. Er gab dem Mädchen die Hand, warf einen traurigen Blik auf sie, und verließ das Gemach.

Langsam ritt er durch das Thal; so lange er die Spizen der Sporkenburg sahe, dachte er an Agnes. Jezt aber fiel sein Gedanke auf Bertha. Ihre Liebe, ihre Größe, ihr Edelmuth zogen unvermerkt seine Phantasie von Agnes ab, auf Bertha. Sie stand vor ihm in ihrer Größe, er sah sich um Bertha von allen Edeln beneidet, und er jagte ins Lager. Eilig sprang er vom Pferde. Er trat in sein Zelt, ruhig saß da, eine Harfe an der Schulter, ein fremder Jüngling. Egbert stuzte. Kennt Egberts Herz Bertha nicht? fragte Bertha: und Egbert sank zu ihren Füßen. O Bertha! du? du? du bist es! wasche die fremde Farbe von deinem Angesicht, Bertha!

Egbert sagte das alles mit so viel inniger Zärtlichkeit, schloß sie so fest in seine Arme, war so ent-

zükt, daß ſie beinahe jeden Verdacht vergaß, den ihr Herz gefaßt hatte. Laß mich ſo, wie ich bin, Egbert! ich bin auch ſo deine Bertha.

Jezt ſaßen Bertha und Egbert in der alten Vertraulichkeit, und erzählten. Und verdient, fieng auf einmal Bertha an: verdient denn Agnes von Sporken Egberts Hülfe? Zwar muß ſie ein liebenswerthes Mädchen ſein, weil man ſagt, ſie ſei Egberts Geliebte.

Egbert erſchrak: wie? ſagt? ſie ſei meine Geliebte?

So ſagt man! antwortete Bertha ruhig, und wandte ſogleich das Geſpräch ſehr natürlich durch eine Frage auf etwas anders.

Und glaubſt du denn, Bertha, glaubſt du, daß es wahr ſei? —

Nein! ſagte Bertha: Egbert würde ja mir nichts verſchweigen, was mich ſo nahe angienge.

Und wer, meine Bertha, wer ſagts es?

Der ganze Gau, alle Ritter ſagen es.

Und dennoch biſt du ſo ruhig, Bertha?

Warum nicht? antwortete Bertha lachend: warum nicht ruhig, da du mein biſt? —

Große, große Bertha! hob Egbert voll Feuer an: ſprich, Weib, wie verirrte ſich die Seele des erſten Engels in einen menſchlichen Körper?

Groß deswegen? das ſeh ich nicht. Sprich Egbert, wenn dir die ganze Welt ſagte: Bertha liebt

einen andern, als dich, Egbert! würdeſt du es eher glauben, als meine Lippen dir es ſagten?

Nein, bei Gott, nein! Ich würde meinen Augen nicht trauen; und wenn ich dich in den Armen des ſchönſten Mannes ſähe, ich würde es nicht glauben.

Nun ſieh, du Thor, ich bin nicht mehr wie du!

So ſaßen ſie bis an den Abend. Egbert begleitete Bertha bis an den Rhein, und Bertha fand dort ihre Begleiter, und ſie kehrte nach dem Schneeſteine beruhigt zurück. Er liebt mich: er liebt mich allein; er iſt mein: Mitleiden zog ihn an die ſanfte, liebende, furchtſame, ſeufzende Schwärmerin. Sie flog nach Trier.

Hier fand ſie den Grafen Ludwig. Habt Ihr Agnes geſehen, Fräulein?

Agnes und Egbert.

Und was ſagt Ihr nun?

Bertha lächelte. Ich konnte keinen unedlen Mann lieben. Es iſt wahr, Liebe ſprach aus den Blicken, die Egbert auf Agnes warf; aber nicht eine Liebe, die ich kenne, die mein Geiſt und Egberts billigt; Mitleiden mit Agnes Liebe, Dankbarkeit dafür. Egbert liebt Agnes; aber er iſt Bertha's!

Und Ihr ſeid ſo ganz ruhig, Fräulein? ſo ganz? —

Ganz; weil ich Egbert kenne. Ich könnte Euch den Beweis geben, Graf, daß er mein iſt.

Wie könnte Ihr das?

Ein Wort, oder mir, und Egbert würde auch noch eine festere Fessel der Liebe, als Agnes Kette, zersprengen, und in meine Arme eilen.

Die Scham, seine Ehre würde ihn zu Euch führen, nicht die Liebe. Allein wie? wenn er Recht zu thun glaubte in einer neuen Liebe? wenn er Euch zuerst in Verdacht der Treulosigkeit zöge, und die seinige dadurch zu rechtfertigen meinte?

Egbert kann mich nie in Verdacht ziehen; Egbert kennt mich.

Man glaubt leicht, was man gern glaubt.

Aber nicht von einer Bertha.

Ihr beurtheilt Egberts Größe nach Eurer.

Ich wollte, der Fall wäre möglich, Euch zu überzeugen, Graf!

Gebt mir die Erlaubniß, Egbert zu sagen, Ihr liebt mich.

Bertha sann einen Augenblick nach.

Nicht wahr, Fräulein? Ihr findet die Probe doch ein wenig gefährlich?

Nicht so gefährlich, aber beleidigend; sie zeugt von Mißtrauen.

Doch nicht von Eurem; denn ihr würdet sie sonst nicht erlauben.

Gut, Graf! ich erlaube es Euch!

Gebt mir ein sichtbares Pfand Eurer scheinbaren Liebe gegen mich! gebt mir die Schärpe!

Das nicht, Graf!

So laßt mich sie nehmen, als ein Andenken des

heutigen Tages. Er wand die Schärpe um seinen Harnisch, und gieng.

Bertha war ihres Sieges zu gewiß. Egbert hatte ihr versichert, er würde sie nie eher untreu glauben, ehe es ihm nicht ihre Lippen sagten. Ihr ganzer Ehrgeiz stand bei dem Grafen auf dem Spiel, wenn sie es ihm nicht erlaubte: sie harrte mit schwerem Herzen auf den Ausgang.

Der Graf flog über den Rhein ins Lager. Er kam so eben, wie Sporkens Herolde kamen, und Egberten Frieden anboten. Er gab die Güter wieder, die er geraubt hatte, und entschädigte die Krieger für den Aufwand des Krieges.

Egbert trug es Ludwigen auf, diese fröhliche Nachricht nach der Sporkenburg zu bringen. Ludwig lächelte. Wie bescheiden Ihr seid, Egbert! Ihr wollt den Dank umgehen, den die reizende Agnes Euch geben würde. Begleitet mich. Ich will mit Euch gehen.

Egbert und Ludwig ritten nach Sporkenburg. Die edle Frau von Sporken sank zu Egberts Füßen, und Agnes? sie taumelte in Egberts Arme. Gott sei gelobt, und die gebenedeite Jungfrau! rief sie mit lauter Stimme, daß Eure Gefahren, Egbert, ein Ende haben! Mein Gebet ist erhört, die Fehde geendigt, und Ihr seid gesund.

Und denkt Ihr denn gar nicht daran, Fräulein, hob Ludwig ernsthaft an: daß Ihr jezt die reichste Erbin am Rhein seid? auch dafür dankt dem Himmel!

Dafür danke ich Egbert, wenn es bei dem gröſsten Glük der Rede werth iſt. Nein! Herr Graf, daſs dieſer Mann geſund hier ſteht, das iſt es, wofür ich allein gebetet habe. Hätte er mir die Ruhe nicht gebracht, er hätte für den Frieden alle meine Schlöſſer, alles, was ich habe, und was ich liebe, hingegeben; ſo würde mein Dank gegen Gott eben ſo feurig ſein. Denn er lebt, Egbert lebt! und mit dieſen Worten ſchlang ſie ſich um ſeinen Arm, und drükte ihre heiſsen Lippen auf ſeine zitternde Hand.

Egbert ſtand verlegen da. Verſtohlen warf er Blike der Liebe auf das holde Mädchen, dem er mehr war, als aller Reichthum der Erde. Ludwig wandte ſich an die Mutter, und redete mit ihr ſehr eifrig über die Bedingungen des Friedens, und über ihre künftige Sicherheit.

Agnes hatte mit leuchtenden Augen das Gemach verlaſſen; Egbert hörte ſie die Wendeltreppe hinauf gehen, und nach ein paar Minuten, wie Ludwig mit Eifer redete, gieng er auch hinaus, und ſchlich wie ein Verbrecher die Treppe hinan. Er kam vor Agnes Kloſet. Eben wollte er die Thüre öffnen, und er hörte Agnes Stimme. Er horchte, und Agnes betete für ihn. Da ſtand er an der Thüre, ſeine Hand über die Stirn gelegt, und groſse Thränentropfen ſtanden in ſeinen Augen. Und wenn er mich nicht lieben darf, ſezte ſie mit einer weinen-

den Stimme hinzu: ſo laß mich ſterben, Mutter Gottes, und lege mein Leben zu ſeinem.

O Gott! ſeufzete er, rang die Hände, und riß ſich gewaltſam noch eine Treppe in die Höhe, und ſchluchzte hier laut und ungehört. Nein, Agnes, ich darf dich nicht lieben! Nein, Agnes! du holdes, unglükliches Mädchen! Ich war verdammt, dich und mich elend zu machen.

Nach einer Weile gieng er hinab, und eben öffnete Agnes die Thüre, und trat ſchwermüthig hervor. Wie ſie ihn erblikte, lag wieder das Lächeln der reinſten Freude in ihrem Geſicht. Egbert! wo ſeid Ihr geweſen? wolltet Ihr Eure gute Agnes beſuchen? Kommt! kommt! Sie öffnete ihm die Thüre, und er trat mit ihr hinein. Beide waren in der gefährlichſten Stimmung des Gemüths. Agnes hatte gebetet, und Egbert ſie beten gehört.

Agnes faßte ſeine Hand, und drükte ſie an ihre weiche Bruſt, und Egbert ſchlug ſeinen Arm um ihren Rüken; ſie fiel in ſeine Arme, und ſeine Lippen berührten ihre Stirn. Thränen ſtanden in des Mädchens Augen, Thränen der heiligſten Liebe. O Egbert! rief ſie: habt mich nur ein wenig, ſehr wenig lieb! — Agnes! Agnes! Er verſchlukte die übrigen Worte: er ſchloß ſie feſt an ſich, und heiße Küſſe auf ihren Mund ſagten ihr mehr, als die verſchlukten Worte.

O Gott! rief Egbert jezt: laß uns gehen, Agnes. Sie giengen, und Ludwig warf einen ſchnellen Blik auf beide, und redete dann wieder mit der Mutter.

Da saß Agnes mit ihren brennenden Blicken und betrachtete Egbert; da saß Egbert, und schaute verstohlen und ängstlich auf Agnes, und beide waren stumm. Endlich gieng Egbert hinaus. Ludwig sah ihn nach einiger Zeit im Thale mit verschränkten Armen, mit auf die Brust hängendem Haupte, tiefsinnig auf und nieder gehen. Ludwig gieng zu ihm hinab. So einsam, Egbert, und so tiefsinnig?

Nur einsam; tiefsinnig nicht. Ich genoß des schönen Abends.

Egbert, sagte Ludwig: Ihr seid ein Mann, ein großer, ein edler Mann; aber auch ein fühlender Mensch, mit einem theilnehmenden Herzen. Meint Ihr, kann der Mensch seinen Leidenschaften gebieten? ist er immer Herr seines Herzens?

Egbert stuzte: Graf, wozu diese Frage? Glaubt Ihr —

Die Frage betrift allein mich, allein mein Herz: ich bitte Euch, beruhigt mich. Kann ich immer Herr meines Herzens sein? — Sezt den Fall, Egbert, wenn ich Bertha liebte, hieße das Euch Unrecht thun? hieße das unedel gegen Euch gehandelt? — Und sezt weiter den Fall, wenn meine Liebe des Mädchens Herz unvermerkt gewonnen hätte, wenn meine heimlichen Seufzer, wenn die verborgene Glut meiner Liebe ihre Liebe entbrannt hätte; sagt, wäre das unedel gehandelt? Sagt, mußte Bertha Euch die Hand geben, um mit Euch unglüklich zu sein?

Egbert sah Ludwigen scharf und zitternd ins Gesicht. Ludwig, antwortete er bebend? wohin auch Eure Frage zielen mag — der stärkste Mann ist nicht immer Herr seines Herzens; allein — was er sein muß — sollte — was edel heißt — da fragt den, der die Herzen schuf!

Egbert, ich liebe Bertha!

Ihr, Graf Ludwig!

Und Bertha — liebt mich — glaube ich. —

Euch? Ritter! Graf Ludwig, um Gottes willen, um aller Heiligen willen! ist es wahr?

Bin ich ein edler Mann in Egberts Augen?

Ludwig, ist das wahr? ist das so?

Kennt Ihr Bertha's Geschenk? Er zeigte ihm die Schärpe. Sie gab es mir in der Stunde der scheidenden Liebe. Egbert, Egbert! ich habe mein Schikſal in Eure Hände gelegt.

Ludwig, gab Euch Bertha die Erlaubniß, es mir zu sagen?

Sie gab sie mir, und nahm sie zurük. Er glaubt Euch nicht, Graf! sagte das Mädchen: Egbert glaubt Euch nicht:

Ich glaube Euch! sprach Egbert, und umarmte ihn mit einem stillen Triumphe. Ich glaube Euch!

Und Egbert, edler Egbert, was wirst du thun?

Ludwig, das Geschik führt oft verworrene Wege voll Dornen, und sie endigen sich in dem Lande der Glükseligkeit!

In diesem Augenblike rief Agnes Stimme durch

das Gebüsch. Egbert! Graf Ludwig! Sie kam hervor. Egbert lief dem holden Mädchen entgegen; meine süße Agnes! sprach er, und schloß sie an seine schlagende Brust. Agnes blikte ihm in das fröhliche Auge. Und ihr seid so heiter, lieber Ritter? Heiter, wie der Abend, meine liebe, unschuldige Agnes! Er schloß sie von neuem in seine Arme. Nun komm! mit uns! Ludwig gieng schon allein hinten im Thale. Eben sahen sie, wie er den Fußgang nach der Burg hinauf gieng, und Agnes und Egbert waren allein.

Die lieblichste Dämmerung senkte sich in das Thal; sanfter murmelte der Bach, nur leise wehten die Ranken, und begrüßten, von der Abendkühle bewegt, die Liebenden mit freundlichem Niken. Egbert und Agnes giengen auf dem seidenen Moose des Bodens auf und nieder. Sie hieng an seinem Arme, an seinem Auge, an seinen Worten, mit Arm, Aug und Ohr. So zärtlich, so zärtlich heiter war er noch nie mit Agnes gewesen. Er drükte im Gehen die Hand auf sein Herz; er umfaßte sie mit seinem starken Arm, und trug sie mehr in der innigsten Umarmung, als daß sie gieng; meine Agnes! meine geliebte Agnes! seufzete er, und sah dabei mit Entzüken ihr ins Auge, und sie lächelte ihm zu, und eine verborgene Wehmuth trieb Thränen in ihr Auge. Endlich sezten sie sich in eine Laube von dichtem Laube geflochten. Sie sank, wie sie sich sezen wollte, an seine Brust, in seine Arme, und sie ruhete halb auf seinem Schooße.

Und wer betete heut für mich, Agnes? du? wiederhole mir doch dein Gebet, mein frommes Mädchen! Agnes erröthete, zitterte, und bedekte die liebevollen Augen. O Egbert! seufzte sie. — Meine Agnes! flüsterte er ihr mit einer süßen geschmolzenen Stimme zu. Ich liebe dich! ich darf dich lieben! Du liebst mich? nicht wahr, Agnes? Sie versank an seine Brust. Nun, Agnes? erhalt ich keine Antwort? liebst du mich? liebst du mich über alles? Agnes! antworte, du sprichst mit Egbert. Sie hob ihre Wange von seiner Brust, sie sah ihn an! ihre Lippen öffneten sich, Thränen drangen aus ihren Augen: Bertha! seufzete sie.

Ich darf dich lieben, Agnes! sagte Egbert ein wenig verwirrt. Ich darf dich lieben! Was sagst du, Agnes? Sie umschlang ihn, und ein frommer, sanfter Kuß war Agnes Antwort. Und ist es dein ganzer Wunsch, daß ich dich liebe, Agnes?

Ja! antwortete das Mädchen: mein einziger Wunsch!

Geh, hinaus in die Zukunft, meine Geliebte; hast du keinen Wunsch mehr?

Nicht einen mehr, Egbert, wenn Ihr mich liebt.

Nicht den, Agnes, daß ich dir am Altare das Versprechen meiner Liebe wiederhole? Schaamroth neigte sich das Mädchen an seine Brust. Agnes, rede, rede! wünschest du nicht mein Weib zu sein? Agnes schwieg, ihre Wangen glühten. Und Agnes

liebt mich nicht genug, um mir den Wunsch ihres Herzens zu sagen?

O Egbert, Egbert, schone! fühle meine Wangen, wie sie vor Schaam glühen. Frage nicht mehr, ich kann nicht mehr antworten. Und bei diesen Worten sah ihn Agnes nur halb an. Und liebst du mich, Agnes? liebst du mich über alles?

O Gott! antwortete Agnes: wie kannst du fragen, Egbert? Ja, flüsterte sie leise, als obs ein Verbrechen sei: ich liebe dich, Egbert!

Nach und nach versanken sie in Umarmung und süßem Gekose der vertraulichen Liebe, und Agnes Zofe suchte Agnes schon lange im Thal, und fand sie endlich in Egberts Armen in der stillsten Laube.

Egbert und Agnes erschraken, daß schon die Sterne ins Thal funkelten, da sie die Laube verließen. Langsam giengen sie den Felsen hinauf. Ludwig war schon auf seinem Gemach. Und wo wart Ihr, Kinder? fragte Agnes Mutter beide: ich war um Euch in Angst.

Kinder! wiederholte Egbert lächelnd: edle Frau gebt mir die Hand eurer Agnes, und ich bin Euer Sohn! Agnes lief auf ihre Mutter ein, umschlang sie mit beiden Armen, und verbarg die glühende Röthe in ihrer Brust. Die Frau von Sporken betrachtete den Ritter mit unverwandten Augen: ich hörte einmal, Ritter Egbert, daß Bertha von Erthal Eure Geliebte sej.

Ja, edle Frau, hob er verlegen an: würklich

auch ist jezt Bertha's Geliebter unter Eurem Dach. Der Graf Ludwig von Mannsfeld. —

Die Mutter legte Agnes Hand in Egberts, und fiel dann weinend um Egberts Hals: o so sollte ich Euch alles zu danken haben, das Leben meiner Agnes und meine Güter.

Das Leben? Agnes Leben? wie so?

Agnes, Ritter, liebte Euch, liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, und glaubt mir, Ritter, ihr Herz wäre gebrochen, hätte sie je aufhören sollen Euch zu lieben. Ach, wie viele Thränen hat mir der Gedanke an die Zukunft schon gekostet, und nun habt Ihr sie in Thränen der Freude verwandelt.

Agnes, dreist durch ihre Mutter Gegenwart, warf sich in seine Arme: ach, Egbert, ich wäre vergangen vor Schmerz, so wie ich jezt sterben möchte vor Freude.

So vergieng der Abend unter Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung und allen fröhlichen Ergießungen der Herzen.

Am andern Morgen mit dem ersten Strahl der Sonne wandelte Egbert schon mit Agnes im Thale, und Ludwig stand mit geheimer Freude in Agnes Kloset, und sah durch die Weinranken die Umarmungen der Liebenden. Bertha ist mein! rief er: Bertha ist mein! Er ließ sein Pferd satteln. Er nahm von der Mutter Abschied, reichte Egbert die Hand,

küßte Agnes. Und ſagt mir Egbert nichts für Trier? fragte Ludwig.

Egbert faßte Agnes Hand, und lächelte Ludwigen freundlich zu: ſagt in Trier, daß ich glüklich ſei; durch dieſe Hand glüklich! und Ludwig umarmte Egberten, flog auf den Hengſt, und zum Thale hinaus.

Bertha erblaßte, wie Ludwig zu ihr ins Zimmer trat.

Ich hoffe nicht, Graf, daß Ihr Euch meiner Erlaubniß bedient habt, ſagte Bertha vor ſich nieder blikend; es war zu raſch, zu unbeſonnen.

Und wenn es nun wäre? fragte Ludwig ernſt: Bertha, wünſchet Ihr würklich Egberts Hand ohne ſein Herz zu beſizen? Bertha zitterte, wie Ludwig das ſagte. Schon längſt beſaß die Leidenſchaft Egberts Herz; Euer nur war noch ſein ſchwacher Wille. Was that ich dabei? nichts. Sein Herz wäre gebrochen, und mit dem lezten Brechen wäre dennoch ſein Geheimniß hervor gekommen, das er Euch jezt durch mich ſendet: Egbert liebt Agnes mit ſeinem ganzen Herzen.

O Ludwig, Ludwig, was habt Ihr gemacht: rief Bertha, und wollte die hervorbrechenden Thränen verbergen; allein dieſesmal war ihr Herz ſtärker als ihr Geiſt. Sie verſank in Thränen. O Ludwig, iſt es wahr, was Ihr ſagt? habe ich ihn verloren.

Verloren nicht, Fräulein! denn was könntet

Ihr verlieren, was Ihr je beſizt? Egbert liebt Agnes; weil er Euch nur anbeten kann. Wir können nur lieben, deſſen wir uns ſelbſt werth fühlen. Ich fürchte, Bertha, ich fürchte, Ihr werdet mit einem Herzen voll Anbetung Euch genügen müſſen. Ich liebe Euch, ich liebe ohne Hoffnung; ich kannte den Jüngling, den Ihr liebtet, und ich war gezwungen ihn zu lieben, weil er Euch angehörte. Unbegreifliches Mädchen, wie macht Ihr es, daß die reine Flamme ohne Eiferſucht für Euch allein brennt. — Seht, ich bedaure Egberten, wie ich den bedaure, der die Hoffnung der Seligkeit verlohren hat; ich bedaure ihn, ob er gleich ſich für glüklich hält. Euch bedaure ich nicht, Bertha, obwohl ihr weint: denn dieſe Thränen, geſteht es, dieſe Thränen weint Ihr nicht um Euren Verluſt; nein, dieſe Thränen fließen aus Mitleiden mit Egbert. — Und was hat er verlohren? was? o Gott! ein Mädchen, um deſſen Verluſt der ganze Himmel ſeiner Seligkeit vergeſſen und weinen würde. Nein, Fräulein, nein! Egbert iſt kein großer Mann, weil er Euch verlieren konnte, ohne zu ſterben! —

Bertha's Herz fühlte von alle dem, was Ludwig ſagte, ſehr wenig als wahr; allein der Graf ſagte das alles in einem ſo warmen Tone; ſeine Stellung war dabei ſo ehrfurchtsvoll, ſein Blik ſo feſt, daß Bertha doch nothwendig in ihrem Betragen Rükſicht auf den bewundernden Ritter nehmen mußte.

Ihr habt mich überrascht, Ritter Ludwig, sagte sie mit matter Stimme: kommt morgen zu mir. Sie gieng auf ihr Kloset, um da ihren Thränen und den Empfindungen ihres Herzens freien Lauf zu lassen. Da saß sie, bleich, mit rothgeweinten Augen die schwarzen Loken auf ihre Schultern verstreut, den Kopf in die Hand gestüzt, und bejammerte Egberts Verlust; lange Seufzer hoben die schöne Brust, große Thränen schwammen in den matten Augen, schwärmende Klagen flossen über die bebenden Lippen: Klagen, die das härteste Herz eines Mannes zerschmolzen haben würden. Kein Schlaf schloß heute ihre müden Augen, ach! und endlich kehrte wieder ein neuer Strahl von Hoffnung in ihr Herz. Ludwig hatte ihr im Allgemeinen gesagt, daß Egbert Agnes liebe. Ist das gewiß? woher weiß er es? kann er nicht geirrt haben?

Sie harrte auf Ludwig mit großer Ungeduld. Er kam. Schnell troknete Bertha das nasse Auge; schnell beugte sie sich über den Stikrahmen, und arbeitete ruhig fort. Nun, Graf, sezt Euch! Nun, jezt bin ich ruhig genug, die Erzählung von Euch anzuhören, die Ihr gestern mir zu geben vergaßt, und die ich nicht fordern mochte. Erzählt mir, wie gieng es zu? — Wie nahm Egbert die Fabel? —

Ludwig erzählte, und dennoch, troz ihres Vornehmens, bethauten Bertha's Augen die Rose, welche ihre Finger stikten. Sie erblich, wie Ludwig Egberts lezte Worte wiederholte: Sagt in Trier, daß

ich durch Agnes Hand unaussprechlich glüklich bin!

Und war Agnes dabei gegenwärtig, wie er — sagte Bertha, mit ungewisser Stimme.

Er hatte Agnes an der Hand, wie er das sagte. Agnes sank zärtlich in Egberts Arme, und ich stieg zu Pferde, weil mir es nahe war, ihm zu sagen: Egbert, was hast du verlohren!

Jezt gab Bertha freilich alle Hoffnung auf. Sie stand auf, sie verbarg dem Grafen ihr Auge, und gieng hinaus. Nach einigen Minuten ließ sie dem Grafen sagen, sie habe Besuch bekommen. Der Graf gieng, und Bertha versank wieder in Klagen, Thränen, Seufzer, und schwärmerische Träume.

So oft der Graf kam, war Bertha gezwungen, ruhig zu scheinen. Sie zitterte mit jeder Minute vor der Frage des Grafen: was werdet Ihr thun, Bertha? Die arme Bertha war in einem dunkeln Abgrunde von Ungewißheit, indem sie von nichts Gewißheit hatte, als davon, daß sie unglüklich war. Der Graf fragte aber nicht, was werdet Ihr thun, Fräulein? Er sah Bertha's heimliche Thränen, er sah, wie tief Bertha Egberts Verlust schmerzte: er wollte ihrem Geiste erst Zeit geben, sich von den drükenden Fesseln des Grams loszureißen; er wollte erst Egberten Zeit geben, die Bande, die ihn an Agnes fesselten, unzerreißlich zu machen. Er schien gar nicht zu wissen, daß Bertha weinte. Er staunte die Größe ihres Geistes an, der den Verlust Egberts so männlich tragen konnte. Nein, sagte er: was Ihr auch sagen mö-

get, Egbert reichte nicht an Euren Riesengeist, Bertha. — Ach, dachte Bertha dann: könntest du in mein Herz sehen!

So schwebte Bertha Wochen lang in Zweifel, was sie machen sollte; die heißesten Thränen, die ihr Auge Nachts weinte, bestraften die Ruhe, die sie am Tage hervorzwang, und auch selbst diese geheuchelte Ruhe zerriß ihr Herz. Endlich war sie entschlossen. So sei es dann! sprach sie einen Abend zu sich selbst: liebt er sie, so — ihre Thränen flossen heißer, wie sie das sagte — so sei ein Weib! O Egbert! Egbert! Und, o Gott! wenn meine Thränen den abgestorbenen Keim seiner Liebe gegen mich wieder beleben könnten! O Gott, zu seinen Füßen — O armes Herz! was wirst du leiden! — Und soll ich unglüklich sein; soll denn mein Leben der Raub einer endlosen Liebe und eines endlosen Elends werden, so — ihre Augen funkelten, ihre Arme hoben sich — so will ich wie Bertha sinken, groß, ohne Klage!

Sie sandte einen Boten zu Egbert, und ließ ihn bitten, zu ihr auf den Schneestein zu kommen.

Während Bertha jammerte, zog Egbert mit Agnes im Triumph von einer eroberten Burg zur andern, und überall huldigten die Unterthanen Agnes von Sporken, und nach jeder Huldigung sank Agnes in Egberts Arme, und ihre Blike, ihre Liebkosungen gaben ihm die Huldigung zurük, die sie empfangen hatte. Welch ein Paar! flüsterten alle

Menſchen, wenn Agnes mit Egbert auf dem Balkon erſchienen; hinter Agnes die Menge Zofen, und die Herolde mit den Stammfahnen, Egbert in Waffen mit Agnes Farbe. Der edelſte Mann! das ſanfteſte Weib! — Das ſanfteſte, das beſte Weib, flüſterte Egbert ſelbſt der Menge nach, wenn er einen Blik auf ſie warf, wie ſie da ſtand, beſchämt, mit den demüthigen, ſanften, furchtſamen Bliken, jedem zulächelte, ſich tief gegen die Menge verneigte, und bei jedem Huldigungsruf ſich weinend an den Buſen ihrer Mutter warf!

Auf einer dieſer Burgen traf Bertha's Bote Egberten. Egbert erſchrak ein wenig, wie er den Boten erblikte. Er kannte ihn. Er nahm ihn allein, und Egbert ſandte ihn zurük mit dem Verſprechen zu kommen.

Den andern Tag verließ Egbert Agnes. Sie wollte ihn nicht aus ihren Armen laſſen; ſie konnte nicht aufhören zu weinen; ſie ahnete tauſenderlei Unglük, das ihn treffen könnte. Sei kein Kind, Agnes, ſagte Egbert zärtlich: ein paar Tage gehen bald vorüber. Wo will ich, unglüklich ſein? ſei ohne Furcht, Agnes!

Egbert, Egbert, ich fürchte, weil ich dich liebe. O bleib nicht lange; mein Herz ſchlägt unruhig, wenn ich dich eine Stunde nicht ſehe; wie ſoll ich Tage lang deine Abweſenheit ertragen! Egbert verſprach zu eilen. Agnes wurde bleich, wie er ſie aus ſeinen Armen ließ; ſie eilte noch an ſein Pferd, ſie

ſah ihn noch mit thränenden Augen an. Bleib nicht lange, Egbert! und dahin flog er.

Jezt ſtand er jenſeits am Rhein. Dies iſt der Weg zu Bertha! ſeufzete er: o menſchliches Herz! Und was will Bertha? Unruhig und langſam ritt er den Weg, den er ſonſt fliegend und mit Entzüken jagte. O menſchliches Herz! rief er noch zweimal. Zitternd ritt er über die Zugbrüke. Bertha ſtand am Fenſter. Eine Todtenbläſſe goß ſich über ihr Geſicht, da ſie ihn erblikte. Egbert ſtieg ab, und gieng mit einer ängſtlichen Empfindung die Stufen vor der Burg hinauf. Das Fräulein iſt oben! ſagte ihm eine Zofe, und ſah ihn neugierig an. Langſam gieng er die Treppe hinauf. Eine Minute ſtand er an der Thüre des Gemachs, ehe er es öffnete.

Endlich öffnete er das Zimmer und trat hinein. Bertha ſtand da am Tiſche. Ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, da ſie die erſte Bewegung der Thüre ſah. Sie wurde bleich, da ſie ihn ſah, und auch Egbert erblaßte. Er blieb verlegen an der Thüre ſtehen. Egbert! fieng Bertha ſtammelnd an: Egbert bin ich dir gar nichts mehr? Egbert ſchlug einen Blik auf ſie. Sie wollte lächeln, und ihr Lächeln verfinſterten ein paar Thränen, die über ihre Wangen rollten.

Bertha! Ludwig von Mannsfeld ſagte mir —

Die Unwahrheit, Egbert, ſagte er dir.

Die Unwahrheit? — Gott, Bertha! die Unwahrheit? Um aller Heiligen willen! die Unwahr-

heit? Er faltete die Hände, sein Blik sank schwermuthsvoll auf den Boden.

Und du liebst Agnes, Egbert? —

Bertha, Bertha! Ich Unglüklicher! o Gott, ich zehnfach Unglüklicher!

Und du liebst Agnes, Egbert? fragte Bertha ruhiger.

O Bertha, Bertha! er sank zu ihren Füßen: o Bertha, verzeihe! verzeihe!

Und liebst du Agnes, Egbert? Rede, Egbert!

Ich liebe Agnes! sagte er sanft und leise, und sah wie zernichtet vor sich nieder.

Und Bertha konntest du verlassen? Bertha verstoßen?

Gott, Bertha! Bertha! Graf Ludwig —

Du liebtest doch Agnes schon. wie Ludwig — sie vermochte nicht weiter zu reden; Thränen erstikten ihre Stimme. Sie verließ das Gemach, und ließ Egberten in der tiefsten Verzweiflung zurük.

Am Abend kehrte sie zu Egbert zurük. Egbert bleib einige Tage hier! — Bertha verzeihe! rief Egbert. Bertha wollte etwas sagen; sie legte die Hand auf die Brust, hoch flog die Hand empor von der schlagenden Brust, und ihre Thränen flossen. Sie gieng.

Den andern Tag hatte Bertha allen Muth gesammlet, dessen ihr Herz fähig war. Sie gieng zu Egbert. Ich komme nicht, dir Vorwürfe zu machen, lieber Egbert; aber sei aufrichtig gegen mich. Das

einzige, was ich fordre. Egbert ſtand da wie verſunken. Schon dieſe Nacht hatte er in Unfrieden mit ſich ſelbſt zugebracht. Er fühlte, daß Bertha Recht hatte, ihm Vorwürfe zu machen; er fühlte, daß Bertha gerechte Anſprüche auch noch jezt auf ſeine Treue hätte; zu gleicher Zeit hatte er jezt zum erſtenmale, bei dem ſiebenfachen Schleier, mit dem Bertha es verhüllte, geſehen, wie theuer er Bertha's Herzen war, wie innig ihn Bertha liebte, und ach! jezt, da er über dieſe Entdekung ſeufzete, da ſie ihm Thränen koſtete, da ſie ſein Herz tauſendmal zerriß, ſo wie ſie ſonſt ſein höchſter Triumph geweſen wäre.

Sei aufrichtig gegen mich, Egbert! ſagte Bertha, und Egbert legte ſeine Hand auf das pochende Herz.

Liebſt du Agnes?

Ich liebe ſie.

Mehr als mich?

Gott, Bertha, ich liebe Agnes!

Und getrennt von ihr, würdeſt du nicht glüklich ſein?

Nein!

Auch nicht in dieſen Armen, Egbert? — Antworte ruhig. Sie ſelbſt zitterte.

Bertha, laß mich reden; ich muß reden. Agnes, o du kennſt dieſe Agnes nicht: ihr weiches, ſanftes, furchtſames, warmes Herz hat nur mich, Bertha, allein auf der weiten Welt nur mich. Sie athmet, ſie denkt, ſie fühlt, ſie lebt in mir. Wer-

tha, mein Scheiden würde Agnes Leben zerstören. Sie, sie kann nicht leben ohne mich. Sie ist eine Ranke, die sich an einen Baum geschlungen hat, und mit der Zeit fest in seine Rinde gewachsen ist: du kannst den Baum nicht wegreißen, ohne nicht die Ranken zu zerstören. Bertha, habe Mitleiden mit Agnes!

Egbert, und nicht mit mir? Bin ich nicht dein wie Agnes? lebe ich, fühle ich, denke ich nicht so gut in dir als Agnes? Egbert, ich bin was Agnes ist.

Nein, Bertha, nein! Sieh, du redest doch jezt noch, du denkst noch; das könnte Agnes nicht. Agnes wäre jezt schon an deiner Stelle zernichtet. Nein, Bertha, du warst neben mir nichts als ein schöner, voller, kraftvoller Baum, nur mit seinem Nachbar aus einer Wurzel entsprossen. Haue den Nebenbaum ab; er wird einige Tage trauren, und dann desto freier, desto stärker gen Himmel steigen. O Bertha, er warf sich zu ihren Füßen; für dich, Bertha, wollte ich mich scheiden von allem, was Menschen lieb ist; ich wollte in einer öden Wüste leben, wo sogar meine eigene Stimme verstummte; ohne Hoffnung wollte ich für dich leben, und dennoch glüklich sein, weil ich es für Bertha thäte. Das könntest auch du, Bertha; denn uns bleibt unser Geist, unser Muth, auch die Unmöglichkeit möglich zu machen, neue Gesezе für unsere Herzen zu schaffen, nach denen sie fühlen sollen. O Bertha, wanke

wäre dir das Glük, oder doch mindeſtens die Ruhe nicht möglich. Du biſt mehr Mann als ich! aber Agnes, Agnes, — hat nichts als ihre Liebe, nichts als ihr weiches Herz; voll Jammer, oder voll Freude. Ach, ſie iſt nicht einmal des Wunſches fähig glüklich zu ſein, wenn ihr Herz von meinem geriſſen würde. Bertha, Bertha! —

Bertha ſtand da groß und edel. Ihr Auge flammte, ihre Wange glühte, ihre Bruſt pochte ſtolz, ihre Stellung ward größer. Sie reichte ſchweigend Egberten die Hand. Ruhig, Egbert! ruhig! — antworte! ſeze den Fall, Egbert, Agnes ſtürbe in dieſem Augenblik, oder ſie wäre anders, oder — laß Agnes jezt weg! — würdeſt du mit den Gefühlen deines Herzens noch glüklich in Bertha's Armen ſein können? Keine Schmeichelei! ich haſſe ſie. Glaubſt du des? —

Bertha, Agnes Verluſt würde meinem Herzen unendlich viel koſten: aber, Bertha, ſei nicht zu demüthig; wer würde in deinen Armen unglüklich ſein. Tröſtet nicht der erquikende Troſt der Freundſchaft in jedem Schmerz; welche Wunde könnte nicht ihr linder Hauch kühlen, welche Begierde ihr Ton nicht beruhigen? Bertha, in jedem Unglük würde ich freiwillig zu deinen Füßen fliehen, und aus deinen Bliken mir Muth und Ruhe holen, große Bertha!

So meinte ich es nicht, Egbert; doch es ſei; ich verſtehe dich. — Noch eins! glaubſt du von mir,

daß ich fähig wäre, deine Verbindung mit Agnes zu zerreißen?

Nein, Bertha, des bist du nicht fähig! nein, Bertha, und wenn du mir es selbst sagtest, ich würde es nicht glauben.

Jüngling! wer wars, der nicht glauben wollte, daß Bertha Egberten untreu sein könnte, und wenn er sie in den Armen des schönsten Mannes sähe, und wer glaubte es beim ersten, kleinsten, unwahrscheinlichsten Anlaß? Egbert, antworte!

Ich wars! ich wars! Bertha, ich kenne deinen großen Geist, deinen Edelmuth; aber wer kennt alle Keime der Liebe eines menschlichen Herzens! Ich weiß, wie Bertha denkt, wie Bertha handelt; allein ich weiß nicht immer wie Bertha fühlt.

Nun, Egbert, also noch einmal, du glaubst nicht, daß ich Agnes unglüklich machen werde, durch eine Trennung von dir?

Nein, Bertha, ich weiß das. —

Nun, Jüngling, so halte dich fest an diesen Glauben; was ich auch sage, was ich auch thue. Halte dich fest an diesen Glauben, Egbert! willst du?

Ich will!

Und dann, bleib noch einige Tage hier, und in diesen wenigen Tagen, gehorche mir, thue das alles, was ich dir sage, und was es auch deinem Herzen kosten mag, und vergiß nicht, daß ich Bertha bin.

Es soll die ganze Belohnung meiner unendlichen Liebe gegen dich sein.

Bertha, sende mich an die Pforten der Hölle; ich sprenge sie für dich auf, und stürze mich hinein.

Bertha reichte ihm die Hand. Graf Ludwig kommt. Mach ihm keine Vorwürfe! Leb wohl. Sie küßte seine Wange, eine Thräne aus ihrem Auge trennte sie; sie gieng und ließ Egberten in dem unangenehmen Gefühle zurük, daß Bertha alles that, und er für Bertha nichts, gar nichts.

Nicht der kleinste Zweifel nahte sich seinem Herzen, nicht der kleinste Zweifel an Bertha's Größe, und er entschloß sich, ohne Widerrede alles zu thun, was sie von ihm foderte. Er merkte, daß Bertha etwas Sonderbares mit ihm vor hatte: allein noch wußte er es nicht, was. Heimlich sandte er einen Reutersknecht an Agnes, und ließ ihr sagen, nur noch wenige Tage ruhig zu warten. Er würde sobald als möglich kommen.

Der Reitknecht kam im Rosenthale an; Agnes erblikte die Feldbinde, und sie stürzte den steilen Felspfad wie ein Sturmwind hinab dem Boten entgegen. Ist Egbert gesund, Wolf? — Gesund, Fräulein; er sagte seine Botschaft.

Und wo ist er?

Auf dem Schneesteine bei Bertha von Erthal.

Bei Bertha? frägte Agnes eilig, und ihre Blike bedekten eine Wolke. Bei Bertha?

Sie fieng an den Reutersknecht auszufragen, und hörte, daß Egbert traurig gewesen sei, daß Thränen in seinen Augen gestanden hätten, wie er ihn an Agnes abgesandt hätte. Lauter Nachrichten, die Agnes furchtsames Herz mit einer unbegreiflichen Aengstlichkeit erfüllten.

Bei Bertha? fragte sie sich jeden Tag hundertmal: bei Bertha ist Egbert? — Sie gieng täglich zehnmal den Weg nach Arzbach hinab, und immer noch kam er nicht, und immer noch hatte sie keine Nachricht von ihm. Mit jedem Tag wurde die Last auf ihrem Herzen drükender! Thränen bedekten ihr Auge, Kummer ihre Stirn, der Schlummer floh sie; wenn Nachts der Sturm die Eichen auf der benachbarten Höhe zusammen-stieß, so eilte sie ans Fenster. Es war der Hufschlag seines Rosses; wenn eine Stimme im Thale schallte, so flog sie ans Fenster, und sah nach ihm hinaus: es war seine Stimme gewesen. Kam sie von Arzbach zurük, so flatterten ihr ihre Tauben entgegen, und bewillkommten sie mit Flügelschlägen. Sie faltete die Hände, und Thränen standen auf ihrer Wange! sie merkte die Tauben nicht. Warf der Wind die Regentropfen an ihr Fenster, so sprang sie auf. Sie sah ins Thal hinab, den Weg, den er kommen mußte, und weinte, daß er naß wurde, und immer kam er nicht. Ach! ach! immer kam er nicht!

Agnes sei doch ruhig, rief die Mutter: er wird ja kommen. Wer weiß, welch eine Begebenheit ihn

hält? Sagte er dir nicht, wohin er wollte? — Agnes schüttelte mit dem Kopfe, und dachte mit Zittern: bei Bertha ist er!

Endlich widerstand sie nicht länger. Sie gieng hinab in das Vorsprungshäuschen. Hier saß der alte Ludolph, ihres Vaters treuster Knappe, treu wie der Hund, der an seinen Füßen lag, sich und seinen Herrn wärmte.

Mein guter Ludolph, fieng Agnes bittend an: wolltest du mir wohl einen Gefallen thun.

Fräulein Agnes, das ist keine hübsche Frage: mein Blut ist Euer.

Du weißt, Egbert ist fort; wolltest du ihn wohl aufsuchen? Er ist, aber verschweig das ja — er ist auf dem Schneesteine bei Bertha von Erthal. Geh dahin, Ludolph, sieh, ob er gesund ist, und dann komm wieder, und berichte mir. — Ach, Ludolph, und erkundige dich einmal, was er dort bei Bertha macht?

Soll geschehen, mein gutes, liebes Kind. Ich soll ihn selbst darum fragen? —

Nein! nein! ach, Ludolph, mir ist so bang! nein, ganz heimlich erkundige dich nach ihm. Melde dich bei ihm nicht! und bring mir Nachricht. — Es könnte ihm wehe thun, wenn ich dich sendete.

Wehe thun? das muß ihm wohl thun, Fräulein. Ich will gehen!

So gehe, gehe sogleich. Und wenn du etwan

erfährst, ob er viel mit Bertha geht, redet; ob er ihr zulächelt. Ach, Ludolph, nein, das wird er nicht! nein, nein! das laß nur. Geh und sieh, ob er gesund ist.

Laßt mich nur machen. Ihr sollt Nachricht haben!

Der alte Mann machte sich bereit und gieng.

Ludwig war indeß auf dem Schneesteine angekommen. Er trat ins Zimmer, er sah Egbert bei Bertha, und verfärbte sich. Er wurde noch unruhiger, wie er die Ruhe sah, mit der Bertha redete, die Ruhe sah, mit der Egbert antwortete. Er stand da, zum erstenmal in seinem Leben, ohne Worte, ohne Besinnung, ohne Muth.

Endlich verließ Egbert das Zimmer. Nun, Graf, so ganz stumm? fragte Bertha lächelnd.

Eure Zauberei macht mich stumm, Fräulein. Egbert hier, bei Bertha?

Dünkt Euch das so sonderbar? Ich sandte einen Boten, und ließ ihn kommen.

Und Agnes? Bei Gott, Fräulein! wie habt Ihr ihn gefunden?

Wie ich ihn finden wollte: meiner werth. Ihr hattet Recht, er liebt Agnes, mehr als Ihr selbst wißt; er liebt sie unsäglich; er fühlt sich ohne sie elend.

Und dennoch ist er hier! und dennoch schien er ruhig?

Er ist bei Bertha. Ich sagte Euch, Graf, Egbert mag Agnes lieben; aber er ist Bertha's; er ist mein, und wird mein bleiben. Ich kannte Egbert.

Und auch Egbert kennt Bertha: er weiß wie edel Ihr seid.

Wißt Ihr, was ich thun werde?

Etwas großes gewiß, das weiß ich. Und selbst das Größeste, das man ahnen könnte, ist Euch dennoch zu klein. Ihr seid einzig und allein Bertha!

Und diesesmal möchtet Ihr mich dennoch verkannt haben!

Gewiß nicht, Fräulein; thut was Ihr wollt, mein Herz verkennt Euch nicht. Ich bete Euch an, und so werdet Ihr handeln.

Ich werde in einigen Tagen Egberts Weib sein.

Der Graf Ludwig wurde blaß, er zitterte, er sah auf Bertha, und schlug seinen Blik zu Boden, weil sie ihn scharf ansah. Fräulein, sagte er bebend: Ihr Egberts Weib? und Agnes? und Egbert? Fräulein, bedenkt —

Fangt Ihr schon an zu gestehen, daß ihr mich verkannt habt?

Es sei! werdet Ihr Egberts Weib, so handelt Ihr edel. Ich habe Euch dennoch nicht verkannt, wenn ich Euch gleich nicht begreife. Aber Ihr sagt das so zuversichtlich, als ob Egbert kein Herz hätte.

Egbert liebt Agnes unsäglich; Egbert weiß

nichts davon, daß ich sein Weib werden will; Egbert aber ist Bertha's Eigenthum. Er wird meine Hand nehmen.

Fräulein, Egbert liebt Agnes? ist das wahr?

Egbert liebt Agnes unsäglich. Noch mehr, Egbert hat Agnes versprochen, sie soll sein Weib sein.

Egbert weiß nichts davon, daß Ihr ihn heirathen wollt?

Noch nicht ein Wort, Graf. Er ahnt es auch nicht; allein wozu auch? Ist es doch Zeit genug, wenn ich ihn in die Kapelle zur Trauung führe.

Fräulein, und Ihr könnt hoffen, daß Egbert seine Einwilligung —

Hoffen? wer sagt hoffen? Ich weiß — denn Egbert ist Bertha's Eigenthum. Wie oft habe ich Euch das gesagt!

Fräulein, Ihr irrt zum erstenmale.

Bertha rief ihre Zofen. Ruhig sagte sie: macht meinen Brautschmuk bereit; sagt dem Schloßpater, daß die Kapelle bereitet werde. In wenigen Tagen kommt mein Vater, und dann wird sogleich meine Heirath mit Egbert von Montabor gefeiert. Die Zofen giengen.

Auf einmal erscholl die Burg von dem fröhlichen Geschrei der Zofen und der Knechte. Bertha stikte ruhig weiter; Ludwig trat an ein Fenster, und biß voll Verdruß die Lippen. Er gieng hinaus, um sich zu erholen. Er gieng durch die Säle, und jezt

sah er, wie geschäftig der Burgvogt die Leute anwieß, den Saal zu schmüken, wie das fröhliche Gewühl sich die Treppe hinauf und hinunter drängte. So ist denn alles nichts, und ich bin unglüklich! rief er.

Egbert, von dem Getümmel aufgeschrekt, trat auf den Saal. Der Bräutigam! zischelte eine Magd der andern zu, und Ludwig runzelte die Stirn.

Was bedeutet das Getümmel? fragte Egbert den Grafen.

Das wißt Ihr nicht? sonderbar! Es sind Zubereitungen zu Eurer Hochzeit mit Bertha.

Egbert erblaßte, und versank in sich.

Ihr erblaßt, Ritter Egbert? Ist es möglich, daß Ihr vor diesem Tage zittert, und ihn dennoch nicht hindert?

Ist es wahr? fragte Egbert mit erstikter Stimme: ist es wahr? woher wißt Ihr es?

Von Bertha selbst!

Jezt trat Bertha in den Saal. Egbert, sagte sie: ich werde in wenig Tagen dein Weib sein. Sobald mein Vater kommt!

Egbert konnte nicht antworten. Er warf sich Bertha zu Füßen; Thränen standen in seinen Augen; er küßte ihre Hand und schwieg.

Egbert, wirst du Bertha gehorchen?

Ich thue, was du willst, Bertha! antwortete Egbert mit leisem Laute.

Und was sagt Ihr nun? fragte Bertha Ludwigen, wie sie mit ihm allein war.

Ich sage, Fräulein, daß Ihr Recht hattet. Egbert ist Euer; aber Fräulein, auch Egberts Herz? das frage ich. Habt Ihr gesehen, wie er erblaßte? wie seine Stimme ihm versagte? wie er mit der Verzweiflung rang?

Und dennoch mein! Seht Ihr, Graf, und dennoch mein! und wenige Tage werden mir auch sein Herz wiedergeben!

Fräulein, ich fürchte, Ihr werdet diesen Triumph bereuen.

Wie klein Ihr mich haltet, Graf! Bertha bereuen? wie klein!

Fräulein, nicht klein; allein Ihr kennt Agnes nicht; Ihr Zustand wird Euch Thränen der Reue erpressen.

Agnes wird ihn vergessen, Egbert sie, und wir werden glüklich sein. Glaubt mir, Graf, daß ich jede Thräne gewogen habe.

Ludwig legte die Hand an die Stirn: Fräulein, auch meine? auch meine Thränen? auch meine Verzweiflung, Euch zu verlieren?

Eure? wie so? das höre ich jezt zum erstenmal.

O Fräulein, Gott! wie bitter, wie grausam Ihr spottet. Wie zärtlich, wie unendlich habe ich Euch geliebt! wie unendlich liebe ich Euch noch! und nun Euch verlieren? nun? da ich glaubte, Ihr solltet frei sein?

Graf, wie ich sehe, so war das Gewebe Euer Vorsaz? nicht Zufall? Graf Ludwig, heimlich handeln ist der Weg zu Bertha's Herzen nicht. Ihr seid einen falschen Weg gegangen. Ich hielt Euch für meinen Freund; der waret Ihr nicht. Ein Glük, daß ich Euch mit Eurer Liebe entschuldigen kann. Ich achte Euch, Graf, und hätte Euch ungern verlohren; aber Heimlichkeit, Ueberlistung hasse ich. Ihr hieltet mich also für eitel, und wolltet mich mit Schmeichelei meiner Größe fangen? Graf, noch einmal, laßt uns Freunde sein.

Nein, Bertha, wahrlich nicht! ich halte Euch nicht für kleiner als ich Euch sagte. Ich halte Euch für das größte, für das edelste Weib, ob wohl ich Euch jezt nicht begreife. Der Zufall leitete alles; ich hielt ihn für den Wink meines Glüks, und wie fürchterlich habe ich mich betrogen! Thränen standen bei diesen Worten in seinen schönen Augen.

An diesem Tage kam der alte Ludolph an dem Schneesteine an. Er sezte sich am Burgbanne nieder auf die Pilgerruhe, und sah den Weg nach dem Vorsprungshause hin. Bald kam eine Magd und brachte ihm Brod und einen Krug Moselwein. Ihr sizt an einem glüklichen Tage hier, Alter, sagte die Magd: kommt mit in den Vorsprung, und ihr sollt warm Essen erhalten.

Gott beglüke das Fräulein Bertha von Erthal! sagte der Alte, und trank. Recht, Alter, das trinkt

noch einmal, und ſezt hinzu, und ihren Liebſten Egbert von Montabor!

Iſt das ihr Liebſter? fragte der Alte bedächtig, und die Magd erzählte von Bertha's nahen Hochzeittage, von den Anſtalten zum Feſte. Der Alte erſtarrte. Er gieng mit in den Vorſprung. Hier hörte er von allen Lippen daſſelbe. Er ſah die grünen Tannenbäume und die Birken, welche die Knechte bunt ſchälten, um damit die Kapelle auszuzieren. Gott gebe allen Glük und Heil! rief der alte Mann: und jedem ungetreuen Liebhaber Tod und Verderben! Alle Knechte tranken die Geſundheit mit, und Ludolph machte ſich zitternd auf den Heimweg.

Den andern Tag kam er endlich bei der Arzbacher Warte wieder an. Da ſaß Agnes ſchon auf einem Hügel. Kaum erblikte ſie den Alten, ſo ſprang ſie auf und lief ihm entgegen. Iſt er geſund, Vater? —

Geſund und wohl!

Gott Lob und der heiligen Jungfrau! Haſt du ihn geſehen?

Nein! Liebes Fräulein, wenn Ihr verſprecht nicht zu erſchreken, ſo will ich Euch etwas ſagen.

Agnes wurde weiß wie ihr Gewand.

Ihr haltet den Ritter Egbert für einen edlen Mann, und ich halte ihn für einen Schurken, wie der liebe Gott einen auf Erden duldet. Aber, Agnes, Ihr erſchrekt doch! nein, das iſt nichts. Sonſt ſage ich nichts mehr.

O sprich, sprich, Ludolph! was ist? Sie hielt sich zitternd an seinen Arm: ach! nicht wahr, Bertha — Bertha — nicht wahr?

Wißt Ihr es schon, Fräulein? — Es ist wahr, Egbert heirathet Bertha von Erthal.

Agnes schlug bleich und starr hinten über. Der alte Mann erschrak daß er zitterte. Er beschäftigte sich mit dem armen Mädchen, er rieb ihre Schläfe, er holte Wasser aus dem Bache, und endlich kam sie wieder zu sich.

Sie saß auf dem Boden, und neben ihr der Greis. Er unterstüzte sie mit seinen zitternden, schwachen Händen. Agnes sah ihn mit dem Ausdruke des höchsten Leides an. Ihr Auge war starr und wie gebrochen, ein Bild ihres Herzens. Sie sprach nicht, sie gab kein Zeichen, so oft der Alte sie auch bat, doch nur ein Zeichen von sich zu geben, daß sie lebe. Sie wandte blos die starren Augen auf ihn, und sah ihn lange und nachdenkend an.

Er wollte sie vom Boden aufheben, und konnte nicht. Sie war starr und blieb starr, saß da, und betrachtete den Alten, der sich um sie ängstete, weinte, betete, und auf Egbert fluchte. Er sah sich überall um, ob er nicht irgend einen Menschen erbliken könnte. Vergebens. Es war niemand in der ganzen Gegend. Folgt mir doch nur bis Arzbach, liebes Agneschen! Sie schüttelte still den Kopf, und

blieb sizen. Ich will nach Arzbach gehen, und Leute holen! Sie hielt ihn am Arme fest.

Jezt sah sie ihn freundlich an. O Gott sei Dank! rief er: Gott sei hoch gelobt! Ludolph! — Ich habe eine Bitte an dich — bring mich nach dem Schneestein — ich will ihn sehen. — Der alte Mann gab sich, aber vergebens, alle Mühe, sie zurük zu halten; er weinte, er flehte, er zeigte ihr sein graues Haar: Agnes blieb bei ihrem Vorsaz, nach dem Schneestein zu gehen. So kommt erst zurük, daß Ihr Euch anders kleiden könnt. Sie schüttelte den Kopf, und bat noch einmal, sie zu begleiten. Was sollte der Greis machen? In Gottes und aller Heiligen Namen, Fräulein: bis ans Ende der Welt!

Sie giengen beide die Höhen hinan. Agnes immer die starren Augen vorwärts gerichtet, so eilig sie konnte, und Ludolph immer mit den innigsten Bitten, umzukehren. Sie hörte nicht, sie sprach nicht, sie gieng vorwärts, immer durch Gebüsch, Dorn und Gebürg. Der Abend war da, und noch waren sie nicht auf dem Heerwege, der zum Rhein führt.

Agnes war ermüdet, sie sank unter einen Baum, und ihre Augen blieben starr und lebenlos, wie sie gewesen waren. Ludolph zündete Feuer an, trug Blätter und Moos zusammen, und bereitete, sanft weinend, seinem Fräulein ein Lager. Er bat sie, sich nieder zu legen. Sie legte sich, ohne ein Wort zu sagen, nieder. Er bedekte sie mit seinem Mantel, sezte sich ans Feuer, schürte das Feuer nach, immer

seinen Blik auf Agnes geheftet. Bleich lag sie da, die Augen verschlossen. Ihre schlagende Brust, ihr schneller Athem verrieth allein das Leben, und die Angst, welche ihr Herz folterte.

Die Nacht sank hernieder, und der Greis zündete rund um Agnes her kleine Feuer an, um sie von allen Seiten zu erwärmen. Es war schon im späten August. Sie lag still wie ein gebundenes Lamm. Mit dem ersten Morgenstrahl rief sie: nun! Sie sprang auf, und stand da, ein mitleidenswürdiger Anblik. Ihre Loken flogen jezt wild um ihre Schultern, Blätter, Moos und Grashalme hiengen in den Loken. Ihr Gesicht war kalt und starr und bleich, ihre Augen wie gefroren. Nun! laß uns gehen! das sagte sie.

Laßt uns erst beten, Fräulein! sagte der alte Mann weinend. Sie schüttelte den Kopf. Lieber Gott, Agnes, betet um Heil und Trost für Euch; wiederholte der Greis. Sie stand noch ohne Theilnahme da. O Gott! sagte er laut weinend, und faltete ihre Hände. Bete, mein Kind! und nun betete er zu Gott um Trost für Agnes. Agnes ließ es geschehen. Er gab ihr etwas Brod und hielt in einer Blechkappe etwas Wasser. Iß und trink, meine Tochter! dann wollen wir gehen! Sie trank heftig, essen wollte sie nicht.

Sie giengen. Agnes war ermattet. Sie ruhete oft unterwegs, und erst gegen Abend kamen sie in das Thal an dem Rhein unter dem Breitenstein.

Hier führte sie Ludolph in eine Pilgerhütte. Hier legte er sie auf das Lager, und Agnes schlief bald ein. Der Greis saß an ihrem Lager, und betrachtete und betete für sie. Sie fuhr im Traum oft auf, und Bertha! Egbert! riefen ihre todten Lippen eins ums andere. Ein Klosterbruder brachte ihnen Essen und einen Becher Wein. Sie sezte ihn an die Lippen und trank einige Tropfen, und aß auch ein wenig Brühe.

Mit dem Sonnenaufgange brachen sie auf. Sie gieng unter den Felsen weg. Immer langsamer wurde ihr Gang. Die Füße schmerzten sie. Sie sezte sich an das Ufer des Rheins in den Schatten eines Felsen, bis der Kahn kam, sie hinüber zu tragen. Endlich kam der Kahn. Sie sezte sich hinein, und neben ihr der Greis. Sie strekte den Arm lächelnd in die Fluth. Ludolph ergriff sie mit einem heftigen Zittern: Agnes! Agnes! bedenkt Euer Seelenheil! Sie drehete sich nach ihm um, sah ihn an, und sagte leise: wie wohl würde mir sein! Nun stand der Kahn. Sie stieg mit Hülfe des Alten aus, und nun gieng Ludolph mit ihr die Mosel hinan. Sie war noch matter geworden. Ludolph führte sie in eine Pilgerhütte vor einem Kloster. Hier blieben sie den Tag und die folgende Nacht. Agnes sprach wieder, und Ludolph mußte ihr nun alles erzählen, was er wußte. Sie hörte aufmerksam zu, schüttelte zuweilen den Kopf, und legte die Hand auf ihr Herz. Das war alles. Dann legte sie sich auf ihr

bend an: dein Glaube an mich, Egbert, hat nicht gewankt. Ich entsage deiner Hand jezt freiwillig. Geh und sei glüklich mit Agnes von Sporken! Egbert sank vor Bertha hin auf die Knie. O Bertha! Bertha! ich bete dich an. Nein! rief Bertha: bete zu Gott, wie ich selbst, um Standhaftigkeit für mich, Ludwigen von Mannsfeld zu lieben. Sie sank neben Egbert auf die Knie vor dem Altar.

In diesem Augenblik stürzte Agnes in die Kapelle, durch die kleine Thüre seitwärts vom Altare. Sie sah Egbert mit Bertha auf den Knien vor dem Altare, den Brautkranz in Bertha's Haaren, Egbert in festlichem Gewand. Egbert! schrie sie mit dem durchdringenden Tone der wildesten Verzweiflung, und stürzte zu seinen Füßen. Egbert schrie auf, und ergriff Agnes; Bertha erblaßte, Graf Ludwig sprang zu, denn Egbert schwankte unter seiner süßen Last. Ludolph drängte sich durch die Menge, mit lautem Weinen. Man trug Agnes leblos auf die Burg.

Endlich kam sie zu sich. Bertha kniete an ihrem Bette; Bertha und Egbert. Bertha ergriff Agnes Hand und drükte sie an ihre Lippen, und dann legte sie diese Hand in Egberts Hand, und lächelte freundlich. Agnes sah Egbert starr an: Egbert! kam mit einem leisen Seufzer aus ihren blassen Lippen hervor.

Ich bin dein, Agnes! rief er laut weinend, und sank über sie mit Küssen und Thränen. Sie winkte ungläubig mit der Hand. Jezt trat der Pater in das Gemach, einen stärkenden Trank voll Gesundheit

in seiner Hand. Agnes trank den Becher leer, die Augen starr auf Egbert gerichtet, und dann entschlief sie. Ist ihr Verstand nicht zerrüttet, sagte der Pater: so ist sie gerettet. Bertha sank weinend auf die Knie, und benezte Agnes kalte Hand mit ihren Thränen.

Ludolph erzählte alles. Weh! weh! rief Bertha: was habe ich gethan! O vergieb mir, vergieb mir, Egbert! ich hätte Agnes tödten können. O welch ein Herz! welch ein Herz! Nein, Egbert, du hattest Recht. Agnes liebt, ich war nichts als stolz. So sank sie wieder auf des Mädchens Hand.

Egbert saß an Agnes Bette, und wie sie die Augen öffnete, so empfieng ihren ersten Blik Egberts zärtliches Lächeln, und die süßen Worte: meine Agnes! mein Weib, Agnes!

Ich dein Weib? Egbert! Ich deine Agnes? Und Bertha?

Ist des Grafen Ludwigs Gattin.

O Gott, und Maria, Mutter Gottes, habe ich geträumt? wo bin ich?

Egbert bat sie, sich zu beruhigen; allein mit jeder Minute wurde sie unruhiger. Man erzählte ihr alles.

Auf einmal hob sie an: Bertha! du giebst ihn mir? Bertha! er soll mein sein? Bertha legte Egberts Hand in Agnes Hand, und Agnes ergriff diese Hand und preßte sie an ihr Herz. Bertha! Bertha! Gott lohne es dir! Gott lohne es dir! ich war verloren.

Endlich wurde es Agnes immer gewiſſer, daß Egbert der Ihrige ſei, beſonders da ihre Mutter ankam, die man hatte holen laſſen. Die ſchönſte Röthe kehrte wieder auf ihre Wangen, das ſchönſte Feuer wieder in ihr Auge, und ſie war Egberts Schatten. Sie verließ ihn nicht einen Augenblik mehr.

Bertha rief tauſendmal: ach, wie verſchieden iſt dieſe Liebe von meiner; wie beſeligend, und wie zerſtörend auch müſſen nicht Agnes Gefühle ſein. O Mädchen, lehre mich ſo lieben, wie du liebſt, ſagte ſie oft in einer Umarmung zu Agnes; und dann ſchaffe mir ein Herz wie Egberts Herz.

O liebſte Bertha! nicht Egberts Herz! das laß mir. Es iſt meine Seligkeit!

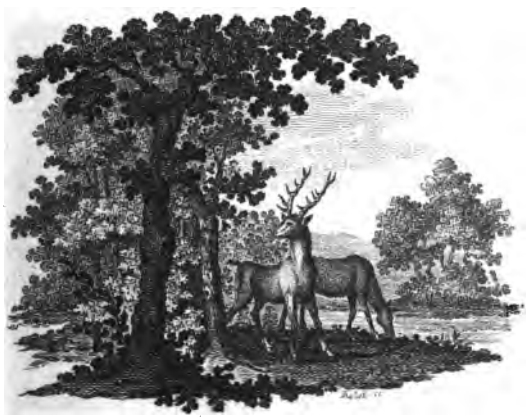
So taumelte die glükliche Agnes noch einige Tage auf dem Schneeſteine in ihrer Liebe hin; dann legte der Pater ihre Hand in Egberts, und Bertha's Hand in Ludwigs, und den ganzen Tag ſtanden dem Mädchen die Thränen der Wehmuth im Auge, und wenn Bertha fragte: aber, Mädchen, wie kannſt du weinen, da alle deine Wünſche erreicht ſind? ſo antwortete Agnes leiſe: Bertha, laß, es ſind Thränen der Liebe, der Himmel ruht in ihnen.

Die
Gewalt der Liebe,

in Erzählungen

von

August Lafontaine.



Vierter Theil.

Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.

Berlin 1799.

Natur und Buhlerei.

***g.

Resignirен! gut, ich habe es gethan, ich bin hier, und es mag ja gut sein. Ich rede von nichts, als von dem Doppelsinn, oder vielmehr von dem Mangel alles Sinns in der Erziehung. In meinen Augen ist kein elenderes Geschöpf als das zu allem zu gebrauchen ist. Und wenn dies leben heißt, wie Ihr mich nun gern überreden möchtet, so hat hier die kopfloseste Mutter, die ihrer Tochter nichts weiter von dem Werth des Lebens zu sagen weiß, als daß ein Hausmachen, Equipage halten, Conzerte und Bälle besuchen leben heiße, mehr Recht, als Ihr alle, so sollte man den Menschen für die Dezenz, für die Mode erziehen, und nicht für Tugenden, die hier nicht gedeihen können.

Mag es hier doch auch Tugenden geben, ich zweifele nicht daran, in der That so wenig wie Sie; schießt doch zwischen den Giftbäumen ein helfender Oelbaum empor. Die Vorsehung wird den Menschen nie ganz verlassen, aber wer wird darum sagen, daß er die Giftbäume zu seinem Wohnplaze machen möchte, weil ein Oelbaum in der Nähe steht? Ich bin hier nicht an meinem Plaze, mir fehlt hier viel, alles!

Natur und Buhlerei.

***g.

Resignirен! gut, ich habe es gethan, ich bin hier, und es mag ja gut sein. Ich rede von nichts, als von dem Doppelsinn, oder vielmehr von dem Mangel alles Sinns in der Erziehung. In meinen Augen ist kein elenderes Geschöpf als das zu allem zu gebrauchen ist. Und wenn dies leben heißt, wie Ihr mich nun gern überreden möchtet, so hat hier die kopfloseste Mutter, die ihrer Tochter nichts weiter von dem Werth des Lebens zu sagen weiß, als daß ein Hausmachen, Equipage halten, Conzerte und Bälle besuchen leben heiße, mehr Recht, als Ihr alle, so sollte man den Menschen für die Dezenz, für die Mode erziehen, und nicht für Tugenden, die hier nicht gedeihen können.

Mag es hier doch auch Tugenden geben, ich zweifele nicht daran, in der That so wenig wie Sie; schießt doch zwischen den Giftbäumen ein helfender Oelbaum empor. Die Vorsehung wird den Menschen nie ganz verlassen, aber wer wird darum sagen, daß er die Giftbäume zu seinem Wohnplaze machen möchte, weil ein Oelbaum in der Nähe steht? Ich bin hier nicht an meinem Plaze, mir fehlt hier viel, alles!

Nichts, schreiben Sie. O mein guter Freund, alles, alles! Denn wie wurde ich erzogen! Sie selbst helfen so treulich mit, den Knaben für die große Welt verderben, als sollte ich nie den Schatten des Baumes verlassen, der mit mir erwachsen war. In dem Kreise einer innig vereinigten Familie, aus deren Herzen ein frischer Strom von Vertrauen und Liebe, beständig in reichen Ergüssen, floß, wurde ich erzogen. Ich und meine Geschwister lebten unter den Tugenden der edelsten Vorwelt, mit diesen Tugenden wurden unsere Herzen genährt, die Ewigkeit mischte sich in unsere Gegenwart, eine bessere Welt, die Geisterwelt bekleidete mit ihren Stralen den einförmigen Traum unsers Lebens. O erinnern Sie sich, wenn wir auf der Eichenhöhe saßen, und die Sonne nun unten am Horizonte den ganzen Himmel zu einem rothen Meere machte, erinnern Sie sich, wie jeder von uns schwelgend, für sich saß, und in diesem rothen Glutmeere den Thron des Ewigen erblikte, in der ziehenden, erfrischenden Abendluft den Athem des Allmächtigen hörte, in den Rauschen der Eichen über uns die Stimmen der Geister vernahm. Wie wir nun alle neben einander zurükgehend, uns durch Händedrüke, durch Blike nur die Empfindungen unserer vollen Herzen mittheilten, die alle von der Ahnung der Ewigkeit gehoben waren.

Es war ein kindischer Wahn, eine Schwelgerei der Empfindung. Gut, aber — ich will nicht rechten, ob man Recht that, die Saiten unserer Herzen so zu

überſtimmen, daß die Geſänge des Paradieſes, die erſten Lieder der Unſchuldswelt daran erklangen — aber was kann ich dafür, wenn eine ſteigende Lerche das feine Saitenſpiel meines Herzens in Bewegung bringt, wenn ich mit bewegtem Auge der Lerche bis in den Himmel folge, dem ſie ein frommes Lied ſingt? wenn die aufgehende Sonne die ſchönſten Töne wie aus jener Bildſäule in Egypten aus mir hervorlokt? was kann ich dafür, daß ich keine Nachtigal hören kann ohne nicht in ihren Tönen die feinſten Empfindungen der Liebe, der allermenſchlichſten Liebe mit zu hören? Was dafür, daß ich gleich dem Griechen der Urwelt, nicht in dem Kranz von zwanzig Bäumen treten kann, ohne das Rauſchen eines wohlthätigen Schuzgeiſtes, der den Schatten liebt, zu hören? oder was kann ich dafür, daß ich, wie es einmal der kalte Hofrath nannte, eine ſo poetiſche Erziehung, erhalten habe?

Wie geſagt, ich will nicht einmal ſagen, was beſſer geweſen wäre, wie wohl, wenn ich die Tugenden, die fromme, menſchliche Einfalt meines väterlichen Hauſes gegen die edelſten Tugenden des beſten Hauſes hier halte, ich dennoch wünſche, daß es ſo und nicht anders mit mir ward. Genug ich bin nicht an meinem Plaze, nicht für mich, auch nicht für andere; denn was Sie glaubten, daß ich hier etwas gelten würde, iſt nicht ſo; ich bin hier wie der Bewohner einer andern Welt, ich habe meine eigene Sinne. Alles wirkt anders und verkehrt auf mich; was ich thun kann, ich ſchweige. Der Ton einer Droßel im Wal-

de hat mehr Bedeutung für mich, wie hier das Geſumſe der Geſellſchaften, das ſie Geſpräch nennen. Ungerecht, werden Sie ſagen. Ich ſage eben das; aber ich kann mir nicht helfen. Die Liebe für ihre Jungen tönt in der Stimme der Droßel, und was hier? ich frage Sie, was hier?

***g.

Will ich denn mit Ihnen ſtreiten? nein, liebſter Dörner, nicht einmal klagen wollte ich Ihnen, wie weh es mir thut, daß ein Frühling dahin gegangen iſt, ohne daß ich ihn kommen, ohne daß ich ihn ſcheiden ſah. Ich wollte nichts als Ihnen ſagen, wie ich über die Dinge hier denke, und daß der Trauernde in einem ewigen Liede, das er ſpielen ſoll, zuweilen die Seufzer ſeines Herzens in ein paar Trauertönen hören läßt, werden Sie ihm ja vergeben. Ich bin in der That nicht ungerecht, gegen die Menſchen, die mich umgeben, ich befinde mich, wenn ich erſt eine Stunde in einer Geſellſchaft geweſen bin, ſo gar wohl da: ſchreibe ich aber an Sie, ſo wird das Alte neu, und ich ſehne mich wieder hinaus in meinen Wald, an meinen See, auf meine Höhen, wo ich ſo ſehr glüklich war. Sie wollen freilich die Wunde heilen, und wer weiß, ob ſie nicht heilen wird, wenn ich erſt mehr eingewohnt bin. Es iſt wahr, was Sie ſagen, daß die großen Städte durch das Einwandern geſunder, edler Landbewohner ihr moraliſches Leben erhalten

müssen; aber noch kann ich mich nicht darin finden, daß ich dazu verdammt sein muß das Opfer meines Glükes dem Wohl der Stadt zu bringen. Es sei, sag ich. Ich will mich finden.

Sie gebrauchen das Wort Empfindsamkeit mit einer Art von Tadel gegen mich. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo man empfindelt hat, und wo der Spott des Weisen recht war, aber mich dünkt, daß die grausame Kälte der Menschen weit mehr einer Züchtigung bedürfe als die Empfindelei, besonders jezt, wo man anfängt aus Grundsaz kalt gegen Menschenglük, gegen alle edlen Empfindungen des Menschen zu werden. Jene Empfindelei war das Zeitalter eines Romans, und diese Kälte ist das Zeitalter des jezigen menschlichen Charakters. Man hat nur zu sehr den Spott über Empfindelei genüzt, um alle Empfindung verdächtig zu machen. Man spottet aller erwachenden Empfindungen junger Herzen, der Freundschaft, der Liebe, des sich selbst genügenden Stolzes, als Thorheiten, und man will nicht sehen, daß man mit diesen Empfindungen zugleich den Keim aller menschlichen Tugenden mit zerstört, mich dünkt, man hat das Wort Empfindsamkeit sehr, sehr gemißbraucht.

Ich scheue mich beinahe Ihnen zu sagen, was ich so gern sagen möchte. Ich fürchte auch Ihren Spott.

Ich erhalte von Schwester Henrietten im Anfange des Frühlings in einem Briefe ein paar Jesminblüten von meiner Lieblingslaube. Sie schrieb

mir dabei ein paar Worte. Ich erhalte den Brief gerade wie ich unten bei meiner Wirthin, der Räthin Müller bin. Ich erbreche ihn, lese, sehe die vertrokneten Blüten. Ich war sehr bewegt durch das schnelle Hervorspringen aller alten, so reizenden Bilder meiner Einsamkeit. Man frägt mich. Ich erzählte, ich Thor, mit der Hast der Leidenschaft, und drükte die Blätter an den Mund. Pfui, sagt die Räthin, ihre Töchter lachen. Man heißt mich einen empfindsamen Thoren. Die Räthin bittet mich, mit einer wirklich mütterlichen Güte, mir den häßlichen Fehler abzugewöhnen. Ich streite dagegen, und behalte Unrecht. Ist das Empfindelei? Die Welt wird ja sagen. Ich fühle es anders.

Ach soll denn der Mensch sich nicht freuen, wenn er in der Ferne einen Landsmann trift? sollen die besten Empfindungen der Dankbarkeit, welche den Gedanken an das Vaterland begleiten, gar nichts mehr sein? nein, ich drükte die Blätter an den Mund, und freuete mich noch einmal aller der schönen Stunden, welche mir die Laube gab. Ich habe doch nun den Frühling nicht ganz verlohren, sag ich, trotz dem, was die Welt, und auch Sie dazu sagen mögen.

---

* * K.

Es würde schon gehen, meinte meine gute Mutter? Ich muß darüber mit froher Dankbarkeit lächeln. Wie doch die Mütter, und sogar auch meine

Mütter, den Kindern aus zärtlicher Liebe, gewiß aus Liebe, Dinge als Glük aufdringen, die — doch laſſen Sie mich auch davon ſchweigen, denn wie groß, wie unendlich zärtlich muß nicht die Liebe meiner Mutter gegen mich ſein, daß ſie ſich vermißt mich mehr zu lieben, als ich mich ſelbſt liebe, daß ſie es ſo ganz vergißt, daß die Freude, die ſie über ihres Sohnes Schikſal fühlt, dem Sohne kummervolle Blike abzwingen kann! O heilige Natur, wie viel Banden, unbegreifliche Banden ſchlangeſt du um die Herzen der Eltern und Kinder! Wahrlich die Erfahrung iſt es nicht, auf welche die Eltern trozen, wenn ſie den Wünſchen ihrer Kinder entgegen ſind, wenn ſie ſo ruhig, ſo unbeſorgt gegen Vorwürfe, den Faden des Schikſals ihrer Kinder in ihre Hand nehmen, und ihn ſo deſpotiſch führen. Sehen Sie, ein Vormund, ein zärtlicher Verwandter, geſtüzt auf eine lange, weiſe Erfahrung, der wärmſte Freund, mein Bruder würden alle längſt meinen Händen das Ruder meines Lebens wiedergegeben, längſt geſagt haben: willſt du nicht hören, ſo mach was du willſt! Nur meine Mutter nicht. Warum das? alle jene, Vormund, Freund, Verwandter, und Bruder fühlen die alles aufopfernde Liebe der Eltern nicht. Wer mag ſich vermeſſen, ohne Vorwurf und Sorge, das Geſchik eines Menſchen zu beſtimmen, zu ſagen: ſo ſollſt du glüklich ſein? Die Mutter thut es, weil ſie nur in dem Sohne lebt, weil ſein Glük das ihrige iſt, weil ſie ihr Kind mehr liebt als ſich ſelbſt. Und ſollte denn dieſe unendliche

Liebe meiner Mutter in dem Herzen ihres Sohnes von vergeßlichen, leichten Wünschen verſchlungen werden? nein, lieber Dörner, ſagen Sie meiner Mutter nichts mehr von meinem Widerwillen hier zu leben. Ach kann ich denn mit einem kleinem Opfer das unendliche Herz meiner Mutter bezahlen?

Gut, ich hatte mir den einfachen Plan, der für meine Wünſche, für meine Glükſeligkeit ausreichte, gezeichnet, ein Aktuarius dann eine Juſtizamtmannsſtelle auf dem Lande. Auch Sie bewog ohne Zweifel Liebe gegen mich, daß Sie die Köpfe der Menſchen, die nichts als Liebe für mich gefühlt hatten, die zufrieden waren, wenn ich glüklich wurde, mit dem übrigen Ehrgeiz anfüllten. Ja, lieber Dörner, Sie waren es. Sie ſagten ſo lange: ſollen denn ſeine Talente auf dem Lande vermodern? bis man es Ihnen nachſagte. Und welche Talente? ich bitte Sie. Talente, welche den kleinen Kreis von guten Menſchen beglükten, eben weil wir Herzen für einander hatten. Sie ſind ſtolz auf mein Herz; ich auch; aber das ſoll doch wohl nicht eine von den Talenten ſein, die ich hier geltend machen ſoll? das übrige? o dem gab die Liebe erſt Geiſt, Werth, Geſtalt. Welche Mutter liebt nicht ihren Sohn, aber auf das Urtheil der Mutter hin: das Urtheil der Welt meſſen — doch ſtill!

Sie ſehen ich will mich fügen, denn ich habe alle die Beſuche gemacht die Sie beſtimmten; alle die Leute geſprochen, die Beförderer meines Glüks

ſein ſollen. Wahrhaftig, dieſe Idee bringt mich noch immer zum Lächeln. Mein Plan kannte keine Gönner, bauete nicht auf Menſchen; mein Glük folgte ſo ſimpel aus meinem Daſein, wie eine Jahreszeit auf die andere.

Sie haben auch recht; ich bin recht gut aufgenommen, recht ſehr gut, und Ihre Empfehlung hat mir ſchon die Einladungen zu einigen Diners verſchaft. Man hat ſogar ſchon von Konzerten geredet wo man meine Flöte und meine Stimme recht beklatſchen will. O man weiß es ſchon, gab man mir zu verſtehen, daß Sie ein excellenter Menſch ſind. Ihr Freund hat ſie ſchon verrathen. Sie wiſſen tauſend kleine amüſante Kunſtſtüke. Ich hätte nicht beſſer aufgenommen werden können, und wäre ich behender geweſen wie Philadelphia. Sehen Sie, ſo ehrt die Welt. Nicht wahr meine Mutter würde die Hände vor Freuden zuſammen ſchlagen über die Talente ihres Eduards. Mein Herz? ich fürchte das Herz hier iſt nichts als ein Kartenkunſtſtük.

***g.

Den Geheimenrath Leiſer habe ich geſehen, auch ſeine Tochter. Sie wohnen vor dem Thore auf einem Garten. Sie trauen mir in der That zu viel zu, wenn Sie von mir eine Zeichnung von ihm haben wollen. Was ich geſehen habe iſt nichts, gar nichts, einen Saal mit den feinſten Geſchmak mö-

blirt, einige Gemählde, von Touſſaint, von Guido und ſo weiter. Leiſer iſt ein Mann, der die feinſte Urbanität beſizt, ein ſehr einnehmender Mann. Er ſagte mir hundert Artigkeiten, obgleich ich ihm nicht empfohlen bin, und ſagte ſie mir artiger als alle meine Gönner. Er redet mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit, und über alle Gegenſtände. Sein Geſpräch iſt ſogar bis auf einen gewiſſen Punkt belehrend. Man fühlt ſich in ſeinem Hauſe, ſogar auch ich, frei, ohne Zwang. Die Geſellſchaft iſt gemiſcht, aus allen Ständen, Geſchlechtern, Altern, und einen jeden weiß Leiſer zu heben, hervorzuziehen. Er ſoll ſehr reich ſein, und dennoch, was ich ihm ſehr hoch anrechne, ſehen Sie durchaus keinen Prunk bei ihm. Alles iſt bequem, ſchön, reizend, ohne prächtig zu ſein. Sein Garten, als Garten, iſt ſchön, geräumig, lieblich, in einigen Parthien entzükend, und dennoch fiel mir der Weidengang um ein Dorf her, ſehr zur unrechten Zeit ein.

Seine Tochter? Das iſt doch ſpaßhaft, ſo ſehr Sie mich vorher aufmerkſam auf ſie machten, ſo oft ich auch hier von ihr als von dem intereſſanteſten Geſchöpf gehört habe, ſo habe ich dennoch wenig auf ſie geachtet. Ich liebe, wie ſie wiſſen, ich liebe es nicht, wenn man ein Frauenzimmer dreiſt anſieht, ob ſie ſchön iſt. Sollen denn die Mädchen in dem unglüklichen Wahne immerfort erhalten werden, daß wir von Ihnen nichts mehr verlangen als Schönheit? und haben ſie nicht recht, wenn ſie

von uns dann behaupten, daß wir nichts sind als sinnliche Menschen? Sie kleidet sich Geschmakvoll, sie hat eine schöne Figur. Uebrigens ist ihr Gesicht nicht eher schön, als bis sie ihr Auge erhebt.

Weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Ich habe nicht mit ihr geredet, und ich habe sie überall nicht wiedergesehen. Der Geheimerath bat mich zwar, auch war ich ein paarmal schon unterwegs zu ihm, allein komme ich ins Freie, so vergesse ich alle Dinge um mich her. Ich verliere mich denn in den schönen Gründen umher und Leisers Landhaus winkt mir vergebens.

Ich habe mich nach meiner Gewohnheit in einem reizenden Winkel der hiesigen Gegend angesiedelt. Ich lege Ihnen statt der Beschreibung meiner Einsiedelei eine Zeichnung derselben bei. Ein Birkenwäldchen auf einer lieblichen Höhe mit einer schönen Aussicht auf die Stadt und den lebenvollen Fluß; im Wäldchen ein Häuschen, in welchem der Haidehüter mit zwei Töchtern wohnt, hieher gehe ich, so oft ich darf, ich bin hier gänzlich ungestört. So reizend das Plätzchen auch ist, so besucht es doch niemand, und ich bin des wohl zufrieden. Ich habe eine Art von Freundschaft mit der Familie des alten Haidehüters geschlossen, und das ist mehr als ich von der ganzen Stadt sagen kann. Wäre seine Hütte größer ich würde ein paar Monate herausziehen. So begnüge ich mich mit einem Tische und einem hölzernen Stuhle. Hier blase ich meine

Fibte, hier zeichne ich, hier treibe ich, was mein Herz will. Die Nachtigallen antworten mir beſſer, verſtändlicher, auf alle Stimmen meines Herzens, als die Menſchen mit denen ich leben muß. Eine Thränenweide ſteht am Abhange des Hügels über einen Bach hingelehnt, da ſiz ich Abends in den hängenden Zweigen, und wir trauren zuſammen, bis die Sonne hinter den Thürmen der Stadt niederſinkt. Dann gehe ich, und man wundert ſich, daß ich ſo wenig Sinn habe für die Geſelligkeit; was würde man ſagen, wenn man wüßte, wie mein Herz an dieſer Weide, an den Birken, an den Nachtigallen hängt?

***g.

Es ſind mehr Menſchen der Meinung wie Sie, daß es Unrecht ſei des menſchlichen Geſchlechts über einen Hügel voll Birken zu vergeſſen, ſeiner Geſchäfte über eine Thränenweide, der Geſellſchaften über der Sonnenuntergang. Es kommt nichts dabei heraus, ſagte mir meiner Wirthin Tochter. Nein, ſagte ich, ich kann Ihnen dabei den Profit bei Heller und Pfennig nicht berechnen, aber wenn wir doch wenigſtens etwas mehr ſein wollen als Menſchen, die eſſen um zu verdauen, verdauen um zu eſſen, leben um zu ſterben, ſo — das alles, fiel ſie mir ein, wird Sie nicht wieder bringen. Ja, ſagte ich: bis ans Grab, wohin alles bringt. Und

ich war froh, daß ich mich so aus diesem Streit wikelte, der zu nichts führt. Was soll ich auch mit Menschen streiten, welche die Erde für nichts weiter halten als für eine Staatenkarte, die ihre Blike an dem Himmel schlagen, und nichts weiter davon zu sagen wissen als er umgiebt die Erde? O Himmel, wenn die Sonne blizend aus der Nacht empor fliegt, das Auge des Allmächtigen am Himmel steht, und auf die Erde voll Leiden, voll Freuden, voll vergeblicher Arbeit, voll kindischer Entwürfe herabschaut, und segnend nun dahin geht; wenn die Nacht herauf steigt, und mit ihrem sanften Schleier alle Wunden bedekt, die heute geblutet haben, die Seufzer der Unschuldigen mit schönen Bildern und Träumen der glüklichen Vergangenheit, oder einer hoffnungsreichen Zukunft, stillt; sollt ich denn nichts weiter sagen, als: ein Tag ist zu Ende? Nein, da sitz ich an meiner Thränenweide, von der stillen Nacht umgeben, höre durch ihre Stille das Gerdchel aller Sterbenden, die Klage aller Elenden, die auch am Busen der sanften Nacht keine Ruhe fanden; alle Unglüklichen, die ohne Obdach umherirrten, und in der unermeßlichen Natur keine Stelle fanden, wohin sie ungestoßen ihr müdes Haupt hinneigen konnten, streken mir die Arme zu, als foderten sie an meinem Busen Plaz. Denn brechen tausend Wunden in meinem Herzen auf. Die Musik eines Balles kann mir dann scheinen wie die gräßliche Musik, und das Geschrei der Hindus, womit

ſie die Jammerſeufzer der unglücklichen Wittwe, welche in den Flammen ſtirbt, überſtimmen wollen. Weh mir wenn mich dann ein glänzender Saal voll fröhlicher Geſichte, der Anblik des Reichthums tröſten könnte! Warum, rufe ich oft: warum bedeken nicht Thränenweiden alle Ufer der Erde, da die Menſchen ſo hart, ſo wenig mitleidig ſind? Dann ſeh ich hinauf an das ſtille dunkle Gewölbe des Himmels, das alle die Klagen, alle die Wunden einſchließt, es iſt mir der Schleier der die Ewigkeit verhüllt, die Sterne ſind leichte Strahlen der Ewigkeit, die den Schleier durchbrechen, um das troſtloſe Auge das Jammervollen auf ſich zu ziehen. Die Ewigkeit zieht ſich auf und ab über der Erde dem großen allgemeinen Grabe der Menſchheit, drükt aller Herzen im Staub, der Jammer iſt vergeſſen, vergeſſen im Grabe, und der Menſch ſteigt, ſteigt, durchdringt das Gewölbe des Himmels, und der Lichtglanz der Ewigkeit umſtrahlt ihn.

Es kommt nichts dabei heraus, ſagte das Mädchen. Guter Gott! muß denn der Menſch ſo ganz vergeſſen, daß dieſe Erde nichts iſt als ſein Sterbebett, das Leben nichts, als ſeine Todesſtunde? ſoll er die Klagen der Sterbenden hören, und ſein Ohr verſtopfen und rufen: es kommt nichts dabei heraus!

Was ich Ihnen ſchreiben wollte? gut, daß ich es vergeſſen habe. Es ſollten Vorwürfe ſein. Ich

bin in dieſer Stunde keiner Vorwürfe fähig, ſelbſt gegen meinen allerbitterſten Feind nicht. Ich will Ihnen erzählen.

Ich gehe heute in mein Birkenwäldchen hinauf. Zum erſtenmale finde ich da Geſellſchaft: einen alten Mann mit einem jungen Mädchen, der Alte ſaß, wo ich zu ſizen pflegte, am Eingange des Wäldchens, auf der Erhöhung eines Grabens, neben ihm ſaß das Mädchen. Es war eine hagere kümmerliche Figur, der Alte, in einem abgetragenen grauen Roke. Die Armuth ſah überall hervor. Das Mädchen war ſehr ärmlich, doch reinlich, und ſo gekleidet, als gehörte ſie zu den beſſern Ständen, oder hätte ehedem dazu gehört. Doch ſehe ich das nicht Anfangs.

Wie ich um die Weiden hervorbeuge, die an dem Graben hinſtehen, ſo ſtand das Mädchen etwas ſcheu auf, und reichte dem Greiſe die Hand um ihn empor zu helfen. Mein Tiſch und mein Stuhl ſtanden ſchon da hinter ihnen unter den Birken. Nehmen Sie es nicht übel, ſagte der Alte mit einem rauhen Tone, und half ſich empor. Ich ſah, daß der Alte ſchon wußte, daß ſei mein Plaz. Des Haidehüters Tochter hatte es dem Alten geſagt, wie ſie den Tiſch dahin bringt, und mit dem Zuſaz, daß der Herr gern allein wäre. Lächelnd ſezte er, doch immer mit rauher Stimme hinzu: ein angenehmes Pläzchen, ſonſt wars auch mein Plaz. Jezt komm ich wenig hieher: heute lokte mich das Wet-

ter. Und ich will Sie nicht vertreiben, sagte ich, und bot ihm meinen Stuhl. Er nahm ihn nach einigem Weigern an. Seine Tochter, die war das Mädchen; stellte sich sogleich hinter den Stuhl und faßte die Lehne an. Ich ließ noch einen Stuhl bringen, und bot ihn ihr. Es kostete Mühe, das Mädchen zum Sizen zu bringen. Die beiden Stühle waren nur da. Ich sezte mich an den Boden und stand, wie es kam.

Wir redeten von Wetter, von der Erndte, dann kamen wir auf Politik. In der That wünschte ich, daß ich bald allein sein könnte. Das Mädchen rükte hin und her. Sie hatte einen Wunsch mit mir. Der Alte schien nicht sobald abbrechen zu wollen, und ich war artig genug das Gespräch fortzusezen. Gott segne die Fürsten! sagte der Alte mit einer großen Herzlichkeit, nachdem wir über mehrere politische Begebenheiten gekannengießert hatten. Gottlob, sagte ich um etwas zu sagen: daß die Zeiten der Tiberius, der Nerone vorüber sind! die Ungeheuer!

Wohl recht, sagte der Alte: der Mensch muß sein dürfen, was er wirklich ist, sonst giebts allemal einen Nero. Das eadem magistratuum vocabula des Tazitus hat die Cäsaren zu Ungeheuern gemacht.

Ich verstand das nicht, ich fragte, wie er das meinte. Nun sagte der Alte: wer sicher ist, ist nicht grausam, und wer zittert, mordet. Hätte der Senat, wie nun einmal die Republik dahin war, dem

Augustus den Königstitel gegeben, hätte August ihn angenommen, da er die Gewalt eines Königs hatte, sie hätten beide, er seinen Nachfolgern, sie ihren Kindern eine Menge Niederträchtigkeiten und Grausamkeiten, erspart. Aber da wurde die alte Form der Republik behalten, und der Geist, der sie belebte war der höchste Despotismus. Der Senat hatte noch nicht alles verlohren, so lange noch eadem magistratuum vocabula da waren: die Cäsaren glaubten noch nicht alles zu haben, so lange das war; daher denn ewiger Verdacht, und ewiges Morden. Tiberius war so schlimm nicht, wie ihn Tazitus mahlt; indeß konnte er ihn nicht besser mahlen, weil er ein Römer war. Aber wir sollten allein Menschen sein, wenn wir die Geschichte schreiben, sonst geht verlohren, was die Geschichte an Seegen für uns hat, das besser machen.

Das alles sagte der Mann in seinem rauhen Tone, so herzlich daher, daß ich erstaunte. Ich hatte ihn höchstens für einen Landschulmeister gehalten. Ich erkundigte mich nun, und es war Grüneberg, ehmaliger Konrektor des Gymnasiums hier. Er hatte unter den Schularbeiten seine Gesundheit zugesezt, und er war mit einer elenden Pension seiner langen Dienste entlassen. Das erzählte er mir, mit einer so großen Ruhe, als ob es die Geschichte eines fremden Menschen wäre. Ich fuhr auf; wie Sie denken können; aber ohne den mißhandel-

ten Mann dadurch ganz und gar meiner Meinung zu machen.

Es ist zwar wohl wenig, was ich habe, sagte er gutherzig: aber wahr ist es, ich konnte mein Amt nicht länger versehen. Und, sezte er, mit sich scherzend, hinzu: giengen doch Kato und Sokrates freywillig ohne Schuhe, und Schuhe giebt mir das Vaterland doch. Er hob bei diesen Worten seinen Fuß ein wenig empor. In der That seine Schuhe waren nicht ganz. Mein Herz schwamm in Mitleiden. Und dann diese da! sagte er, und ergriff seiner Tochter Hand. Sein Gesicht verklärte sich bei den Worten. Seine Stimme wurde sanft, sogar zärtlich. Das Mädchen erröthete, und sie fragte etwas, auf das ich antworten mußte. Ich hörte zum erstenmal ihre Stimme.

Ich that in der Empfindung des Wohlwollens dem alten würdigen Greise den Vorschlag bei mir im Grünen zu essen. Er nahm es an, mehr, sagte er: des Plauderns wegen, als des Essens. Meine Freunde, die alten Schulkollegen, sind todt, sagte er gerührt, und die jungen? Verdenken kann ich es ihnen nicht, daß sie mich hinten ansezen: die Art unserer Kenntnisse passen zu wenig zusammen, und mein Alter dann auch. Ich bin mehr allein, als ich sollte.

Das alles sagte er mit einer so zuversichtlichen Gutherzigkeit, daß ich mehr Liebe als Mitleiden gegen ihm fühlte. Aber nie hat mich mein Mitlei-

den mehr zum Namen gehabt, als den Abend. Ich hatte zu einem Abendbrod gebeten, und ich besann mich sogleich, daß ich nichts geben konnte, als höchstens Brod und Butter. Eine angebrochene Flasche Wein war noch da. Ich schämte mich nicht wenig, wie ich auf dem Heimwege nach dem Hause das bedachte. Ein paar Zitronen und Zuker zu Limonade hatte ich bei mir. Ich sagte das meinem alten Schulmann. Wie gesagt, des Plauderns wegen bleib ich hier, wenn Sie da für mein Kind, er ergriff wieder seiner Tochter Hand mit dem Ausdruke der Zärtlichkeit, ein Stük Brod haben, so sein Sie ohne Sorgen.

Das Abendbrod kam, und Diogenes kann nie genügsamer gegessen haben, als wir drei. Der Alte hatte die Wahrheit gesagt. Er aß wenig und plauderte desto mehr. Ein Weinglaß für uns beide; seiner Tochter, nach der er sich von Zeit zu Zeit erkundigte, und immer mit einer ungewöhnlichen Zärtlichkeit, hatte ich Limonade gemacht. Sie wußte es nicht anzugreifen. Sie redete gar nicht, und saß erröthend, so oft ich sie ansah, da. Der Alte trank zwei Gläser Wein mit einem sichtlichen Vergnügen. Dann stand er auf. Er schüttelte meine Hand mit einer großen Herzlichkeit. Sie haben mir, sagte er: einen schönen Abend gemacht. Lassen Sie das Ihren Dank sein, daß Sie es einem Greise gethan haben, der ist selten einen kummerlosen Abend mehr hat, komm, Hannchen!

Er griff nach seiner Tochter Hand, und von ei-
ner Seite, wo sie nicht stand. Sie gab ihm ihren
Arm, und an dem Hinabführen merkte ich erst, daß
der Alte blind war. Ich bot ihm die andere Hand.
Nein, nein, sagte er: meine Tochter versteht das
besser. Sie haben wohl noch keinen Blinden ge-
führt? Blind! rief ich auffer mir vor Wehmuth:
Blind? großer Gott! οὕτω μοι τὸ γηρας ἐστι
δυσαρεστον! sagte er komisch. Wir hatten über die
Griechische Sprache viel geredet.

Nun ließ ich mich nicht halten, ich begleitete
ihn noch eine Streke Weges; ich bat ihn auf einen
andern Abend zum Essen unter die Birken. Er sagte
mir es zu. Nun gieng er seinen lichtlosen Pfad, und
ich gieng wieder zurük, versank in Träumereien über
meinen blinden Alten. Mir Sehenden gieng der Tag
unter, die sternenvolle Nacht auf, und er? zerstossen
von unbarmherzigen Menschen, hat ihn auch die Na-
tur aus ihren Tempel ausgestoßen. Keinen hat er,
keinen als seine Tochter, und er redet so gern, redet
desto lieber, weil er nicht sehen kann, und hat kei-
nen als seine Tochter, die so wortarm ist, und den-
noch sah man an seinen Blikken, die er auf seine Lei-
terin durch sein dunkeles Leben, warf, wie zärtlich
dieser Mann lieben könnte.

Leisers? Sie mahnen mich zum zweitenmal.
Auch ich bin wieder dort gewesen, ohne eine bessere

Zeichnung von Vater und Tochter machen zu können. Die Politur hat das Gepräge des Charakters weggenommen, und in der That bezeichnet man ja einen Charakter gewöhnlich von einem Zuge, der vorsticht. Dieser Zug ist denn gleichsam die Handhabe des Menschen, wo man ihn festhalten kann. Der Geheimerath mag seinen eigenthümlichen Charakter auch haben, oder gehabt haben, was weiß ichs? Ich mag mir nicht einmal die Mühe geben darüber nachzusinnen, wie es denn eigentlich ist.

Man könnte sagen, Leser wäre nichts als Verstand und Sinnlichkeit, und das, was diese beiden vermögen, Geschmak. Er scheint bloß mit dem Verstande, und für die Sinne zu leben. Er scheint an allen Theil zu nehmen, an den langweiligsten Gespräch so gut, wie an dem interessantesten; und ich wette, er hört manchmal nicht eine Sylbe von dem was gesprochen wird. Von dem Erdbeben Limas mit seinen tausend Leichen hört er reden, als ob eine hölzerne Bude über einen Haufen Marionetten zusammengestürzt sei, und alles was er sagt, ist: die Natur zerstört, um zu schaffen! oder er sagt einem, der darüber erstarrt: können Sie das Schikksal, die eiserne Nothwendigkeit in ihrem Gange aufhalten? oder so etwas. Es klingt in der That recht hübsch, was er sagt, recht philosophisch.

Die Philosophen von Handwerk abgerechnet, denn das wäre denen nicht möglich? mag ichs nicht leiden, wenn ein Mensch das Fatum auf den Thron

der Welt sezt. Dieses taube, blinde, gefühllose Schikſal, das nach einem eben so blinden und unvermeidlichen Gesezze, zerstört, zertrümmert, verdirbt, dieses Schikſal stößt den armen Menschen in eine trostlose Gefühlloſigkeit hinab, und zerstört die Bande ganz und gar, welche die Herzen der Menschen zu Trost und Hülfe an einander knüpfen. Lieber halte den Thron ein böser, grausamer Gott, der seine Freude an Verderben hat. Opfer mögen ihn doch versöhnen und Trost und Hülfe den Unglüklichen wieder aufrichten, den er gestürzt hat.

Ach wie kann ein Mensch so grausam sein, selbſt wenn es ihm ein Wahn wäre, die ewige Liebe von dem Throne der Welt zu stürzen! die ewige Liebe, der unser Herz mit allen Kräften zusagt! Welche Freude, welche andre Befriedigung hat der Mensch davon lieber unter der stählernen Ruthe eines unvermeidlichen Schikſals zu stehen, als unter der seegnenden Hand der ewigen Liebe, als die grausame Befriedigung der Eitelkeit standhaft bei dem allgemeinen Elende zu sein? Welch ein einfacher Glauben, welch ein tröstender, alle menschlichen Tugenden beförderunder Glauben: es ist kein Elend, dem der Mensch nicht durch Ausbildung seiner Kräfte entgehen kann! Wir ziehen dem stürmenden Meere sichere Gränzen, wir leiten den zerstörenden Bliz nach unserm Wohlgefallen, wir zwingen die Pest in enge Gränzen, wir beruhigen den Sturm des Meers mit einigen Tropfen

Uebel, wir wehren dem allgemeinen Mißwachs durch gemeinſchaftliche Vorſorge.

Warum ſoll nicht der Menſch lernen können, der Hagelwolke zu gebieten, und den Keim des Erdbebens im Schoße der Erde zu zerſtören? Wir haben dem Jeus dem Bliz, dem Neptun den verwüſtenden Dreizak genommen, ſollten wir nicht auch dem Vulkan noch ſeine Flammen nehmen? Wenn jene Menſchen die erſten Bewohner der Erde, die zwiſchen giftigen Sümpfen, und kalten Wäldern der Natur die Nahrung ihres freudenloſen Lebens abkämpften, wenn dieſe an eine eiſerne Nothwendigkeit geglaubt hätten, ſie hätten recht gehabt. Denn welchen Gewährsmann der ewigen Liebe hatten ſie? und dennoch thaten ſie es nicht, weil ſie wünſchen konnten. Wie bedeutend ihren noch unſichern Glauben enthüllend, erzählt die Fabel nun, daß der Menſchen Schöpfer Prometheus den Göttern das Feuer geſtohlen habe um es ſeinen armen Menſchen zu geben. Da mochte die Fabel noch hinzu ſezen, daß die Götter den Prometheus an den Felſen zur Strafe geſchmiedet haben. Da führten noch grauſame, neidiſche Götter den Zepter der Welt. Und nun ſehen Sie wie mit jeder Wohlthat mehr, mit jedem Genuſſe mehr, des die Menſchen ſich freuen, die Götter auch menſchlicher werden. Ceres ſteigt herab, und giebt den Menſchen den Pflug, den Saamen der Erde, Apollo giebt ihnen das Saitenſpiel, Pallas das Webeſchiff, Herkules ſogar, der Griechenland von ſeinen Ungeheuern befrei-

et, löst die Fesseln des Prometheus, und wird selbst ein Gott. Sehen Sie wie immer mehr die Liebe den Thron der Gottheit besteigt. Und wir? nicht nur Herren der Erde, sondern auch des unersteiglichen Himmels, wir im Tempel der ewigen Liebe, wagen es noch zuweilen, mißtrauische Blike in die Wolken zu werfen? Wir Undankbaren!

Doch Sie wollen eine Charakteristik von Leisers. Wie gesagt, er ist mir zu kalt. Sein Verstand nimmt an allem Theil, sein Herz nie. Er hat in der Welt die allerfeinste Kultur erhalten. Sein Haus ist der Sammelplaz der besten Köpfe und aller Künste. Die Mamsel Leiser? Ich kenne sie wahrhaftig noch nicht. Ich will Ihnen sagen, was die Stadt von ihr sagt. Sie besizt alle Talente, die man besizen kann: sie spricht fertig Französisch, Italiänisch und Englisch, mahlt recht sehr hübsch, spricht und singt vortreflich. Sie kennt die Welt und die Menschen. Sie ist dreist ohne frei, unbefangen ohne nachläßig, einfach ohne gezwungen, witzig ohne spottend zu sein.

Sie ist von einem Heere Anbetern aus allen Ständen umgeben; allein sie bleibt kalt. Man sagt zwar, daß sie geliebt habe; allein sie bemerkte bald, wie sehr ihr Geliebter unter ihr war. Sie brach auf eine feine Weise, und wurde nun vorsichtiger. Jezt treibt sie ihren Spott mit allen Männern, ohne je sich einem zu ergeben. Ich finde das natürlich; warum erniedrigen sich Männer? Sie ist ein liebenswürdiges, aber ein gefährliches Geschöpf, sagt man allge-

mein. Niemem gefährlicher, ſagte eine Matrone, der die ganze Stadt das Zeugniß einer groſſen Klugheit giebt: keinem gefährlicher als ſich ſelbſt. Sie kann nicht glüklich ſein. Ich glaube das mit der Matrone, denn wie kann der Menſch glüklich ſein, der ſeines Gleichen verachten muß oder will! gleich viel!

Auguſte Leiſer an Wilhelminen.

* * *s.

Wünſche Dir Glük, Wilhelmine, daß Deine Verbindung mit dem edlen Herrn ſich ſo zerſchlagen hat. Ich mochte anfangs nichts dazu ſagen, obwohl ich nicht damit zufrieden war. Ich habe nichts dagegen, wenn mein künftiger Mann nicht eben den Verſtand aus Liebe zu mir verliert; denn das iſt eine kindiſche Eitelkeit, die dabei in Bewegung kommen kann, abgerechnet, das ſchlimmſte was uns begegnen kann; er mag ſehr ruhig mir ſeine Hand geben. Aber auf dem verjährten Titel Mann und Herr hin mir wolen eine Schlinge über den Kopf werfen, das ſoll er nicht. Wie noch Männer in den unfruchtbaren Wüſten der Urzeit um das Weib kämpften, da war das Weib eine Beute des Siegers, der Preis der Tapferkeit. Aber womit wollen die Männer jezt beweiſen, daß ſie unſere Herren ſein ſollen? Sei Du froh, daß es vorbei iſt. Ich kenne dieſe bedächtigen, weiſen, rechtlichen Männer nach der Uhr, die ſchlimmſten Tyrannen in der Ehe, weil ſie den kleinſten Vortheil nicht überſehen.

ben wir ihnen geben, weil sie aus ihrem bedächtigen Pflegma einen Rechtstitel machen uns zu beherrschen. Das, was besters an uns ist, machen sie zu einen Vorwande unserer Dienstbarkeit.

Von Jugend auf werden sie für das bürgerliche Leben erzogen, zwischen die Gesetze eingezwängt, sie erhalten eine Form, die ihnen statt des Verstandes, statt aller großen Eigenschaften dient, und eben diese Form halten sie für alles, und rechnen unsere Natürlichkeit, die Ausbrüche unsers durch die bürgerliche Ordnung nicht zerstörten Genies für Leichtsinn, für kindische Albernheit und so weiter.

Ich verlange nicht, daß ein Mann zu meinen Füßen liegen soll, aber eben so wenig soll er mich beherrschen wollen. Wir vereinigten uns um des Lebens mit mehrerem Anstande zu genießen, und die Freuden des Lebens durch Freundschaft, die in der Ehe so natürlich werden muß, durch Elternliebe, zu vermehren. Aber dazu gehört vollkommene Gleichheit der Rechte, sonst ist der eine Sklav, der andere Tyrann, und bei diesem unnatürlichen Zustande geht alles Glük verlohren, wie immer, so bald man die Gesetze der Natur übertritt.

Die Liebe? sei doch nicht seltsam, Kind. Ueberleg doch nur einmal recht bedächtig, aus was für Theilen diese seltsame Empfindung zusammengesezt ist, und erröthe. Sinnlichkeit und Eitelkeit! diese ewige, innige Verbindung der Seelen, die unsere Phantasie und einige Romane in unsern verzehnten

Jahre wie einem züchtigen Schleier um die nakte Natur warf, kann doch deinem Auge wohl nicht die eigentliche Gestalt verbergen. Die Menschen auf der ersten Stufe der Kultur kennen unsere Seelenliebe nicht, weil sie sich der Sinnlichkeit nicht schämen. Wir aber bekannt mit den feinern Freuden des Lebensgenusses, mit den feinern Freuden des Geistes, sezten den groben Genuß der Sinnlichkeit unter die Würde der gebildeten Menschen herab, und wie die Natur mächtiger war, als diese Ueberfeinerung des menschlichen Geistes, so umhieng man doch wenigstens den sinnlichen Trieb mit einer zarten Hülle von Geist; denn wie oft kommst du nicht, bei dem allerzärtlichsten, bei dem allerfeinsten Liebeshandel in Verlegenheit, auch sogar nichts von Seele dabei zu sehen! und ich tadele das nicht. Die Natur führt immer den richtigen Weg des Glüks.

Ihren ersten Kindern hatte die Natur in dem engen Kreise der Sinnlichkeit das Glük des Lebens beschränkt, uns in dem unermeßlichen Kreise des Geistes unser vervielfachtes Glük. Ihre Weiber wählten mit dem Auge allein den Mann, wir sollen ihn mit dem Verstande wählen, für unsere bessern Bedürfnisse. Der Mann soll herrschen, und er mag auch mich beherrschen, wenn sein Geist den meinen in Fessel schlägt. Aber er soll nicht herrschen wollen, weil er ein Mann ist. Wie gesagt, es ist gut, daß du wieder frei von dem Manne bist, der aus der Trauformel ein Gesez machen wollte.

Auf den Herbſt ſehe ich dich gewiß, liebſte Wilhelmine. Hier iſt noch alles ſo, wie du es verlaſſen haſt. In der That liebes Kind, habe ich noch immer den kindlichen Glauben, daß ich nicht allein auf der Erde bin. Ich mag über die Thoren nicht einmal reden, die mich umſchwärmen, die mich anbeten, wie jener Pöbelhaufen ſeine Götzen anbetete, weil ſie von Gold waren. Sie wollen mit Kniebeugungen mich gewinnen, und ſie haben nicht einmal ſo viel Gefühl ihrer ſelbſt, zu merken, daß ich den Mann ehren muß, dem ich meine Hand gebe. Es beluſtigt mich manchmal in dem tollen Haufen hineinzuſchwärmen, ſie um mich her zu wirbeln, wie einen Schwarm Fliegen, und doch ermattet mich das Spiel der Eitelkeit. Es giebt Männer, die mir wohlgefallen, die dem erſten Blik nach ihren Werth fühlen, allein da befürcht ich wieder das Glük meines Lebens, meine Gewohnheiten, die mich zufrieden machen aufs Spiel zu ſezen; denn dieſe Männer ſind ſo vernünftig, daß ſie keinen andern Weg kennen zum Glük, als den ſie ſelbſt gehen. Sie betrachten mich mit einem zurükhaltenden Mißtrauen, ſchütteln die Köpfe bedächtig, als ob ſie ſich wunderten, daß ein Mädchen es wagen darf, mehr Geiſt zu haben als man gerade braucht einer Haushaltung vorzuſtehen. Ihre Geſpräche ſind geiſtvoll, nur nicht, wenn ſie mit mir reden, als ob ſie ſich ſcheuten mich merken zu laſſen, daß ſie Geiſt haben. Sie fürchten ich verlange von einem Manne zu viel. Lieber Gott,

ich verlange nichts von ihm, als seine Achtung, wenn ich Achtung verdiene, und das bischen Freiheit, nach meinem Sinne zu leben, das heißt, zu zeichnen, zu lesen, Musik zu machen, und nur in den Stunden, die mir der Haushalt übrig läßt.

Uebrigens liebes Kind, laufen mir noch immer seltsame Charaktere über den Weg, und ich gestehe es dir, ich suche, wie Don Quixote, noch immer diese Rieſen auf, um mit ihnen zu fechten. Der Herr von Mahlert ist weggeblieben. So lange du hier warst, machte er mir mit seinen tollen Prahlereien viel Spaß. Er wußte in der That nicht, welche von uns beiden, du oder ich, am verliebtesten in seine Thorheiten war. Du reistest ab, und ich erhielt den Sieg. Er wurde endlich unverschämt; da drükte ich den Windschlauch recht förmlich zusammen. Du solltest die Armesündergestalt gesehen haben; ich gab ihm natürlich, warum er so unverschämt bat eine tete a tete; aber wie wunderte er sich, da ich ihn ernsthaft sizen hieß. O meine Göttin! rief er und wollte mit aller Gewalt zu meinen Füßen fallen. Sie sezen sich, sagte ich befehlend: ich will eine Operation mit Ihnen vornehmen. Nun las ich ihm sein Sündenregister vor. Er versuchte es, sich noch ein paarmal kindisch aufzublähen, zu trozen, zu drohen sogar. Ich ließ mich nicht irren. Ich zeigte ihm seine ganze Armseligkeit, und er gieng zerknirscht.

Eine neue Figur ist erschienen, von der ich

noch nicht weiß, in welche Klasse sie gehört. Ein junger Mensch, Bach mit Namen, ist es. Er war bei uns, ich achtete nicht darauf. Mein Vater sagte nachher: ein junger Mensch, mit seltenen Kenntnissen! Er kam wieder; was mir jezt auffiel, war seine schöne Figur. Ein dunkelblaues, großes Auge, das über einer stolzen Nase hervorblizt, gab seinem Gesicht ein großes Interesse. Seine Stimme war rein und männlich. Eine frische Gesundheit strahlte von seinem Gesicht. Ich achtete unmerklich auf sein Gespräch. Er redet schön, mit einem, in gewissen Augenbliken, hinreißenden Feuer. Ich suchte das Gespräch allgemein zu machen, ich redete hinein; allein der junge Herr ließ mich zwar reden, und dann hob er wieder an, wo er es gelassen, ohne in die Wendung hinein zu fallen, die ich dem Gespräch gab. Stolz war er nicht. Er hörte dem alten Kriminalrath und seine Delphischen Sprüche voll Ueberspannung mit großer Andacht an. Ich öfnete denn endlich meine Lippen auch und sie flossen von Weisheit über, sieh, und der junge Mensch erstaunte gar nicht; er antwortete, wie man so antwortet. Ich schien es, als müßte das so sein, daß ein Mädchen von Kunst und Wissenschaft so geläufig zu reden verstünde: Er disputirte nicht, wie sogleich die jungen Herren, die ein System gelesen haben, er wendete sich nicht an mich besonders; er wollte mich gar nicht besonders in das Gespräch hineinziehen, und eben da ich anfange die Schleusen meiner Weis-

heit aufzuziehen, zog er seine Uhr, sah, daß es Zeit war zu gehen und — gieng wirklich.

Er war blöde und dreist zu gleicher Zeit. Er war verlegen beim Hereintreten, er erhielt erst nach einigen Minuten seine Ruhe wieder. Eine kleine boshafte Frage von mir, machte ihn wiederum verlegen, aber mit einer Unbefangenheit, die weit gieng, sagte er mir ganz troken: das ist nicht so!

Mein Vater bat ihm zu Tisch. Ich legte es darauf an, daß die Gesellschaft klein sein mußte. Er kam, war still, dann brach er auf einmal wie ein Gewitter los und lärmte mit ein paar Sentenzen dazwischen. Du weißt, ich mag den leidenschaftlichen Gesprächston nicht leiden; aber hier sprach Auge, Gesicht, Stellung so sichtlich mit, daß man sah, er wollte nicht heucheln, und ließ man ihn eine Zeitlang seine schönen Sächelchen auskramen, so gelang es ihm wohl sogar, daß er meinen Vater aus seinen gewöhnlichen, ruhigen Falten brachte. Ich war zu aufmerksam auf ihn selbst, um mich durch seine Schwärmerei verleiten zu lassen. Er redete über sein Leben in seinem väterlichen Hause, über die Liebe seiner Geschwister, über die Ergießungen ihrer Herzen, als ob er Geister sähe, und nun auf einmal schwieg er, als ob er in sich versänke, und auf seinem Gesichte liefen Entzüken, Freude, Sehnsucht, Wehmuth, wie Schatten und Licht hin und wieder, noch eine ganze Zeit.

Ein junger Mensch, ein kalter boshafter Spötter, fieng an die Phantasie ein wenig durchzunehmen. Es erhob sich ein hiziges Gespräch, über die Schwärmerei, über Empfindsamkeit zwischen diesem und jenem, der eine kämpfte mit leisen Spott, Bach wie ein zürnender Gott, der verzehrende Blitze schleudert. Es war in der That ein angenehmes Schauspiel, wie der eine in der menschlichen Natur die ganze Erhabenheit des Himmels fand, und der andere dagegen den Eigennuz zum Grundtriebe des Menschen machte, und kalte Ueberlegung zum einzigen Steuer des Lebens, wie dieser mit boshaften Vergleichungen, listigen Verdrehungen, kalten Spott, und einzelnen treffenden Einfällen ihn umgieng, ihn verirrte, ihn umstrikte, und jener nun auf einmal mit den großen blitzenden Augen sich daherwarf, wie mit Zauberformeln, die man nur halb verstand, mit einem erhabenen Gleichnisse, mit einer raschen Wendung, mit einer hochrührenden Anrede an die Natur seines Gegners Sieg vereitelte, ihn zurükstürzte, sich kühn auf uns alle berief, die wir gegen ihn waren, und wir, erschüttert von den Geistererscheinungen, die er allein sah, nicht das Herz hatten ihm zu widersprechen.

Unser Spötter fühlte sich verloren. Er verwirrte den ganzen Streitpunkt mit einem tollen Einfalle, und Bach — sah ihn an, schwieg, lächelte. Nun? fragte sein Gegner, der seines Sieges gewiß war. Nichts! antwortete Bach mit einer großen Artig-

kett: ich redete im Ernſt, und Sie ſcherzen, und das hatte ich nicht gewußt. — Nun? und lieben Sie das Lachen nicht? Er ſchwieg wieder; aber mit einem Blik, in dem ſich eine Art Verachtung und Mitleiden mahlte.

Ich ſagte ihm nachher: es iſt ſeine Art ſo über alles, und bei allem zu lachen. Er ſah mich ſtarr an, und ſagte empfindlich: zu lachen, in dem Augenblik, wenn er glaubt, daß der Menſch nichts iſt als eine Blume, die abfällt und vom Winde verweht wird? Möchten Sie an dem Sterbebette der ganzen Natur lachen? am Sterbebette aller unſerer edelſten Hoffnungen? Nun, ſagte ich, das möchte wohl ſeine wahre Meinung nicht ſein. Er lächelte bitter. Meinetwegen, ſagte er: aber ich mag es nicht einmal gerne ſehen, wenn auf dem Grabe eines Menſchen jemand Poſſen treibt. Er brach ab.

Siehſt du, hier habe ich alſo einmal einen Schwärmer, der kein Handwerk aus der Schwärmerei macht, ſondern ſie als eine ſchöne Kunſt, für ſeine Kunſt hochbegeiſtert, treibt. Glaube nicht etwan, daß er einer von den Männern iſt, die ſich einbilden, jedes Herz aus einer weiblichen Bruſt mit den paar traurigen Worten, Grab, Tod, Ewigkeit, Tugend und Freundſchaft, herausziehen zu können, und die troz der großen Worte ſind wie unſer einer. Nein! nein, du kannſt tagelang mit ihm umgehen, ohne etwas von den allen zu merken. Er iſt ſo kalt, ſo

vernünftig, wie eine Schlußfolge; ergreift ihn aber dieser Geist, und das geschieht, wenn er allein ist, so steigt eine eigene Welt in seiner Brust auf, und breitet sich vor seinen Blikken aus. Die Ewigkeit ist ihre Gränze, das Grab ihr Anfang, und er lebt, der wirklichen Welt vergessend, ganz in seinen Gesichten, wie ein Prophet oder ein — Narr, sezte der Spötter hinzu. Gut, sagte ich; aber seine Narrheit, glauben Sie mir, ist gefährlicher als ihr ganzer Wiz — das hat er mit allen Narren gemein! sagte der Unverschämte. Ich verbeugte mich.

Sieh, wenn mirs gelingt, so gebiete ich bald über zwei Welten, über die wirkliche, und über die Welt eines sehr hübschen, angenehmen Schwärmers. Du sollst von mir hören.

***g.

Jezt bin ich besser bei meinem Haidehüter eingerichtet, und also öfter am Busen der Natur, und wie Kleinigkeiten den Menschen treiben, verderben und fröhlich machen. Da fehlte mir ein bequemer Stuhl, ein Schrank voll Bücher, tausend Dinge, welche alle nichts dazu beitragen die schöne Gegend reizender zu machen, und dennoch kam ich so selten dahin, eben weil diese Dinge fehlten. Ich hatte meinen Blinden dort zum Abendessen gebeten, das machte eine kleine Veranstaltung nöthig, und siehe da, ich that für ein Abendessen, was ich für die ganze

Natur nicht gethan hatte. Ich ſandte ein paar Stühle, einen Tiſch, etwas Geſchirr hinaus. Nun fand ich ein Kämmerchen, oben im Hauſe, von einer Weinranke umſchleiert, mit einer reizenden Ausſicht. Alles fand ſich was ich wünſchte, was ich tauſendmal gewünſcht hatte, und aus bloßer Trägheit nicht auszufinden wußte. Mein Zimmerchen wurde geweißt, ich ſtellte meine Bücher auf, hieng ein paar Ausſichten aus der Schweiz an die Wände, ſtellte einen Schreibtiſch ans Fenſter an die Ausſicht, und ſo war ich in vier und zwanzig Stunden eingerichtet, und mein Wirth blieb auf der Thürſchwelle ſtehen, die Müze in der Hand, und dieſe Ehrfurcht galt dem prächtigen Zimmer nicht mir.

Den andern Tag erwartete ich meinen Blinden mit einer Art von Feierlichkeit am Eingange der Birken. Er kam mit ſeiner Tochter um die beſtimmte Stunde, der Alte mit ſeiner heitern Gutherzigkeit, die Tochter etwas beſſer gekleidet, mir zu Ehren will ich hoffen, und wiederum alle Augenblike erröthend. Meine Tochter, ſagte der Alte: wollte mich heute der Leitung eines Knaben überlaſſen: aber, und dabei ſtreichelte er die Hand die ihn geführt hatte: aber nicht alſo, Hannchen, deine kindliche Hand ſoll mich leiten, bis mir der Tod die Hand reicht mich ins Grab zu führen. Er ſagte das mit einem unbeſchreiblichen Ausdruk der Zärtlichkeit. Das Mädchen faßte ſeine Hand in der ihrigen feſt, verbarg ſie mit einer ſichtlichen Heftigkeit an ihre Bruſt und beugte

ihr Geſicht über ſeine Hand; die Bewegung war ſo redend. Sie hätte nicht deutlicher ſagen können, daß ſie die väterliche Hand gegen den Angriff des Todes ſchüzen wollte. Auch fühlten wir es alle. Der Alte verſank in ſich. Die Tochter hob das Geſicht auf, ihr Auge glänzte in Thränen, ich ſtand verlohren in dem erhabenen Schauſpiel der gegenſeitigen Liebe. Es war ein Augenblik für deſſen Werth jede Sprache zu arm iſt. Wir feierten. Nach einer Minute etwa, warf der Blinde ſein Haupt an den Buſen ſeiner neben ihm ſtehenden Tochter, umfaßte ſie mit einer unausſprechlichen Inbrunſt mit einem Arm, die andere Hand hob er zum Himmel empor, und nun ſagte er mit einem Tone, der meine Seele mit dem kalten Schauer der Ewigkeit füllte, dieſe paar Verſe des Sophokles: συ μεν ἡμος ἐπιπολος ἐτι μονιμος: συ γαρ ὑπερμενεις τον γε τυφλον κηδευων. (Du allein ſorgſt für mich; du allein bleibſt bei mir, und ſorgſt für mich blinden Greis). Das Mädchen warf ſich laut ſchluchzend in ſeine Arme, als ob ſie die rührenden Verſe verſtanden hätte. Den Ton hatte ſie gewiß verſtanden.

Unſere Empfindung hatte die höchſte Höhe erreicht. Ich umfaßte den Alten; ich rief, beinahe außer mir: nein, du heiliger Greis, nicht ſie allein ſoll deine Leiterin durchs Leben ſein: ich will die zärtliche Sorge mit ihr theilen. Wir ſchlangen die Arme durcheinander. Seufzer begegneten Seufzern, Thränen miſchten ſich in Thränen. Der Haidehüter

wekte uns aus den Empfindungen des Himmels. Er flog herbei, er fragte: ist dem alten Mann nicht wohl? Er hatte uns um den Alten beschäftigt gesehen. Das brachte uns zu uns selbst.

Diese Szene hatte uns in eine Stimmung gesezt, in der man allemal der schönen, wie der großen Natur genießen sollte. Unser Alter konnte zwar nicht des köstlichen Anbliks der untergehenden Sonne genießen. Ein Nordwind jagte den diken Rauch einer Zügelbrennerei vor der Sonnenscheibe dahin. Dunkelglühend hieng sie in dem erlauchteten rothen Dampfe. Ein erhabener furchtbarer Anblik, als wenn das lezte Gericht, das Feuer der Zernichtung eine Weltkugel ergriffen hätte, und der Kern des Weltkörpers noch glühete, und ringsumher die Fluten eines glühenden Meeres, oder die glühende Atmosphäre in furchtbarer Bewegung umherrollend. Ich habe nie etwas erhabeners, nie etwas furchtbareres gesehen. Ich mag nicht die Freude an der Natur zur Schau ausstellen, so redete ich mit meinem Alten fort, die Blike auf das große Schauspiel geheftet, und obgleich das Mädchen noch nicht zehn Worte geredet hatte, so gab ihr eine einzige Bemerkung, die sie machte, meine ganze Achtung. Sie saß mit stillen, auf die Sonne gerichteten Bliken da.

Je schöner das Schauspiel wurde, desto weniger mochte ich auf des Alten Gespräch achten. Er fragte, ob etwa Jemand käme. Ich sagte ihm, daß eben die Sonne untergienge, und beschrieb ihm das

Schauspiel, so gut ich vermochte. Wie ich geendigt hatte, so sagte das Mädchen, wie von sich selbst überrascht: mir war es, als säh ich in das Gewissen eines Mörders. Der Vater fand keine Aehnlichkeit in dem Gleichnisse, und fragte, wie sie das meinte. Sie erröthete, und sagte leise: drinnen die brennende Glut und umher das gewaltige Wogen der dunkeln fliegenden Dampfwolken; das ängstliche Schweben der zerrissenen Finsterniß, durch die überall die Flamme aus dem Brandmahl hervorloderte! der Vater verstand sie nicht. Ich verstand sie. O Freund, dies Mädchen war es werth das Schauspiel gesehen zu haben. Sie hatte ein Herz dafür.

Ich habe an diesem Mädchen nichts gefunden, was sie mir interessant machen könnte, als ihre stumme Liebe zu ihrem Vater, und diese reine Bemerkung; allein wie sprechend sind diese beiden Dinge für die Reinheit und für die Energie ihres Herzens. Sie redet fast gar nicht. Ihre Bildung mag bei ihrem Vater freilich nicht vorzüglich gewesen sein. Ihre Mutter hat sie nicht gekannt. Aber was hätte nicht aus diesem Mädchen, das solch ein Herz hat, werden mögen! Ich konnte mich nicht enthalten ihr die Hand für das erhabene Gleichniß zu drüken. Sie schlug blöde und verschämt die Augen nieder, und hob sie eine lange Zeit nicht wieder, und ich ehrte ihre Blödigkeit, und redete ununterbrochen mit ihrem Vater.

Wir giengen zuſammen zurük zur Stadt, und nahmen Abſchied miteinander zufrieden.

Sehen Sie, ſo hat mich der Zufall, um mich ſchadlos zu halten, für die Langeweile der Pracht, zu ein paar Unglüklichen geworfen. Unglüklichen? und warum, weil der Mann einen abgetragenen Rok trägt? Weil — je mehr ich nachſinne darüber, deſto weniger ſcheint er mir unglüklich. Armuth? iſt der arm, der hat was er bedarf, ſogar, was er wünſcht. Nein, in der That, Sie ſollten den Alten ſehen, wie unverſtellt heiter er da ſizt: er iſt glüklich. Er fühlt entweder die Armuth nicht, oder er hat nie den Ueberfluß gekannt. Dem ſei wie ihm wolle, ich gehe zu ihm. Ach, Freund, zwei Duzend Knöpfe, die unſern Rok zieren, wenn wir nicht Thoren wären, reichten hin, Monate lang eine ſolche Familie die Freude des Ueberfluſſes fühlen zu laſſen. O es iſt unrecht ſo zu leben.

O es iſt eine unbarmherzige Rechnung, die man macht, eine ſehr unbarmherzige Rechnung. Da ſezt man ſich nieder, berechnet ſeine Einnahme, und vertheilt ſeine Ausgaben, ſo viel für den Haushalt, ſo viel für die Kleidung, ſo viel für die Geſellſchaften, ach und für die armen Unglüklichen, für die Dürftigen ſorgt nicht ein Punkt, nicht ein kleines Notabene in der Rechnung, ihnen bleibt nichts übrig als wenige Thaler nur, die der Zufall von den runden Summen übrig bleiben läßt, und auch die noch müſſen ſie erſt tauſend Zufälligkeiten überlaſſen, auch dieſe müſſen ſie

erſt durch das bittere Abfodern ſich zuzueignen ſuchen. Ach guter Himmel, die Natur hat dieſe Unglüklichen auf ihrer Rechnung ebenfalls vergeſſen: alles iſt für die Reichen auf ihrer Rechnung. Gefühlloſigkeit, iſt das einzige Geſchenk, das die Natur ihren verſtoßenen Kindern mit gab, wie viel Härte der Reichen, wie viel Grauſamkeiten mögen nicht dazu gehören, die Armen dahin zu bringen, daß er glaubt kein Recht auf die Genüſſe des Lebens zu haben, daß er die elende, kärgliche Gabe eines Reichen für Barmherzigkeit hält, deren Lohn die Freuden der Seeligkeit ſind, wie viel harte Schläge ſezt nicht die Gefühlloſigkeit des Armen voraus!

Leben Sie wohl lieber Dörner. Wir nennen den Menſchen unſern Bruder. Ach wer würde ſeinen Bruder unverſchuldet im Elende untergehen ſehen ohne zu helfen! Wie heuchleriſch iſt der Menſch. Er nennt den Unglüklichen Bruder, weil der Name nichts koſtet, und nun ſchlägt er die Hände voll Selbſtſucht zuſammen, daß er ſo menſchlich war, und während des verſinkt ſein Bruder in den Wellen des Elends. Leben Sie wohl.

***g.

Sehen Sie, ich konnte mir nicht helfen. Ich gieng zu meinem Blinden, um ihn anzubieten was mein war. Was hab ich geſehen, mein Freund! Ich hatte Mühe meinen alten Freund aufzufinden. Man

weiſt mich in die lezte Etage des kleinen Häuschens. Ich komme oben in eine dike Finſterniß. Ich höre leſen. Ich folge der Stimme, komme an eine Thüre, horche, und des Schulmanns Tochter lieſt, und lieſt Griechiſch vor, lieſt richtig, lieſt, ſo, daß ich höre, ſie verſteht was ſie lieſt. Ich ſtehe lange und horche; dann poche ich, und öfne raſch die Thüre. Das Mädchen ſprang auf, kam mir ängſtlich einen Schritt entgegen, ſich nach allen Seiten in dem kleinen Zimmer umherſehend. Ich that als ſähe ich nicht, was ſie ſo ängſtlich machte, die Verwirrung, die mehr Aermlichkeit, als Unordnung war. Ich rede meinen Alten an und gebe ihr Zeit ſich zu erholen. Der Alte war ohne die mindeſte Verlegenheit. Er ſchob einen Stuhl an ſeine Seite, und bat mich Plaz zu nehmen.

Es war ein kleines enges Zimmer, deſſen reichlichſter Hausrath Bücher waren. Ein Tiſch, ein paar Stühle, ein Vorhangsbette für den Alten, ein Spinnrad nahmen den Plaz ein. Der Alte hatte einen Schlafrok an, von allen Farben, aber doch reinlich gewaſchen, eine ſehr weiße Schlafmüze auf. Auch das Mädchen war in einem hohen Grade armſelig, aber reinlich gekleidet. Es freute mich, daß ich den Alten, der doch blind war, eben ſo rein ſah, als das Mädchen ſelbſt.

Ich ſeze mich: und nun war ich um die Art verlegen, wie ich meine Hülfe dem Alten anbieten wollte. Ich hielt es für das kürzeſte ihn auf ſeine Umſtände zu bringen. Ich that das, und ſtatt Klagen,

wie ich wünschte, erklärte mir der Alte, daß ihm nichts mangele. Meine Pension, sagte er, das Spinnrad und die Nähterei meiner Tochter geben mir alles, was ich wünsche. Was bedarf ich? sezte er mit einem freundlichen Gesicht hinzu. Ich warf meine Blike auf die Tochter, um zu sehen, ob ihr Blik nicht die Genügsamkeit ihres Vaters tadeln würde. Sie saß ruhig am Fenster, und nähete so unbesorgt, als ob das Gespräch sie gar nichts angienge. In der That fuhr der Alte fort: reicht es für alle meine Bedürfnisse zu. Dies Stübchen! Holz; ja, damit spar ich am ungernsten. Der Himmel vergebe es mir, ich mag wohl gerne wärmer sizen, als die Menschen sizen sollten. Indeß ich helfe im Winter nach, so gut ich kann. Er zeigte auf das Bett.

Großer Gott! sollte das heißen: er legte sich am Tage zu Bett? fast schien es so. Das Essen? fuhr er fort: ich weiß nicht wie mein Kind es macht; aber ich esse sogar, und oft, meine Leibgerichte, und Kleidung? Er nahm mit einem sichtlichen Vergnügen seinen Schlafrok zusammen, sogar mit einer Art Stolz, und sagte lächelnd: wie warm, wie bequem!

Gut sagte ich: die nothwendigen Bedürfnisse haben Sie, lieber genügsamer Alter; aber die Vergnügungen, und mich dünkt, einem Mann wie Sie, dürfte auch das Vergnügen ein Bedürfniß sein.

Er lächelte hell auf. Wozu Sie mich bereden möchten. Aber in der That, es ist mir Bedürfniß,

und, und — Er fieng an zu ſtoken, vor Vergnügen, vor Rührung, wie es ſchien. Ich bin ein ſehr glüklicher Vater, ſagte er mit ſtiller angenehmer Miene, beugte den Kopf zum Nachdenken vorwärts nieder, und faltete die Hände vor ſich in dem Schoße. Er ſezte ſich wie zum Genuſſe dieſes ſchönen Gedankens zurecht. Sehen Sie, fuhr er nach einer Pauſe fort: ehedem, ich haßte die Menſchen nicht; aber ich glaube ich liebte den Homer, meine alten Klaſſiker mehr, als die Menſchen. Ich war zufrieden, glüklich, aber auf eine eigene Weiſe, nicht als Menſch, ſondern als Philolog, möchte ich ſagen. Nun nahm mir der Himmel meine Augen. Wie mir der Arzt ankündigte, daß ich blind werden würde, da war mirs, ich kann Ihnen nicht ſagen wie; denn mit den Augen nahm man mir alles, alles auf der Welt. Ich wurde blind, und Gott half, that mehr als helfen, gab mehr als er mir genommen hatte, gab meiner Tochter ein kindliches Herz gegen mich, der ich gewiß nicht oft ein Vaterherz gegen ſie gezeigt hatte. Sie war damals zehn Jahre alt, ich war ſchon von der Schule. Von dem Augenblik an, war mir das Mädchen alles, alles liebſter Herr, was ſoll ich es ihnen nicht ſagen: ſie war mir Mutter, mehr als Mutter, und ſie hat noch dies Herz, das Alter und unfruchtbares Studiren verhärtet hatten, für die Menſchen gewonnen. Ich liebe jezt die Menſchen zärtlich, was wär ich, wenn meine Tochter mich nicht geliebt hätte?

Das iſt nichts, wie ich Ihnen das hier ſchreibe.

Sie hätten den alten Mann sehen müssen, wie ihm die Stimme brach, und das Herz zugleich, wie er meine Hand faßte, festhielt, sich aufhob, um mir recht zu sagen, wie sehr er das fühle, um mich recht innig in seine Empfindungen mit hinein zu führen. Sie hätten das Mädchen in ihrem Fenster müssen sizen sehen, wie sie nähete, so schnell sie konnte, die Lippen zusammendrükte, um ihre Empfindung zu unterdrüken, und wie endlich dennoch die Empfindung ihr Herr wurde, und zwei Thränenströme aus ihren Augen gewaltsam hervorbrachen, und sie heftig ihre Nätherei auf ihre Augen drükte. Das alles hätten Sie sehen müssen um die Empfindungen des allerhöchsten Mitleidens, der allerhöchsten Bewunderung nicht unnatürlich zu finden, die ich gegen Vater und Tochter empfand.

Auf einmal sagte der Alte, wie entzükt: ach! einen Wunsch hab ich, zwar eine Unmöglichkeit. Einen Wunsch! Sogleich standen die Thränen der Tochter, sie hob aus dem Tuche ihr Gesicht empor und warf einen fragenden Blik auf ihren Vater. Der Alte schwieg. Welcher Wunsch, mein Vater? fragte sie erwartend. Dich noch einmal, nur einmal zu sehen, Hannchen! dabei stand der Alte auf, und gieng mit ausgebreiteten Armen auf seine Tochter zu. Sie kam ihm eilig entgegen, und sie führte ihn sanft zurük in seinen Armstuhl mir die zärtliche Umarmung verbergend.

Ich war aufgestanden. Aus ihres Vaters Armen fiel sie in meine. Ich küßte sie nicht. Ich

drükte nur ehrfurchtsvoll dieſe wohlthätige Hand an meine Lippen. Sie zog ihre Hand zitternd zurük. Sie war beſtürzt, höchſt beſtürzt. Sie verließ ſogleich das Zimmer. Auch ich war ſo voll, daß ich gehen mußte. Ich verſprach dem Alten, ihn bald wieder zu beſuchen. Und glauben Sie nicht, daß ich Wort halten werde?

***g.

Sie werden lächeln, wenn Sie dies leſen, lieber Dörner. Ich fange an, dem Leben hier mehr Geſchmak abzugewinnen. Nicht daß ich Freude fände an den Sazteräten, Reſourzen, Klubs und ſo weiter; die ſind mir was ſie waren, noch immer unerträglich; aber doch an einzelnen Parthien ſind ich Geſchmak. Das hat ſich ſo nach und nach gemacht, ohne daß ich es gemerkt habe. Lachen Sie doch ſo viel ſie wollen. Laß ſogar Eitelkeit mit im Spiel ſein. Der Geheimerath Leiſer zeichnet mich aus. Man bittet mich oft, und in den Augenbliken, wo ich allein mit dem Manne bin, treff ich auf Spuren von Empfindung, Theilnahme und Menſchlichkeit, die ich kaum zu ahnen gewagt habe. Seine Tochter iſt in der That ein ſehr reizendes Geſchöpf, nicht das Ideal, deſſen einfache Züge die Natur und meine Phantaſie in mein Herz drükten; aber doch einfach genug um mich mein Ideal vergeſſen zu machen, wenn ich bei ihr bin. Sie verachtet die Männer, ſie geſteht das

sehr freimüthig, und sie hat nicht Unrecht. Sie ist nicht ohne Gefühl. Ich habe sie singen hören. Sagen Sie, was Sie wollen, so singt der bloße Geschmak nicht. Ich habe ein Duett mit ihr gesungen, so fest ich es mir auch vorgenommen hatte, hier in diesen Konzerten, wo die Musik nur eine Nebensache ist, die himmlische Kunst nicht zu entweihen. Sie singt einfach, ohne Prätension, ohne sich hören lassen zu wollen, und sie brachte mein ganzes Herz in Bewegung.

Seit dem bin ich öfter da, und was ich nicht glaubte, das Mädchen hat Sinne für die Einsamkeit, für die stillen Genüße einer ruhigen Häuslichkeit. Das Fremde ist zwischen uns abgefallen, und eine fröhliche, lachende Unschuld ist an die Stelle eines spottenden Leichtsinns getreten. Wie könnte auch ihr reiner, gebildeter Geist die Bahn des Glüks so grob verfehlen? Gefährlich nennt sie die Stadt. Gut; ihre Liebenswürdigkeit zog die Thoren an, und ihr Verstand fand sie unerträglich. Sie spottete der Thoren, zuweilen wohl zu ausgelassen. Aber wie soll man es anfangen, den Thoren loß zu werden? Sagen Sie selbst. Sie ist eine Spötterin: das bin ich auch. Sie züchtiget die Thoren: wer wüßte was ich thäte, wenn sie mir so zur Last fielen, wie ihr. Sie müßte selbst eine Thörin sein, wenn sie Neigung an den verliebten Gekereien fände.

Kurz, ich finde das Mädchen um vieles besser, als die Stadt sie macht. Wie gesagt, mein Ideal

iſt ſie nicht; aber ſie erſezt mir die Albernheiten, die ich hier ſonſt überall ertragen muß.

Auguſte Leiſer an Wilhelminen.

Um das Schreiben nicht zu verlernen, meine Liebe, ſchreibe ich jezt ſo viel, oder wenn du rathen kannſt, ſo rathe! Wann erhielt ich von dir ſo viel Briefe? Daß wir Mädchen doch nie ſchweigen können, wenn unſer Herz an zu klopfen fängt, und in der That klopft dies unruhige Herz jezt zuweilen mehr, als es ſollte. Nun wirf dich nur nicht mit der Heftigkeit über dieſen Brief her. Thorheiten wirſt du nicht leſen, ich mag gerne Dinge, die ernſthaft werden können, mit Beſonnenheit anfangen.

Von meinem Schwärmer iſt die Rede, und ich fürchte, es wird noch lange die Rede von ihm ſein, wenn nicht irgend eine Sylphide mir ins Spiel pfuſcht, ob ich mich gleich ſelbſt habe bequemen müſſen, ſo den ätheriſchen Schleier eines Geiſtes überzuwerfen. Denn ſieh, laß die jüngſte der Grazien ſich ſelbſt mit ihrem ſiegenden Zauber vor ihn hinpflanzen, kalt wird er an ihr vorüber gehen, wenn ſie es nicht verſteht, mit einem Trauerliede, mit einem Schauer aus der Ewigkeit, mit einem Geiſterähnlichen Schweben, halb verhüllt in dunkele Wolken, um Gräber her, mit ein paar Prophetenſprüchen ihn an ſich zu ziehen. Dieſer ſeltſame Menſch will uns nun

einmal nicht, wie wir ſind, heiter, lachend, verſtändig, beſonnen; er will etwas, was jenſeits der Menſchen-Gränze liegt, und das will er ſo unumſtößlich feſt, daß es nun einmal nicht hilft, man muß ihn fahren laſſen, oder man muß ſeine Farbe tragen. Fahren laſſen, wirſt du mit allem Stolze des weiblichen Gefühls ſagen. Liebes Kind, dieſes Geſpenſt hat ſo neben her noch allerlei Eigenſchaften, die einem das Fahrenlaſſen ein wenig ſchwer machen. So, zum Beiſpiel, er iſt ſo ſtolz, als wäre er von der Natur zu ihrem Könige beſtellt; er redet mit Geiſt, angenehm, er iſt ohne alle Eitelkeit. Ich zweifele, daß er es weiß, daß er ein ſehr hübſcher Mann iſt. Er hat ſchöne Hände, ohne ſie mir immer unter die Augen zu bringen, einen ſchönen Mund, ſehr ſchöne Zähne, und er lacht ſelten. Er hat eine edle Figur, einen feſten ſtolzen Gang, und doch ſpringt er, wenn er bei mir ſizt, nicht alle Augenblike auf, und wandert das Zimmer ein paarmal auf und ab. Er iſt feſt ohne eigenſinnig zu ſein. Ein Kind kann ihn zu etwas bereden, und doch würde der ganze Himmel, glaub ich, ihn nicht bereden etwas zu thun, was er für Unrecht hält. Tritt er unter meine Liebhaber, ſo ſtokt ſogleich ihr Geſpräch. Sie werden in ſeiner Gegenwart beſcheidener, und er iſt dennoch gutherzig wie ein Kind. Und was mehr als alles ſagen will, er iſt noch unſchuldig. Du ſollteſt den Abſcheu ſehen, mit dem er von den Ausſchweifungen der jungen Männer erzählen hört. Kurz bis auf ſeine ſeltſame Sei-

ſterſeherei, die ihn in gewiſſen Augenbliken ebenfalls kleidet, iſt er ein Mann im edelſten Sinne des Worts. Und ſo laß ich ihn nicht fahren, ſollte es auch nur ſein, nur dieſen ſeltenen Edelſtein etwas näher zu betrachten, ſollte es auch nur ſein, um zu wiſſen, wie es einem Geiſte aus einer andern Welt zuläßt, wenn er liebt.

Er war einige male bei uns. Ich horchte ihn erſt ein wenig aus; allein ich fand, daß der Mann nicht zum Aushorchen gemacht iſt. Er iſt, der er iſt. Ich fand wenigſtens, daß es ſich der Mühe verlohnt, zu ſehen, wie weit man es mit dieſem Manne bringen kann, und ſo wollte ich ihn überraſchen. Er hatte mich nie ſingen gehört. Ich beſuchte das erſte Conzert in den kleinen Zerkle. Ich wußte ihn da. Ich trat in den Saal einfach weiß gekleidet. Er ſtand nicht weit von der Thüre. Ich ſah ihn nicht, oder that ſo, und nun ſezte ich kleine Unſchuldige mich zwiſchen die beiden kleinen Reimers. Er trat nach einigen Minuten, ohne daß ich es zu merken ſchien, hinter meinem Stuhl. Ich redete mit den beiden kleinen hübſchen Mädchen, die ſehr betroffen über die Ehre waren, mich in ihrer Mitte zu ſehen, die ſchäferlichſten, unſchuldigſten Dinge von der Welt. Ein älteres Mädchen zwiſchen zwei Kindern, vorausgeſagt, die ältere iſt nicht gar zu alt und gar zu häßlich, hat immer etwas Grazienhaftes, etwas Schäferliches, etwas Anziehendes. Die beiden Kinder hiengen nun

wie Kletten an mir, küßten mir ſogar die Hände, und dafür gab ich ihnen einige Lehren, die Geld werth waren. Man fieng an zu ſpielen. In der Pauſe, erſuchte man mich um eine Arie, was ich auch wollte. Ich gieng hinauf, nahm mein Blatt, und es war meine Lieblingsarie, ſchön deklamirt.

Ich fühlte ſelbſt, daß ich nicht übel ſang. Ein paar Blike, die ich auf meinen Geiſterſeher warf, zeigten mir, daß er es fühlte. Er ſah gewiß den Saal voll Geiſter. Ich ſezte mich wieder zu meinem kleinen Mädchen. Nun bat man mich noch um ein Duett. Ich nahms an, und ſah mich nach meinem Mitſänger um, und ich erſchrak doch ein wenig, es war mein Geiſterſeher. Sieh von dieſer neuen Vollkommenheit hatte ich nicht das mindeſte gewußt.

Sie ſingen, Herr Bach? fragte ich. Ich habe eine reine Stimme, und leſe ziemlich fertig die Noten, antwortete er arglos: ohne Kunſt, werden Sie ſehen. Was die Nachtigall begeiſtert, begeiſtert auch mich.

Ein brütendes Weibchen, fragte ich ſcherzend, ich hielt ſeine Antwort für ein wenig eitel: und ein Neſt voll Junge?

Er erröthete: die Natur! ſagte er ernſt, und ich glaube ein reines Gefühl!

Und ſo wars; er hatte mir den Charakter ſeines Geſangs richtig angegeben. Er ſang ſehr rein, ſeine Stimme war tönend, voll, angenehm, und beſonders ſehr weich. Er traf ſelbſt in den größten Schwierigkeiten, die Kunſt hatte ſeinen Geſang nicht gebildet,

er war sehr einfach. Das Rezitativ sang er zu viel und deklamirte es zu wenig, und dennoch brachte er mit diesem kunstlosen Gesange aller Herzen in Bewegung. Mein Herz, liebe Wilhelmine, pochte von einer süßen Rührung, und ich hätte beinahe aufhören müssen, zu singen, weil ich nicht aufhören konnte über mein Blatt weg einen Blik auf sein Gesicht zu werfen, auf dem man gleichsam den Text zu der Arie lesen konnte. Ich war in der That überrascht durch die Sicherheit und Reinheit seines Gesanges, und ich verstehe nun, was er so arglos von seinem Singen sagte. Ich bat ihn bei mir selbst um Verzeihung, daß ich ihn der Eitelkeit beschuldigt hatte.

Ich war bezaubert von seinem Gesange, und er schien es weniger von meinem. Wer hatte nun den andern überrascht. Sieh so hat dieser Mensch, als ob er einen Plan auf mein Herz gemacht hätte, alle Tage mir eine neue Vollkommenheit zu entdeken, die ich nicht vermuthet habe. Er bläßt die Flöte meisterhaft. Ich vermuthe, daß er zeichnet, daß er schön zeichnet, und der Himmel weiß was noch alles hinter diesen Menschen stekt, und wie es meinem armen Herzen noch ergehen wird.

Ich redete mit ihm über die Musik, und könnte ich dir den Geist wiedergeben, mit dem er redete, ich würde dir unser ganzes Gespräch hieher sezen. Gott weiß, wie es der Mensch anfängt, daß er überall eine andere Welt erblikt als die wir sehen. Und wie fängt er es an, daß er mich, mich sogar in seinen Zauberkreis

hinein zieht? Du ſollteſt ſehen, wie ich da vor ihm ſtehe, beinahe mit naſſen Augen, mit einer kindiſch vertraulichen Miene, und ihm glaube, ſo lange er redet. So viel weiß ich gewiß, daß wenn ich nicht — Ich wäre, ſo wünſchte ich wenigſtens ſeine Empfindung, ſein Organ zu haben, mit dem er die Welt betrachtet. Es liegt doch in der That etwas Erhabenes, und viel Erhebendes in der Vorſtellung, daß dieſes Leben nur der erſte Pulsſchlag des menſchlichen Daſeins iſt, das alles, alles in der Natur, unſer Herz, unſere Empfindungen, der Schlag der Nachtigall, der Geſang des Menſchen, die Töne der Inſtrumente, alles, alles nichts ſind als der erſte harmoniſche Griff der ewigen Liebe, daß Aufopferungen in dem reinen Gefühl der Liebe gegen alle Geſchöpfe, daß hingeben, leiden, entbehren, vergeben, handeln und ſterben aus Liebe, der Nachklang der Harmonien der Ewigkeit in unſern Seelen ſind. Verſtehſt du das? Und dennoch ſollteſt du ihn reden hören, ſehen wie er mit dieſer zuweilen ſchauerlichen Gewißheit davon redet, ſein wirkliches Daſein mit der Begeiſterung eines Märtyrers, dafür hingiebt, du würdeſt ihn zu begreifen glauben, wie ich.

Wir haben die Sprache öfter ſchon gehört, und ſie belacht. Aber du ſollteſt ihn handeln ſehen, wie er Verhältniſſe und alles vergißt, wenn ein Menſch vor ihm ſteht! Wie er — doch beweiſt denn ein konſequentes Handeln die Richtigkeit falſcher Schlüſſe? das ſage ich mir tauſendmal, das wiederholt mir

mein Vater, so oft Bach bei uns gewesen ist. Und dennoch — sieh, sonst war ich so stolz darauf auf meine Besonnenheit, auf meine kalte ruhige Ueberlegung, auf meinen sichern Blik in die Verhältnisse des Lebens, und dieser Mensch möchte mich überreden, daß über der Vernunft noch eine andere Kraft des Menschen sei, die ihm Werth giebt in den Augen des höchsten Wesens, ein einfaches, liebendes, kindliches Herz, wie er es nennt, eine gutmüthige Schwärmerei, wie wir es nennen.

Und wiederum ist er so kalt, so besonnen, so vernünftig, daß ich — liebes Kind, ich fühle nichts, als daß mir dieser Mensch gefährlicher ist als je einer. Indeß so viele Gewalt ihm der Himmel über mein Herz geben mag, so werd ich dennoch immer Muth genug haben meinem Verstande zu folgen, oder es müßte ihm gelingen, eine Schwärmerin aus mir zu machen, die am hellen Tage Geister sieht. Meinst du das?

Auguste Leiser an Wilhelminen.

***g.

Ich soll dir jeden Posttag schreiben, meinst du? als ob ich dir so viel zu schreiben hätte! und wer weiß, ob ich nicht recht thäte ganz und gar mit dem Menschen zu brechen, der, weil ich ihn nicht wie meine übrigen Anbeter behandle, sich dieser Aus-

zeichnung überhebt, und mich beherrschen will, weil ich nicht ihn beherrsche? Aber so weit sind wir nicht! Sieh, sein Plan ist in kurzem dieser. So bald ein Mädchen so glüklich ist, sein Herz und seine Hand zu erhalten, so will er auf das Land gehen, und sich da in ein Häuschen einkerkern. Ein Spaziergang in ein Birkenwäldchen, ein Gesang zu seiner Flöte, das Vorlesen aus einem guten Buche, sollen die Freuden seiner Frau, und Wohlthaten selbst in die Häuser der Dürftigkeit gebracht, ihre Thaten sein! — und Geduld ihre Tugend! sezte ich lachend hinzu. Wir geriethen darüber in ein langes und ernsthaftes Gespräch. Ich hasse alle Uebertreibung, sagte ich troken bei dem Gemählde, was er von einem glüklichen Leben aufstellte: Das Landleben hat seine Vorzüge, aber nur für den Städter, in Frühling. Man gehe aufs Land mit der Nachtigall und verlasse es mit ihr. Ich breitete mich hier über den Genuß der Geselligkeit aus. Aber es hieß einen Mohren waschen. Wir giengen wahrscheinlich unzufrieden mit einander aus einander.

Ich liebe wahrhaftig die Rasereien der großen Welt nicht. Ich weiß wohl wie weit die ewigen Zerstreuungen der immerwährenden Gesellschaften treiben können. Mich schauerte, da ich in London in vollen Ernst eine dieser Mode-Damen von einem schönen heitern Tage sagen hörte: I wish there was no such thing as day! aber überreden soll

mich doch niemand, daß der Vickar of Wakefield mehr ist als ein Roman.

Reden diese seltsamen Menschen doch immer von der Welt, deren Freuden sie nur nicht zu genießen verstehen, als ob der Mensch, der in der Welt lebt, nothwendig ein Ungeheuer sein müßte, ohne irgend eine Tugend der Menschlichkeit und des Wohlthuns. Mich soll nur wundern, ob er dasselbe auch von mir sagen wird, wenn er erfährt — Sieh, da hat er irgendwo einen Blinden aufgestöbert, der mit seiner Tochter in den ärmlichen Umständen lebt, da sezt er sich hin, und mahlte die kleine Begebenheit mit so glänzenden Farben, daß er uns alle rührte. Er erhob die Liebe der Beiden zu einander mit einer Begeisterung, die alle Beschreibung übertrift. Und was war es mehr, als das Mädchen hat ihren Vater nicht verlassen, führt ihn selbst am Arme, spinnt und wäscht für ihn? Wohin sollte das Mädchen, wenn es auch den Alten verlassen wollte? die Nothwendigkeit, der Zufall hält die zwei Menschen zusammen, einer zu des andern Hülfe, und er ruft Wunder, er fließt von Bewunderung über.

Ich sagte ihm nichts von meinen Gedanken, was hätte es auch helfen mögen? Ich gieng meinen Vater an, sich für den Blinden zu verwenden. Ein paar Billets von meinem Vater, ein paar Worte von mir am rechten Orte, verschaften dem Alten eine Verdoppelung seiner Pension. Der Himmel weiß, wie mir die Idee kam, ich schrieb an die Tochter des Blin-

den ein paar Zeilen unleserlich, ohne Namen, machte ihr das nahe Glük bekannt, und aus einer Spielerei, schob ich das ganze Verdienst des guten Werks in räthselhaften Ausdrüken auf einen ihrer Bekannten.

Ich liebe weder den Blinden noch das Mädchen, und dennoch habe ich ihnen wohlgethan. Er würde sagen, aus Eitelkeit! und aufrichtig, er könnte es getroffen haben, aber ist dem alten armen Manne nicht eben so gut, vielleicht besser geholfen, als wenn ich mit Thränen des Mitleidens in den Augen, mit einem Herzen voll Liebe, gab was mein war, eine Kleinigkeit, und dann diese Hülflosen der Liebe der Vorsehung überliess. Was er sagen wird!

Nichts, nichts hat er gesagt. Er erzählte mir das Glük seines Freundes, wie er den Blinden nennt, sah mich scharf dabei an. Ich that ganz unschuldig. Er ergriff meine Hand, und beugte seine Lippen ehrfurchtsvoll auf sie. Ich glaube gar eine Thräne fiel dabei aus seinem Auge. Seit dem nun, drängt er sich an mich, mit einer Vertraulichkeit, mit einer Innigkeit, mit einer Ehrfurcht, daß ich lächeln muß über den gutherzigen Thoren, und dennoch ist seine Schwärmerei so ansteckend, daß ich mich zuweilen überreden möchte, Liebe gegen den Blinden hätte die Hülfe hervorgebracht, nur damit ich mich weniger schämen dürfte, wenn sein Blik meinem Herzen eine Lobrede hält. Ich bin eine Närrin, das fühle ich,

aber einſpinnen ſoll er mich nicht, um mich zu werfen, wohin er Luſt hat. Adieu!

***g.

Sein Sie unbeſorgt, lieber Dörner. Ich bin ſo ein Kind nicht, um mich von einem ſchönen Blike einfangen zu laſſen. Wozu mit einem Menſchen über ſeine Grundſäze hadern, wenn er fühlt, wenn er handelt, wie wir ſelbſt? Hören Sie. Ich erzählte bei Leiſers die Geſchichte meines Blinden, mit allem Eifer meines Mitleidens für den unglüklichen zufriedenen Greis. Die Leiſern lächelt, ſchüttelt ſo gar heimlich den Kopf. Ich breche voll Verdruß ab. Ihr Lächeln bei dieſer Erzählung ſtand mit meiner Wärme in einem ſo unangenehmen Widerſpruche, daß ich ergrimmte. Ich gieng.

Nach ein paar Tagen gehe ich zu meinem Blinden. Wie ich die Thüre öfne, wie die Tochter mich erblikt, ſo wirft ſie das Spinnrad, an dem ſie ſaß, um, und fliegt mir entgegen, mir Bliken, die voll froher Dankbarkeit glänzten, mit ausgebreiteten Armen, als wolle ſie mich umfangen. Ich ſtand erſtaunt über dieſe Heftigkeit auf der Thürſchwelle. Das Mädchen ſah mich an, ihre Arme ſanken langſam nieder, in ihr Auge gieng eine zärtliche Traurigkeit über. Sie erröthete, und auf einmal fieng ſie an zu weinen. Was iſt Ihnen liebes Kind? fragte ich. O, ſagte ſie innig betrübt, ich wollte Ihnen ſo

gern danken. In dem Augenblik kam der Alte aus der Kammer, und empfieng mich mit einem Griechischen Verse voll Dankbarkeit. Nun erfuhr ich, daß man des Alten Pension verdoppelt hatte, und daß man mich für den Wohlthäter hielt. Das Mädchen zog, wie ich leugnete, aus ihrem Busen ein Billet, und sagte leise als für sich: o gönnen Sie mir doch die Freude, daß Sie es sind, daß Sie meines Vaters Wohlthäter sind. Hier, hier steht es ja. Ich las das Billet. Es stand da so etwas. So viel ich indeß das Gegentheil versicherte, so glaubte man mir nicht, und ich mußte gehen, ohne die beiden Menschen aus ihrem Irrthum reißen zu können.

Ich las das Billet, das ich mitgenommen hatte, zu Hause noch einmal, und fand einige Aehnlichkeit mit der Hand der Mamsel Leiserin. Ich erkundige mich so heimlich wie möglich nach dem Gange der Begebenheit, und werde überzeugt, daß Auguste meine unglükliche Familie glüklich gemacht hat. Ich hätte das vielleicht auch gekonnt; glauben Sie wohl, daß ich mich anfange vor dem Mädchen zu schämen? Ich darf wohl nichts hinzusezen, um Sie mit dem Charakter dieses Mädchens auszusöhnen. Ich wenigstens fühle eine unbegränzte Achtung gegen sie, und ich wage es nicht mich in das schöne Gefühl ihrer heimlichen Wohlthat einzuschleichen, und ihr zu sagen, daß ich weiß, wie gut sie ist.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, mein blinder Freund ist jezt glüklich, und was ich seiner Tochter

hoch, ſehr hoch anrechne, ſie wendet die Summe, die ſie erhalten hat, nur für den gröſsern Genuſs ihres Vaters an. Der Alte iſt beſſer gekleidet, er ißt beſſer als vorher, und das Mädchen lebt noch gerade ſo als vorher. Ich traf ſie einigemale beim Eſſen. Der Alte aß ein kleines gutes Gericht allein, und er ſprach davon, als ob ſeine Tochter mit ihm äße. Sie wollte es auch mir verbergen, daſs es nicht ſo war: aber ſie muſs es an meinen zärtlichen Bliken, die ich auf ſie warf, geſehen haben, daſs ich ihr Geheimniſs mit ihr theilte. Den erſten Augenblik, den ich mit ihr allein war, ſagte ich ihr den Antheil, den ich an ihrer kindlichen Zärtlichkeit nahm. Sie lächte, und ſagte mit dem argloſeſten Tone von der Welt: mein Vater meint, es reicht ſo für beide, und ich laſſe ihn dabei, weil ihm das Freude macht.

Und die Zulage, fragte ich: reicht nicht für beide? Sie ſchüttelte den Kopf. Wie aber fiengen Sie es denn vorher an, Hannchen? fragte ich. Sie errö-thete, und ſagte etwas, das den Handel nicht erklärte. Mir fiel es nicht auf. Nun aber komm ich einmal, da beide nicht zu Hauſe ſind. Ich frage unten im Hauſe nach ihnen. Ich höre ſie würden bald zurük ſein. Ich ſezte mich um zu warten, und man unter-hält mich nun von den Umſtänden des Blinden.

Eine Handwerksfrau, ihre Wirthin, erzählt mir nun mit einer groſsen Geſchwäzigkeit und mit einer unverſtellten Rührung, wie das Mädchen ihren Vater unterhalten hat. Am Tage muſs ſie mehrere Stunden

dem Alten vorlesen. Sie thut das, und gewöhnt sich dabei zu striken. Die übrige Zeit pinnt und näht sie. Um zehn geht sie in die kalte Kammer. So bald der Alte schläft, steht das Mädchen wieder auf, sezt sich mit ihrer Arbeit an das Alten Bette, und arbeitet die halbe Nacht durch für die Bedürfnisse ihres Vaters. Ich begreife nur nicht sezte meine Erzählerin mit Kopfschütteln hinzu: wie es das Mädchen ausgehalten hat. Drei Stunden Schlaf ist doch zu wenig, und dabei blühet sie wie eine Rose, und ihr Vater weiß von dem allen kein Wort.

Haben Sie je etwas Erhabeners gehört? Ich kann Ihnen nicht sagen, welche stolze Empfindungen sich in meiner Brust bei dieser Erzählung erhoben. Sie blieben lange aus, die beiden, aber ich konnte nicht gehen, ich mußte dem Mädchen erst sagen, wie hoch ich sie achte, ihr erst sagen, daß diese stille, heilige verschwiegene Tugend ihres anspruchlosen Herzens das Wohlwollen in meiner Brust gegen die Menschen befestigt habe.

Ich sagte es ihr, ich erzählte dem Alten die Tugend, die Liebe seiner Tochter. Sie machte verschiedene Versuche mich zum Schweigen zu bringen. Sollte ich dem Alten die reinste Freude, die je eine Menschenbrust beseligt hat, vorenthalten. O, sagte das Mädchen betrübt: Sie haben meinem Vater seinen Schlaf verdorben! Der Alte saß da stumm, Thränen brachen aus den blinden Augen hervor. Er fieng an laut zu schluchzen. Hätte ich die genaueste

Rührung dieſer Szene vorausgeſehen, ich würde um mein ſelbſtwillen geſchwiegen haben. Mein Herz wollte brechen unter der Laſt der Empfindung, es war dem Tode vorgegriffen. Dieſe ſtolzen Empfindungen ſollten nur das Loos der Seligen im Himmel ſein, ſie zerdrüken das Herz das noch aus irrdiſchen Stoff beſteht. Ich wendete mich von dieſer Seligkeit ab. Ich ſah nicht, ich mochte es nicht ſehen, wie ſich die edle Tochter an des Vaters gebrochenes Herz warf. Ich horchte auf das Geräuſch auf der Gaſſe durch das Fenſter. Ich hörte nicht, mit welchen Worten die Tochter den himmliſchen, überirrdiſchen Schmerz des väterlichen Herzens beruhigte. In der That ich ſchämte mich, daß ich dieſe Tugend, die das Mädchen in frommer Stille, nicht entheiligt durch das Lob eigennüziger Menſchen, nicht beflekt durch Eitelkeit, wie hinter den Vorhange, der die künftige Welt bedekt, wie unter den vollendeten Geiſtern, verübt hatte, daß ich dieſe Tugend aus dem verborgenen Glanze der Ewigkeit an das dunkele Licht dieſer Welt geriſſen hatte. Und hatte ich denn nun nicht, wie ſie ſagte, ihres Vaters Schlaf verdorben? fragte er nicht noch den Tag mit zärtlicher Aengſtlichkeit, ob ſeine Tochter auch dies, auch jenes hätte? Mußte ſie ihm nicht noch in meiner Gegenwart verſprechen, ruhig ſchlafen zu gehen. Sie warf dabei ſeufzend einen Blik auf mich, als wollte ſie mir die Schuld geben, daß ſie nun nicht mehr den ſüßen Beſchäftigungen ihrer Seele nachhängen dürfte. Der Alte ver-

siegelte das Versprechen mit einer Umarmung, und kaum ließen seine Arme das Mädchen fahren, so umfaßten die meinigen sie unfreiwillig. Ich drükte das Mädchen an meinen klopfenden Busen, ihre Lippen an meinen Mund, und nach dieser Umarmung verließ ich das Zimmer so eilig, als ob ich den Werth einer Welt mit mir trüge. O ich fühle, daß ich ein ähnliches Herz habe, weil ich es wagte das Mädchen in meine Arme zu nehmen, sie an mein Herz zu drüken.

O lieber, lieber Dörner! ich möchte, o, ich möchte mit diesem Blinden, mit diesem Mädchen hinaus fliehen in eine Wüste, um den Menschen den Anblik der Tugenden zu entziehen, für die kein Tröpfchen Blut die Herzen bewegt. Da geh ich zu Leisers, die Brust so gedrängt voll von allen diesen Empfindungen, ich treffe die Leisern allein im Garten. Ich Thor, ich seze mich zu ihr in eine Laube von wilden Wein. Der Wiederschein der rothen Blätter liegt wie eine Morgenröthe auf ihrem Gesichte. Ich war in der Stimmung mich überall täuschen zu lassen. Es war ein schöner Herbsttag. Die Stille ringsum, das Gesicht des Mädchens, von dem Schein der Blätter, welche die Abendsonne noch höher färbte, röthlich, glänzend erleuchtet, die ganze Gestalt, sie war weiß gekleidet, in ein schimmerndes Rosenlicht getaucht, meine Empfindungen, die mich wie gefühllos gegen die äußern Gegenstände

gemacht hatten, alles das machte eine so seltsame Wirkung auf meine Phantasie, daß ich aller Verhältnisse vergaß. Ich sezte mich neben Augusten, ich ergriff ihre Hand, ich bedekte sie mit Küssen, denn wahrhaftig das Mädchen schien ein im Lichte des Himmels verklärter Engel. Eine mitfühlende zutrauliche Hingebung, die ich noch nie an dem Mädchen sah, machte die Täuschung noch vollkommner.

Sehen Sie, und so erzähle ich ihr meine Begebenheit mit Hannchen, noch immer unendlich entzükt über die Szene. Die Leisern lächelt. Ich sehe das nicht. Sie wird kalt, troken. Ich merke nichts. Sie lacht laut auf, und ich erstarre. So, so — wie soll ich es sagen! so lachend sagt sie: was das Mädchen thut, alle Nacht wachen, thun alle Waschweiber der Stadt, und zwar um den Preis von wenigen Groschen. Mir wars als würfe mir jemand eine Hand voll Eis den Rüken hinab. Ich weiß nicht was ich antwortete, ich fand mich erst vor meines Haidehüters Hause wieder. In mich zurükgezogen gieng ich am Abend spät zur Stadt zurük. Ich wollte das unangenehme Gefühl mit der Erinnerung an Hannchens Tugenden vertreiben; aber nein, da steht es unverrükt wie ein Gespenst. Ich denke mit einem gedrükten Gefühl an die Leisern, und wenn ich meine Empfindungen anfange abzusondern, so treffe ich mit Erschreken auch auf ein Gefühl von Scham, daß ich der Leisern etwas erzählen konnte;

das ſie für ſo wenig hält. Ach, Freund, kann denn die Kälte eines fremden Herzens das Feuer verlöſchen, das, o das fühle ich, das der Stolz der Ewigkeit ſein wird? o wir gebrechlichen Menſchen!

Auguſte Leiſer an Wilhelminen.

Ich bin übler Laune, Minchen. Dieſer Brief iſt die zehnte Arbeit die ich anfange. Mein Vater ſpöttelt. Wie ich aus dem Garten zurükkam, wo er mit mir geweſen war, er nemlich, dieſer ſeltſame Menſch, der Bach, da warf ich mich über mein Zeichenbrett, nur um mein Geſicht meinem Vater zu entziehen. Denn er lächelte ſchon ſo zweideutig, wie ich ins Zimmer trat. Es wollte nicht gehen. Mein Vater ſah die Arbeit, lächelte, nahm mir den Krayon aus der Hand, und ſagte lachend: du verdirbſt die Zeichnung, Auguſte, wenn du jezt fortfähreſt. Ich fieng an zu leſen. Er lächelte fort. Es verdroß mich, daß ich ſo kindiſch war. Ich nahm mich zuſammen. Ich fieng an zu reden. Mein Vater hörte zu mit ſeinem feinen Lächeln, und blätterte in dem Buche, in dem ich geleſen hatte. Dann nahm er das Blei, unterſtrich eine Stelle in dem Buche, machte es lachend zu, und gieng in ſein Zimmer.

Ich ſchlug das Buch auf. Die Stelle hieß: tell me, what I shall do to deſerve him, or how I shall learn to forget him; for to behold

him with indifference is impossible! Ich bewunderte die Feinheit meines Vaters, denn gerade das waren meine Gedanken. Freilich muß es nun zu einer Erklärung mit meinem Vater kommen, ich zittre vor dem Augenblike. Ich ahne was mein Vater sagen wird.

Aber kannst du auch etwas abscheulichers ersinnen? Ich size in der Sonnenlaube. Bach hatte versprochen zu kommen. Mein Mädchen hatte Befehl ihn zu mir in die Laube zu weisen. Er kommt. Auch that das Rosenlicht der Laube seine Wirkung. Mit einer alles überspringenden Vertraulichkeit sezte er sich zu mir, nahm meine Hand, mit einer Zärtlichkeit, die ich ihm verzieh, weil man diesem Menschen viel verzeihen muß. Und nun? nun erzählte er mir von der Tochter des Blinden — hab ich dir schon von *ihr* erzählt? — mit einer Zärtlichkeit, mit einer Innigkeit, über die ich gelacht haben würde, wenn nicht sein erstes Erstaunen, seine Begeisterung, mit der er sich anfangs zu mir sezte, andere Erwartungen erregt hätten. Ich wurde empfindlich. Er hörte nicht auf mir die süssen Empfindungen zu mahlen, die das Mädchen, und ihre kindliche Liebe bei ihm erregt hatten. Ich unterbrach den Strom seiner Beredsamkeit; denn ich hatte Langeweile. Ich sagte etwas, freilich etwas boshaftes. Er sprang auf, sah mich an mit einem Blike voll Gift und Erschreken, und sagte in einem Tone, der kalt sein sollte, in

dem aber die Leidenſchaft ſehr hörbar war, ein paar Verſe, die ich ihm einmal geſagt hatte: Bluſh, bluſh, who bend the child of ſorrow to the earth, who ſpurn, witt taunts, the dignity of worth! (Erröthet, erröthet ihr, die ihr den Kummervollen niederſtürzt, und mit wizigen Gift den Werth der Tugend beſudelt.) Und mit dieſen Worten verließ er mich, ohne nur ſich umzuſehen. Er gieng ſo, als wollte er nie zurükkehren, und ich ſaß da und war ſo kindiſch Thränen zu vergießen. Mein Vater hat ihn weggehen ſehen, ſagt mir mein Mädchen.

Ich ſize hier und ärgere mich über ihn und über mich, und ich wiederhole mechaniſch die Worte, die mein Vater unterſtrichen hat: was ſoll ich thun, ihn zu verdienen, oder was um ihn zu vergeſſen?

Ich habe mich meinem Vater erklärt, ich habe das Mädchen des Blinden geſehen, und ich habe meinen Geiſterſeher in ſeinem Neze gefangen. Ich bin mit meiner Morgenarbeit zufrieden. Glaube mir liebes Minchen, der Menſch hat mich mehr angezogen, als ich hoffte, daß es je ein Mann ſollte. War es ein Anfall von Eiferſucht oder gereizte Eitelkeit, genug, meine Phantaſie tummelte ſich mehr mit dem Mädchen, von dem er mit ſolcher Begeiſterung redete, umher, als mit ihm ſelbſt. Heute Morgen lächelte ich über mich ſelbſt, meine kindiſche Empfind-

ſamkeit, und meine Unbeholfenheit. Denn meine Bemerkung, die ich über das Mädchen machte, war in der That ſehr bitter. Ich warf einen langen Morgenmantel, einen dichten Schleier über, und fuhr ſpazieren. Am Thor ließ ich halten, ſtieg aus und gieng geradesweges zu der ſchönen Göttin, um zu ſehen, wie viel ich zu fürchten hatte. Man weiſt mich eine ſteile Leiter hinan. Ich poche an, man öfnet, und ich trete mit einer vertraulichen Verbeugung hinein zu dem Mädchen. Ein Vorwand meines Kommens war bald gefunden. Ich hätte gehört, daß ſie Blonden auf neu waſchen könnte. Sie verneinte, und ſo war das Geſpräch im Gange.

Und nun? o ihr Geiſter und Feen, die ihr Menſchen je verleitet habt! Ich erſtaunte, wie dieſes Mädchen nur je einen Eindruk auf einen Mann von irgend einer Bildung machen konnte. Glaube mir, er iſt ein Heuchler, der die Abſicht hat mich eiferſüchtig zu machen, der jezt über mich ins Fäuſtchen lacht. Ein junges Mädchen, deren einziger Reiz die friſche Farbe der Jugend iſt. Sie ſtand vor mir ſo herzlich verlegen, ſo ganz ohne allen Anſtand, daß ſie mein Mitleiden erregte. Sie ſchlug ſogleich das Auge ängſtlich zu Boden, ſo bald ich ſie anſah, zitterte bei jedem Worte, das ſie mir ſagte. Ich mußte beinahe laut über mich lachen, daß ich mich habe fürchten können. In der That ich rechne es ihm hoch an, daß er in dieſem räuchrichen Stübchen nur hat je eine Stundelang aushalten können.

Kurz ein zweiter Plan ſprang in meiner Seele vor. Ich that verwirrt. Ich brachte die Familie auf ihre Umſtände. Ich beklagte ihren Zuſtand, und dieſe Leute, was ihnen doch ſo nahe liegen muß, ſie verſtanden es nicht einmal ſich in ihr eigenes Verhältniß zu finden, und wäre ich nicht feſt entſchloſſen geweſen nun einmal die mitleidige, verborgene Wohlthäterin zu ſpielen, ich hätte meine Siebenſachen nicht einmal anbringen können. Das Mädchen begleitete mich vor die Thüre. Ich umarmte ſie und zugleich legte ich ihr ein kleines Paket von weiblichen Putz mit einer Rolle Geld in den Arm, und eh ſie fragen konnte, was das ſollte, war ich die Gaſſe hinab.

Sollte das Mädchen wohl fähig ſein eine Beſchreibung von mir zu machen, daß er mich darin erkennt! das hab ich mich heute ſchon hundertemal gefragt. Ich fuhr zu Hauſe. Es war mir nun nicht ſchwer mit meinem Vater zu reden. Es war mit wenig Worten abgemacht. Ich belachte meine Thorheit, obgleich mein Vater erinnerte, daß ich nicht ſo ganz mich auf mich ſelbſt verlaſſen ſollte. Das Herz, mein Kind, iſt ſo ſeltſamer Täuſchungen fähig, daß es uns tauſendmal betrogen hat, eh der Verſtand uns einmal betrügt.

Das Herz, das Herz, liebes Minchen! Mein Vater hat nicht Unrecht. Es klopft ſo laut, wenn ich an der Thüre ſchellen höre, und mir einbilde, ſeinen Gang auf den ſteinernen Stufen zu vernehmen.

***g.

Was werden Sie dazu ſagen, lieber Dörner? Wie wollen Sie das erklären? den Tag nachher, geht ſie ſelbſt zu meinem Blinden, und bringt ihm eine Rolle Geld, und dem Mädchen einige ſehr hübſche Kleidungsſtüke. Wie ſoll ich mir dieſen dunkeln Widerſpruch erklären? Ihr Mund giebt ihrem Herzen ein ſo böſes Zeugniß, und dann ſchleicht ſie verborgen, unerkannt, in eben das Haus, zu eben dem Mädchen, dem ſie ſo unbarmherzig begegnete, und thut ihm wohl. Seltſam! iſt ihr an meiner Achtung ſo wenig gelegen, und das muß es, das muß es! daß ſie mir ihre ſtillen Segnungen verbirgt? oder iſt ſie ſo ſtolz, daß ſie glaubt nur mit ihrem eigenen Herzen Rechnung machen zu dürfen? Wenn ſie den reinen Glanz ihrer Güte den unheiligen Auge eines kalten Höflings entzöge? aber mir? aber mir? Ich mag es nicht leiden, wenn ein Menſch ſeine Wohlthaten in ein gefliſſentliches Dunkel hüllt. Wozu ſoll es? die Welt bedarf der großen Beiſpiele der Wohlthätigkeit. Man will nicht eitel, nicht großpraleriſch mit dem Guten ſein, was man thut. Ich fürchte, man iſt, wenn man nicht eitel gegen Menſchen iſt, deſto eitler gegen Gott, und die Menſchen verlaſſen ſich auf die Allwiſſenheit Gottes, und auf die Geſchwäzigkeit der Menſchen, die das Dunkel ihrer Wohlthaten enthüllen. Laß deine linke Hand nicht wiſſen, was die Rechte giebt: was kann das anders heiſſen, als lege keinen Werth

auf Dinge, zu denen dich Pflicht und Neigung bringen ſollen?

Und dennoch trift dies alles die Leiſern nicht. Dieſer Ueberſpannung ihrer Empfindung iſt ſie nicht einmal fähig. Ich habe ſie oft über Wohlthun reden hören. Es iſt bei ihr nichts anders als eine Sache des Geſchmaks. Sie thut wohl, wie die Roſe duftet, ohne etwas dabei zu denken, oder zu fühlen.

Dem ſei wie ihm wolle, die Zeit wird mir ja den Charakter dieſes intereſſanten Geſchöpfes enthüllen. Da war ich bei ihr. Nicht eine Miene verrieth ſie, bis ich ihr es gerade hin zuſagte, ſie ſei bei meinem Blinden geweſen. Bin ichs? ſagte ſie lachend. Nun ja, ſezte ſie ſcherzend hinzu, wem wandelt nicht einmal eine ſeltſame Grille an? Ich habe meine Thorheiten ſo gut wie Sie die Ihrigen. So giengs nun in einem fort. Sie trieb mich wieder, und wie es ſchien, gefliſſentlich, bis zum Verdruß. Und nun geriethen wir in ein ſehr ernſthaftes Geſpräch über Menſchenwerth, Menſchenglük, und Menſchenbeſtimmung. Ich wurde warm dabei, warm, ſehr warm, weil die Gründe, die Auguſte mit einer unbeſchreiblichen, leichten Feinheit und einem glänzenden Schein von Wahrheit vortrug, jezt immer mehr Anhänger bekommen, und weil unter dieſem ſchönen organiſchen Leben das ganze moraliſche Leben des Menſchen erſtikt wird.

Man muß ſich in jedes Verhältniß zu ſtellen

wiſſen: man muß immer mit Leichtigkeit ſich jeder Lage anpaſſen! Ohne andere zu drüken, oder gedrükt zu werden, muß man geſchmeidig immer ſich ſelbſt aufrecht halten. Gleich fähig mit Anſtand zu herrſchen oder zu dienen, wo es die Lage fodert, muß man die Harmonie aller ſeiner Kräfte mit ſteter Beſonnenheit erhalten, nie der Leidenſchaft folgen, nie froſtig ſcheinen. So kann man ohne Reue, ohne Aengſtlichkeit des Lebens genießen, ſeinen eigenen Werth beſtimmen, und dieſer ruhige Genuß einer immer mäßigen Bewegung aller ſeiner Kräfte iſt der Zwek des Menſchen, wenn harmoniſcher Gebrauch der Kräfte eines Dinges der Zweck deſſelben iſt.

Sehen Sie, da haben Sie in wenig Worten das Moralſyſtem der Welt, und ein Glük wenns nicht noch ſchlimmer iſt. Lieber Himmel, ſagte ich Auguſten: des Menſchen Zwek nennen Sie das, das ſeine Beſtimmung? Nichts als die Politur ſeiner geſellſchaftlichen Tugenden. — Nun ja, war nicht der Menſch zur Geſelligkeit beſtimmt? — Nun aber, ſo hätte ein Menſch, deſſen einfache Erziehung in der Einſamkeit, ſo hätte des Blinden Tochter, Sie ſelbſt haben ſie geſehen — ſie iſt blöde, ſcheu, ſie kann von alle dem, was ſie da hergenannt haben nichts, nichts: ſo würde das Mädchen mit ſeinem edeln, vollen, brennenden Herzen, mit ſeiner Seele voll lodernder Liebe, den ganzen Zwek ſeines Daſeins verfehlt haben. — Den Lebensgenuß gewiß, fiel ſie mir ein — Welchen fragte ich: den, freilich, in einer

Gesellschaft sich ein leichtes Verhältniß zu schaffen; aber doch nicht den, den großen, einzigen Genuß, des Gefühls gewiß zu sein, für jede Welt, für den Kreis aller Tugendhaften, für das höchste Wesen selbst zu passen.

Bringen Sie das Mädchen einmal in eine große Gesellschaft, ich stehe Ihnen dafür, daß einige Augenblike kommen würden, wo sie lieber für die Erde paßte, als für den Himmel, lieber für diese Welt, als für eine andere. Wie wollen Sie die Blödigkeit anders als versteckten Egoismus, oder als Gefühl seines Unwerths erklären?

O Himmel! rief ich: Gefühl seines Unwerths? armes, armes Geschöpf, das du an der demüthigen Brust eines verstoßenen Elternpaares erzogen wurdest, in der Einsamkeit, in dem mit Lachen, und Verachtung umgebenen engen Kreise der Dürftigkeit. Ach, du lerntest die Menschen nur in den Schlägen kennen, die sie deinem Herzen gaben, du fühltest nur Liebe an dem Herzen deiner stillen, furchtsamen Eltern. Aber hohe Tugenden füllten dein stilles, furchtsames Herz, reife Kenntnisse haben heimlich deine Seele. Nun stößt dich dein Geschik in den vornehmen Kreis einer Gesellschaft; du errötthest, du stokst, du schweigst, und das soll das Gefühl deines Unwerths sein? Nein, bei Gott! es ist das Gefühl des fremden Stolzes, der übermüthigen Verachtung der Reichen und Vornehmen, es sind die Laster der Welt, vor denen du zitterst.

Auch das, liebes Freund, so werden Sie mir zugeben, daß der besser dran ist, der sich so stark fühlt, nicht davor erzittern zu dürfen? das aber mein ich: sich so zu stellen, daß man nicht drükt, daß man nie fürchten darf gedrükt zu werden.

Wenn nun aber eben das reine volle Herz sich mit dieser geschliffenen Bildung nicht verträgt, wie das reine Gold erst den Zusaz eines unedlen Metalles erleiden muß, eh es fazonnirt werden kann? Sehen Sie da zwei Menschen gegen einander über: Der eine ein wenig zurük in allen Feinheiten der Konvenienz, allein mit einem Herzen voll Kraft, mit einer Seele voll Licht; der andere ein feiner Mann in den Gesellschaften erzogen. Ihr Verhältniß stellt sie zusammen; sie passen nicht. Hundertmal mag jener diesem Blößen geben, wobei er ihm faßt. Ja, der feine Mann führt ihm die Gelegenheiten zu, sich zu ereifern, sich von der Hize wegreißen zu lassen, und er selbst braucht seinen Geist, um immer den Augenblik zu beobachten, wie der Angreifer zu scheinen, und er ist es immer. Sehen Sie, dieser Mann ist das, was Sie sagen. Er ist immer besonnen, hat immer recht, paßt beständig für sein Verhältniß, ja er bildet seine Lage zu sich selbst. Er vertreibt den andern, er stürzt ihn, da steht er lächelnd, und erzählt mitleidig noch das Geschik seines Feindes, und hat recht. Man jauchzt ihm Beifall zu. Für die Fazon hat er redlich gesorgt. Aber hat er nur der Gesellschaft Rechenschaft abzutragen, wie er seinem

Feind gestürzt hat, muß er nicht auch seinen Herzen, und in jeder stillen schlaflosen Nacht dem Gewölbe des Himmels die Frage beantworten: ob er seinen Feind gestürzt hat? Die Welt mißt die Fazon, und bezahlt sie, der Himmel aber, wie der Goldschmidt, wiegt das Gewicht, und forscht durch Umschmelzen nach dem Werthe der Handlung.

Nun hatte sie das nicht gemeint, und nun wieder jenes nicht. Dann scherzte sie, dann lachte sie laut auf, und am Ende des Streites waren wir, wo wir anfiengen: wie es gemeinhin geht. Und doch mußte ich die Feinheit bewundern, mit der sie sich auszuwinden verstand, die Unschuld, mit der sie entschlupfte, die Lebendigkeit, mit der sie mich angriff, und die unbemerkte Schnelligkeit, mit der sie das Gespräch wie einen Ball dahin warf, wohin sie wollte.

Ach; Dörner, warum hat nie ein Gefühl der Herrlichkeit des Menschen diesen Geist des Mädchens berührt! Warum umfängt dies Herz die unstäte Welle des Leichtsinns, wie das treulose Meer die Erde? warum nicht den Saum des ewigen Himmels, der wieder das Meer begränzt? Soll dieser Geist so schändlich untergehen? so frage ich mich, und berge mein Gesicht in die zitternde Hand.

***g.

Ich fühle mich angezogen von diesem reizenden Geschöpf, was soll ich Ihnen das länger läugnen?

Ich sehe, was Sie nicht glauben wollen, daß sie mich auszeichnet. Auszeichnet? ist das das Wort, das ich gebrauchen sollte? Warum nicht, lieber Börner? Es war der Weg zu ihrem Herzen, der einzige. Bei diesem seltenen Geschöpf müssen alle Leidenschaften den Weg durch den Kopf zum Herzen nehmen. Aber lassen Sie mich Ihnen meinen geheimsten Gedanken sagen: wird die Ruhe ihres Herzens nicht auch mit ihren sanften Schwingen die ewige heiße Bewegung meines Herzens mildern? Wenn ichs nun fühlte, daß mir an ihrer Seite besser ist? Wenn ichs nun fühle, und ich fühle es, daß ein Lächeln ihrer Lippen den Sturm in meiner Brust stillt; Ich hänge an dem Menschen mit zärtlicher Liebe; aber treibt nicht auch eben diese Liebe den Keim des Menschen Feindschaft hervor? Ach, ich fieng schon an den Haß gegen die Verbrechen auf den Verbrecher überzutragen; wenn nun dieses Mädchen wie ein guter Geist mich durch die Menschen führt, beständig, wie sie gewohnt ist, den Schleier der Schönen über die Menschen herzieht, den Genuß mitten unter den Verbrechen, den unschuldigen Genuß aufzufinden weiß, meinen Blik immer auf eine Zukunft hinreißt, wo der Mensch aus Geschmak aus Anstand besser geworden, mit dem Schönen das Gute vereinigt, wenn ihre Kälte die lodernde Flamme meiner Brust mäßigt, und meine Leidenschaft ihr Herz bis zum schönen Gefühl des Guten erwärmt, sagen Sie, würde ich denn nicht glüklich sein?

Und kommt es nicht auf eins? Wir sizen zusammen, lesen zusammen, zeichnen, singen, gehen, reden zusammen. Ein süßes, vereinigendes Zutrauen zieht uns immer näher zusammen. Ich kann nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein. Sie hat schon eine Stunde ungeduldig auf mich gewartet, wenn ich seit einer Stunde schon wie auf Kohlen stund, weil ich nicht zu ihr konnte. Wir empfinden dasselbe. Ich nenne es nur Zärtlichkeit, und sie nennt es Geschmak an meiner Unterhaltung. Ich würde es Liebe nennen, sie nicht. Sie würde laut lachen, wenn ich so sagte, und dennoch giebt sie mir alle Freuden der Liebe ohne eine ihrer Unruhen. Sie macht eben dadurch aus der Liebe einen sanften Genuß der Ruhe, der Zufriedenheit, der Harmonie, obwohl mein Herz manchmal mit seinen unruhigen Schlägen die wilde Unruhe der Leidenschaft zu wünschen scheint.

Ich bin so glüklich, oder vielmehr, Lieber, ich werde es sein, wenn nun endlich ihr Herz an mich nem sich öfnet, und die lang verhaltene Flamme ihrer Zärtlichkeit hervorbrechen wird. Wie eine schöne Blüte des Paradieses, wird ihre Liebe, nicht von dem Sturmwinde der Leidenschaft abgeschlagen, nicht gebrochen von dem Finger der Begierde, nein, reif wird sie von selbst, durch sich selbst abgelöst, sanft in mein Herz fallen, und mein Leben bekränzen.

Ich bin in der That besser dadurch geworden. Schon fahre ich nicht mehr so zu, was Sie so oft, so strenge an mir tadelten. Ich lerne die Menschen

ertragen, ich lerne den dunkeln Rand der Ewigkeit, an dem ich lebte, mit den Blumen des irrdiſchen Schönen beſezen, und ſo leb ich in zwei Welten zugleich. Und das alles hab ich Auguſten zu danken.

Mein Blinder, auf den Sie ſo neugierig ſind, iſt nicht darum vergeſſen. Ich ſehe ihn faſt alle Tage ein halbes Stündchen, und bleib ich einen Tag weg, ſo kommt er zu mir. Ich habe eine reine Freude, daß dieſer Alte wieder unter den Bequemlichkeiten des Lebens ſich verjüngt. Er iſt heiter, jovialiſch ſogar, und ich theile jezt ſein Herz mit ſeiner Tochter. Auf ſeine Tochter hat die Verbeſſerung der Umſtände nicht die gute Wirkung gemacht. Sie ſcheint wortloſer als je, finſter möchte ich ſagen, wenn ich nicht die Heiterkeit ſähe mit der ſie jede Frage ihres Vaters beantwortet. Das Herz des Mädchens verdient es, daß die Kleinigkeiten, die bei einem Frauenzimmer ſo wichtig ſind hervorgebildet würden. Ich ſize zuweilen ein Viertelſtündchen neben ihr, um ſie an das Reden zu gewöhnen. Aber ſo lange ſie mich nun ſchon kennt, ſo lieb ſie mich auch hat, ſo bleibt ſie immer dennoch gleich verſchloſſen gegen mich, das einzige deſſen ſie fähig iſt, ſcheint Dankbarkeit zu ſein, und ſie äußert ſie auf ihre Weiſe. Ihr Herz ſcheint zu brechen, und dann ſtürzt wie ein Blz ein Wort, oder ein Blik hervor mit aller Gewalt der Leidenſchaft, und ihr Herz ſchließt ſich wieder. Wahrhaftig eine erwachende heftigere Leidenſchaft müßte furchtbar in

diesem verschloßenen finstern Herzen wirken. Ich habe sie wollen in einige Häuser, die für sie paßten, einführen. Ich schlug es ihr vor. Sie schüttelte finster den Kopf. Ich fragte nach Gründen. Mein Vater, sagte sie: kann nicht allein bleiben. Ich schlug ihr die Zeit vor, da ihr Vater bei mir wäre. Sie sah mich groß an, und sagte: ich bin so sehr glüklich!

Sie horcht auf unser Gespräch, ohne sich hinein zu mischen, und sagt sie etwas, so hat alles den Anschein des Gewaltsamen, des Leidenschaftlichen. Sie lächelt mir entgegen, wenn ich komme, und begleitet mich, wenn ich gehe, schweigend beides, und erröthet, so oft ich ihr die Hand biete. Ganz Unrecht hat Auguste nicht; die besten Schriften haben den Kopf und das Herz dieses Mädchen gebildet, und nur die Welt kennt sie nicht, und diese Kleinigkeit wird das Mädchen vielleicht unglüklich, vielleicht gar mit ihrem Herzen unnüz machen! Sie ist, als wäre sie bestimmt, die ganze Ewigkeit durchzudenken, nie zu reden, nie zu handeln. Sie ist sich nicht genug, das macht sie finster, und versteht nicht mit andern zu leben, das wird sie menschenfeindlich oder stolz machen. Schade, schade um das Herz, das in der Dürftigkeit verlohren geht.

Auguste an Wilhelminen.

***g.

Bach, Liebe, rechnet darauf, ich soll mich ändern,

und so oft er bei mir ist, streife ich ihm eine überirrdische Hülle nach der andern ab, und was übrig bleiben wird, ist ein sehr liebenswerther Mann. Mein Vater und ich, wir beide haben ihn in die Schule genommen. Er fängt schon an sich seiner Gesichte die er sah, zu schämen. Mein Vater zwar will das noch immer nicht glauben, oder vielmehr, er möchte ihn gern ganz so kalt haben, wie er selbst ist. Aber so ein wenig von dieser raschen Empfindlichkeit mag immer für mich über bleiben. Ich will wohl damit fertig werden, denk ich. Mein Vater mag sagen was er will, so haben die Täuschungen des Herzens, wenn sie nicht übertrieben sind, ihr sehr angenehmes das immer die Wirklichkeit aufwiegt. Nein, ich mag das wohl, wenn er neben mir sizt, sein flammendes Auge an meinem hängt, wenn er sich denn ein wenig in die überirrdischen Sphären verliert. Mag er mich doch versichern, daß er mich ewig lieben werde. Wenn er aufhört mich liebenswerth zu finden, und ich bin in der That willens, den Zeitpunkt so weit hinauszuschieben, wie es möglich ist, so ist es ja Zeit genug sich freundschaftlich über die kleinen Irrthümer, zu denen das Herz führte, zu vergleichen. Und wem thut es nicht am Ende wohl, sich so werth gehalten zu sehen, daß die Ewigkeit wie ein Moment gegen die Stärke der Empfindung erscheint?

Gewiß liebe Wilhelmine, ich fange an den Jüngling sehr hoch zu halten, und troz meiner Ueberzeu-

gung von dem Kindiſchen der Liebe, kann ich doch mit einem ſüßen Herzpochen, die Stirn in die Hand legen, und die ſeltſamen Traumgeſtalten aus meinem vierzehnten Jahre zurükrufen, und kann ihnen troz meines Kopfes, noch eine Wirklichkeit zutrauen, die ſie nicht haben. Ach, das feſte innige Hängen an einem Geſchöpfe mit der ganzen Gewalt der Seele, verlaſſen die ganze Erde, auf den Flügeln eines ſtolzeren Gefühls, ſich über die Räume der Endlichkeit, über die Zeit weg, über alle Bedürfniſſe weg, zu erheben, in ſeinen Armen, an ſeinen Lippen, getrennt von allem zu leben, kann mir manchmal ſo natürlich ſcheinen, daß ich es für Unrecht halten möchte dem Zuge ſeines Herzens nicht zu folgen. Thu das, ſagt mein Vater lachend: nur verliert die Erde nicht ganz aus den Augen! Und er hat Recht.

Du meinſt nun wohl, es wäre alles arangirt? Nichts liebes Kind. Du kennſt meinen Vater. Bach liebt mich, das ſagen mir ſeine ſtummen Blike beredter als Worte es ſagen könnten. Indeß was ich erwartete iſt nicht geſchehen. Keine Erklärung, die mir nach ſeinem heißen Herzen ſo nahe ſchien. Zwar um ihn immer im Gleiſe der Beſinnung zu halten, ſprize ich, wenn die Flamme eben verzehrend hervorbrechen will, einen kalten Tropfen Scherz und Lachen hinein, und die Flamme verbirgt ſich wieder.

Ich habe ihm hundertmal geſagt, daß ich ihn liebe, ich ſage es ihm täglich, und der arme Mann weiß nicht, was er daraus machen ſoll, weil ich es

ihm mit lachenden Lippen sage; indes, liebes Kind, dir die Wahrheit zu gestehen, manchmal schlägt mir das Herz bei meinem Lachen, so ungestüm, so kindisch, so arg, daß ich nahe am Weinen bin. Ich möchte das meinem Vater nicht sagen. Nun ja doch, ich liebe ihn. Er ist ein edler Mann, ein gescheider Mann, ein geschmakvoller Mann. Ich werde als seine Frau sehr glüklich mit ihm leben. Er ist ein schöner Mann, und soll das mindere bessere an ihm, mein Herz so sehr in Bewegung bringen? In der That ich bin kindischer, als mein Vater und ich selbst dachten.

Laß doch noch einige Monate so hingehen, dann werde ich mich ruhig mit ihm hinsezen, ihm sagen, daß ich seine Frau werden will, weil ich glaubte mit ihm zusamen zu passen. Gewiß, Minchen, ich werde das über mein kindisches Herz erhalten, daß ich es ihm mit, wenn auch geborgter, Ruhe sagen kann. Soll diese große Wendung des menschlichen Geschiks, eine Verbindung auf Lebenszeit, den schwärmenden Gefühl übergeben werden, da wir Kleinigkeiten von der kalten Ueberlegung erst beurtheilen lassen. Nein, nein! und wenn dieses Herz noch zehnmal ängstlicher darnach klopfte, von den Banden, worin die Vernunft es fest hält, losgefesselt zu werden, so soll es bei diesem Handel keine Stimme haben. Es mag Amen rufen, wenn die Verbindung geschlossen ist.

Nein, Bach soll nie diese räthselhafte Begierde, diese Leidenschaft, die Romanenliebe bei mir sehen.

Er kann dann keine Prätenſionen an mir machen, wenn der erſte Rauſch der Leidenſchaft verdampft iſt. Ich will ihm meine Hand, meine Freundſchaft, mein Herz geben, weil meine Vernunft es ſo will, aber er ſoll es fühlen, daß ich mich ihm ruhig, freiwillig, voll Bedacht übergebe, und er ſoll mir für das Geſchenk danken. Seine wilde Begierde, und Leidenſchaft ſoll mich nicht in ſeine Arme gewaltſam hinſtürzen, damit er nicht meine ich ſei ſeine Gefangene, ſein Eigenthum, das nur glüklich iſt, wenn es ſein iſt. Ich will mit Würde ſeine Frau werden, und dann wenn die Bedingungen von unſerer beider Vernunft unterſiegelt ſind, dann mag mein Herz ihm die Betrügerei verrathen, dann ſchlage es an ſeinem ſo laut, ſo heftig, ſo entzükt. Er wird dann glüklicher ſein, als er dachte, und ich dann glüklich und zugleich frei.

Das iſt mein Plan. O ich wollte du ſäheſt ihn nur einmal, ach ich fühle es, dennoch werde ich zitternd ihm meine Hand geben, zitternd vor Wonne und Liebe.

---

* * * g.

Ja, lieber Dörner, ich liebe das Mädchen, ich liebe es mit allen Kräften dieſes heißen Herzens. Ihre übrigen Fragen kann ich noch nicht beantworten. Ach ich mag meine ſcheuen Blike nicht einmal dahin ſchlagen, wo Sie wollen, daß ich kalt und genau unterſuchen ſoll. Sie ſchreiben ſo zurükhal-

tend, lieber theurer Freund, Sie ſuchen nach Worten die weniger ſchmerzhaft ſagen ſollen, was Sie ſagen wollen. Aber nein, Lieber, eine Buhlerin iſt ſie nicht; denn das wollten Sie ſagen. Sie iſt eitel auf ihren Geiſt: wer wäre das nicht. Sie hält es für ihren Stolz kalt zu ſein; aber glauben Sie mir, ſie iſt es weniger als ſie es ſcheinen möchte. Sie iſt in der That ein ſehr vollkommenes Geſchöpf, ſie fühlt das, und das iſt alles. Sie ſtößt die Menſchen nicht ab, oder iſt es denn ihre Schuld, wenn ſie ſich allein, über die Menge erhaben ſieht? Glauben Sie mir, es iſt nicht Buhlerei, es iſt Grundſaz kalt zu ſein, es iſt Freigeiſterei ihres Vaters, der ſeine Jugend in Frankreich, in Paris zugebracht hat. Er will aus ſeiner Tochter eine Ninon machen, ich danke ihm dafür, daß er ihr den Geiſt Ninons gegeben hat, an meinem Herzen hoffe ich, ſoll ſie das Herz eines Menſchen erhalten.

An meinem Herzen! die Frage umgehe ich gefliſſentlich. Ich möchte ſagen, ſie liebt mich. Sie ſagt es mir ungefodert zehnmal jeden Tag, aber ſie ſagt es ſo lachend, ſo ſcherzend, wie ſie alles ſagt. Manchmal ſogar, nein ich glaube es iſt keine Täuſchung der Eitelkeit — Manchmal wenn ich eine Zeitlang mit ihr allein geweſen bin, ſo wird ihr Ton vertraulicher, ihre Miene ernſter, ihr Ausdruk gefühlvoller, ihre Blike ſehend. Ich bemerke ſogar, daß ein Kampf in ihrem Innern vorgeht, ein Kampf glauben Sie mir, zwiſchen ihrem Herzen, und ihren Grundſä-

zen. Sie betrachtet mich, als ſchiene ſie mich darauf anzuſehen, obs ich verdiene, daß ſie mir ihre Grundſäze aufopfert. Sie drükt mir die Hand, ſie ſeufzt, ſie ſcheint ſich ſelbſt auf Seufzern zu ertappen, die ſie vergebens unterdrüken will. Sie ſchweigt dann, ſie redet dann nicht mit ihrer gewöhnlichen geläufigen Schönheit. Ich dürfte ſie, glaube ich, in meine Arme drüken, und ihr Herz würde ſich öfnen, um das ſchönſte Gefühl des Lebens, das rükhaltloſe Hingeben des ganzen Herzens an ein anders Herz, aufzunehmen. Und kaum kann ich mich des in dieſen ſchönen Augenbliken enthalten.

Sie fühlt die Liebe und ſpottet ihrer. Sie hält die Ehe für eine Verbindung zweier Menſchen ſich das Leben ſo angenehm zu machen, als geſellſchaftlicher Genuß, Toleranz, und gegenſeitige Feinheit es machen können. Sie fürchtet noch immer, daß ich der Mann nicht ſein werde, der ihr das geben kann; ſie ahnt es nicht, daß ich ihr noch mehr geben werde, ſchon mehr gegeben habe, dies Herz, meine ganze ungetheilte Liebe. Sie verlangt nicht zu herrſchen, aber ſie zittert beherrſcht zu werden, und ſie bedenkt nicht, daß die Liebe, daß das allerinnigſte Vertrauen Mann und Weib zu Eins, zu einem glüklichen Weſen machen. Sie will dem Mann nicht zu viel einräumen; ach ſie ahnt es nicht, daß ſie ſchon tauſendmal mehr gegeben hat, als ſie wollte, ihre Liebe, und das ſie unnüz ihre Kräfte verſchwendet, dies ſchöne Geſtändniß ſich ſelbſt zu verbergen. Glauben

Sie mir, ihr Herz wird den Weg finden und gehen, den die Natur zu unserm Glük führt. Sie wird ihn finden, und ich werde glüklich sein.

Nein, es ist keine Buhlerei. Sie will mich nicht anziehen um mich verächtlich abzustoßen; sie weigert mir das Geständniß ihrer Liebe, um sich selbst nicht verächtlich zu werden. Sie kämpft vielleicht jezt vergeblich unter Zähren mit ihrem Herzen, und ich? ich stehe da, und betrachte lächelnd den Kampf, der meiner Eitelkeit so wohl thut. Sie werfen ihr vor, daß sie kein Vertrauen zu mir habe, und ich werfe mir tausendmal vor, daß ich nicht zu ihren Füßen sinke, ihr sage, wie ich sie liebe, und die unnatürliche Fessel zersprenge, an die ihres Vaters falsche Weisheit ihr Herz legte.

* * * g.

Sollten Sie dennoch Recht haben? O Himmel! sollten Sie dennoch Recht haben? Wäre dieses himmlische Lächeln doch nichts als eine elende Lokkung gewesen, mich anzuziehen? Der Gedanke macht mich starr! und doch scheint es so, ja es ist so! hören Sie!

Man redet Parthien ab, ohne daß ich dabei bin. Man geht auf Bälle, und sie giebt ihre Hand einem andern als mir, einem Verwandten, der ungeheuer reich ist. Sie flattert um ihn her, sie lokt ihn mit lächelnden Bliken, mit süßen Worten, mit einer zu-

vorkommenden Vertraulichkeit, und ich ſtehe da, und mein Blut erſtarrt. Dieſer reiche Vetter ſteht überall oben an. Mit einem beifälligen Lächeln betrachten Vater und Verwandte das neue Spiel, und ich darf nicht einmal klagen.

Du Thor, wird ſie mir ſagen, hab ich dir je Anſprüche auf mein Herz gegeben? Nicht, daß ſie mich jezt ſchon verächtlich verſtieße. Nein, in den Zwiſchenzeiten erinnert man ſich auch meiner. Ein ſüßes Lächeln, ein heimlicher Händedruk, hält das Nez über den betrogenen Thoren feſt, und ich erröthe vor Scham, ich kann das Nez, das ich ſehe, nicht zerreißen. Aber bei Gott, ich werde Muth genug, Ehrgefühl genug haben, nicht länger die Pupe einer Buhlerin zu ſein. Ich will das Nez zerreißen, und ſollte es mit der lezten Kraft meiner Seele geſchehen!

Ich habe mich nicht enthalten können meinen Verdruß zu äußern. Sie lächelt dazu. Sie ſagt ein paar Worte von Zutrauen. Das hilft einen Tag lang; allein wenn ich ſie wieder mit dem reichen Vetter, der in der That kein unebner Mann iſt, ſo ſichtlich, ſo unverſtellt liebäugeln ſehe, ſo vor meinen Augen, ſo — Ich wollte ich hätte das Mädchen nie geſehen.

Ach, wenn ich bei meinem Blinden bin, — und ich ſehe ihn oft, um in dem Kreiſe der Unſchuld zu vergeſſen, was ich vielleicht nie wieder vergeſſen werde — wie treu hängen dieſe Menſchen an mir,

wie ohne Rükhalt öfnen ſich mir ihre Herzen! Ich ſize bei dem Mädchen, ſehe ihrer Arbeit zu. Dann und wann bricht nur ein Wort aus ihr hervor, oder es bricht aus ihrem Herzen. Ich ſize da und ſeufze, und ein Seufzer des Mädchens beantwortet meine Trauer. Ihre Blike fallen mit einer Innigkeit, mit einer verhaltenen Innigkeit auf mich. Ach wäre jene Liebe nur wie dieſe Dankbarkeit, ich wollte dennoch meinem Geſchike danken. Und dennoch zieht mich mein Geſchik zu den Füßen eines Mädchens, das übermüthig ſeine kindiſchen Neze, lachend und ſpottend um mich her ſchlingt, und ich? nein, Dörner, es wird anders werden!

***g.

O Lieber, Lieber, was man ein Thor ſein kann. Sie werden mich verlachen, wie mich Auguſte verlachte. Dieſer Vetter, — doch ich muß Ihnen ſagen, wie das kam. Ich hatte in der That alle Urſach für Auguſtens Herz zu zittern; denn ihre Freundlichkeit mit dem Vetter, Rudolphi heißt er, überſtieg alle Gränzen. Wie ich Ihnen ſagte, ſie lachte, wenn ich ihr verſtekte Vorwürfe machte. Endlich wird mir meine Leidenſchaft zu ſtark. Ich ergreife einen Augenblik, da ich mit ihr allein war, und ſagte ihr mit einer gewaltſam erzwungenen Ruhe: Ich glaubte, liebe Auguſte, daß Ihre Empfindung gegen mich von anderer Art wäre, als ich

jezt ſehe — der Anfang iſt ſehr feierlich, fiel ſie mir lachend ein: und herzlich ſteif. Wollen Sie mir wohl ſagen, fuhr ſie fort: von welcher Art Sie ſich meine Empfindungen gegen Sie dachten?

Sie werden lachen, ſagte ich kaum an mich haltend: aber ich glaubte, Sie liebten mich.

Ihr Ton, lieber Bach, iſt heute ſehr troken. Aber Sie ſehen, ich lache nicht, denn Sie hatten ſich nicht geirrt: ich liebte Sie in der That; ich liebe Sie noch. Nur werden Sie ſich wahrſcheinlich wieder wundern, wie ein Mädchen Ihnen das ſo willig ſagen kann. Kommen Sie, lieber Bach, fuhr ſie ſcherzend fort: laſſen Sie das tragiſche Geſicht, und hören Sie. Sie lieben mich, mit allen Kräften Ihrer Seele. Keine Verſicherung darüber. Das würde unſer Geſpräch erhizen, und man muß kalt ſein, wenn man von einer Liebe redet, die mehr als ein Zeitvertreib ſein ſoll, und das hoff ich, wird unſere Liebe ſein. Auch ich liebe Sie, und — dabei legte ſie die ſchöne Hand unter ihre linke Bruſt — und gewiß ſehr ernſthaft. O Freund, Sie hätten bei dieſen Worten das ſchöne Auge ſehen ſollen, über das ſich ein leichter Schleier von dem ſchönſten Gefühl zog, troz dem wie ſie es ſagte.

Meine Liebe, fuhr ſie fort, trägt kein ſo ſchwarzes Kleid, und hat nicht Zeit und Ewigkeit unter ihren Füßen, wie die Ihrige: ſie begnügt ſich vorerſt mit dieſem Leben und trägt das leichte, gefällige Gewand der Ueberlegung, aber ſie kann es mit ihrer

Liebe in Wohlwollen aufnehmen. Also wir lieben uns jeder auf seine Weise — nein lassen Sie mich ausreden! — Ich liebe Sie allein, ausschliessend, und vielleicht — hier senkten sich ihre Blike, und sie drükte meine Hand an ihre Brust, und schwieg. Das haben Sie gewußt, und nun doch Ihr Mißtrauen. Sie verdienten, daß ich Sie nicht mit einem Familiengeheimnisse bekannt machte. Mein Vetter, Rudolphi, (ich zitterte; was war das Geheimniß?) ein junger talentvoller reicher Mann, dem nur zuweilen eine zu heiße Phantasie üble Streiche spielt, verliebt sich in ein verächtliches Geschöpf aus dem niedrigsten Stande, und erklärt zum Schreken seiner Verwandten, sehr ernstlich, das Mädchen zu heirathen.

Natürlich suchen die Verwandten das zu hindern; allein die listige Kreatur, weiß mit Thränen, mit geheuchelter Liebe, mit Großmuth sogar die Fesseln des jungen Menschen noch fester zu schlingen. Man macht dem Mädchen Anerbietungen, und die, wie natürlich, machen die Kreatur erst mit ihrer Macht bekannt. Rudolphis Mutter will verzweifeln. Ich lächelte über das verkehrte Benehmen der Verwandten, und mir entschlüpften ein paar Worte über die Art ihn zu retten. Sie können denken, wie man nun in mich drang, die Mühe zu übernehmen. Ich ließ mich bereden, und nun sehen Sie ja, wie es geht.

Der junge Mann wird hieher gebracht. Ich

flatterte um ihn her, beklage ihn, und tadele die Hartnäkigkeit seiner Verwandten, die sich seiner ewigen und so edlen Liebe entgegenstellen. So gewinne ich sein Interesse, dann sein Vertrauen, und jezt theilt er schon seine Zeit zwischen mir und seiner Geliebten, und bald, denk ich, soll er die Elende über mich vergessen haben.

Und dann fragte ich unruhig: wenn er Sie nun liebt? was denn? oder soll eine Dritte ihn wieder —

Dann, sagte sie lachend; giebt mir Bach seine Hand, und noch nie hat eine Liebe länger gedauert als die Hoffnung. Das lezte sagte sie errörhend und zärtlich. Um mir allen Verdacht zu nehmen, läßt sie mich jezt Theil nehmen an diesem Geheimniß in Gegenwart der Verwandten. Ich weiß es nicht, mir will doch zuweilen dieses Spiel (so will ich es nennen) nicht gefallen, ob ich gleich nicht begreife, wie man anders den jungen Mann von dem Mädchen losmachen könnte. Ich habe das Auguſten gesagt, sie nennt das Eifersucht, und beim Himmel! die ist es nicht. Man betrügt einen jungen edlen Mann, und vielleicht ein armes Mädchen um die schönsten Hoffnungen ihres Lebens. Doch das Mädchen soll in der That ein verächtliches Geschöpf sein, so sagen sie alle, Rudolphi allein ausgenommen. Und dennoch stehe ich da, und wünschte, daß Auguſte das Spiel nicht spielen möchte, so fein, so reizend sie es auch spielt.

Soll ich nicht mit einer Schäkerei, sagt sie, mit

einer kleinen Liſt einen edlen Mann aus den Abgrunde eines unabſehlichen Elends retten? und wenn dieſe Schäkerei, dieſe Liſt das einzige Mittel iſt ihn zu retten? was kann man darauf antworten? Sagen Sie ſelbſt, was ſoll ich darauf ſagen?

Meine Alten liebe ich noch immer, ob ſie gleich dieſe Liebe, von der meine Bruſt voll iſt, nicht zu kennen ſcheinen, ja ich fange jezt an, der Liebling der Griechiſchen Muſe zu werden. Ich leſe jezt mit meinem Blinden alle Tage eine Stunde, oft zwei die Griechen. Dagegen unterrichte ich ſeine Tochter im Franzöſiſchen, und ſo ſehr ſich der Alte aus einen gewöhnlichen Vorurtheile der alten Schulleute dagegen ſträubte, habe ich es durchgeſezt, des Mädchens willen. Wenn der Alte ſtirbt, wohin ſoll das Mädchen? Ich habe mit dem Alten ſehr ernſthaft darüber geredet. Der Greis hatte noch nie an ſeinen Tod gedacht. Dieſe Vorſtellung machte ihn für meinen Vorſchlag geſchmeidig. Er zitterte, er wurde blaß. Ja, rief er auf einmal laut, und ſchlug die Hände traurend zuſammen, und mit einem Ton, der mir durch das Herz ſchnitt, rief er die rührenden Verſe aus dem Oedip auf griechiſch: wer wird dich heirathen? Ach, niemand, meine geliebte Tochter! ohne Muttergefühl, ohne Liebe wird dein Leben verwelken. Ich that als verſtünde ich den Sinn der Verſe nicht, und ich verſtand ſie auch nicht ganz. Das Mädchen erröthete, ſie warf ihren Blik verdunkelt und zärtlich auf mich, als ob ſie ſagen wollte,

daß sie sich auf meine Hülfe verließe. Und beim Himmel, lieber Dörner, das Mädchen soll sich nicht geirrt haben, nein sie soll nicht sinken, so lange ich sie halten kann.

Ich sagte dem Mädchen das, sie schlug hocherröthend die Augen nieder, ohne ein Wort zu erwiedern, aber an dem brennenden Auge, an dem klopfenden Busen sah ich, wie dankbar sie war. Der Alte blieb in sich versenkt sizen. Er schien tief nachzudenken. Nein, sagte er auf einmal, von Wohlthaten leben erniedrigt! Er ergriff meine Hand. Ich verstehe es nicht, sagte er zärtlich: wie meinem Kinde zu helfen ist. Thun Sie was Sie für gut halten. Ich übergebe ihr Glük Ihrer Hand.

Er versank aufs neue in Träumereien, die sehr anziehend zu sein schienen, denn er lächelte bald, bald versank sein Gesicht in die Falten des Traurens. Ich wollte ihn erheitern, und schlug ihm vor, etwas Griechisches vorzulesen. Ich ergreife ein Buch. Nein, sagte der Alte, nehmen Sie das. Er zog mir eins unter seinen Kopfküssen hervor. Meine Augen sehen zwar den Inhalt nicht, und dennoch liebe ich das Buch. Meine Tochter hat es hundertmal angefangen mir vorzulesen, und nie haben wirs zu Ende gebracht. Fangen Sie an. Er hielt mir das ofne Buch her, und fieng an: τεκνον τυφλου γεροντος Αντιγονη! (Antigone, du Tochter des blinden Greises) und ich mußte fortfahren, so gern ich auch davon befreit gewesen wäre, wie ich den Anfang hörte.

Ich las. Die erſten acht Verſe ſind unendlich rührend, und paßten ſo natürlich auf den geduldigen, genügſamen blinden Greis, der vor mir ſaß, die Hand ſeiner Tochter in der ſeinigen. Seine Tochter machte verſchiedene Verſuche aufzuſtehen, aber vergebens. Er hielt ſie feſt, und ſagte endlich: ich bitte dich Hannchen, bleib heute bei mir, du weißt ja nicht, wie bald ich auch den Hain der furchtbaren Göttinnen mit dir betrete. Ich las weiter. Ich bitte Sie leſen Sie den Tod des Oedips in Sophokles nach, um zu fühlen, wie rührend unſere Situazion war. In der That, mir ſtanden die Thränen in den Augen. Wie die Stelle kommt, wo Oedip von den Athenern genöthigt wird, den heiligen Ort, wo er ſizt, zu verlaſſen, und ſie ihm ſagen, er ſoll ſich dort auf den hohen Stein ſezen, und Antigone, empfindlich, daß ein anderer ihrem blinden Vater rathen will, die rührenden Verſe ſagt: Vater deiner Tochter Geſchäft, o weh mir! iſt es, dich ſanft hinab zu führen; lege deinen ſchwachen Körper in meine treuen, liebenden Arme! Wie ich dieſe Stelle las, da lehnte ſich mein Blinder an die Bruſt ſeiner Tochter, mit ſo ſprechender Bewegung der Hingebung und der Dankbarkeit, daß ich vor Rührung kaum fortleſen konnte. Ich wollte mehrere male aufhören, der Alte ſagte: ich bitte Sie leſen Sie fort. Es tröſtet mich. Wir ſind ja glüklicher. Oedip ſtirbt. Antigone kommt, ruft: ich Unglükliche! verderbliche Nacht liegt auf meinem Auge! Werde ich nun im fremden

Lande umherirren, oder auf dem Meere, allen fremd, mein unglükliches Leben zubringen? Ach, wäre ich jammervolle zugleich mit meinem alten Vater gestorben! Ich hasse das Leben!

Das Mädchen schluchste heftig bei diesen Worten, so sehr sie sich auch Mühe gab, ihre Rührung ihrem Vater zu verbergen, der Alte umfaßte sie: Thränen drangen aus den blinden Augen hervor. Er hatte sie fest umarmt. Ich las rasch, ich wollte durch das Lesen meine Rührung betäuben. Die Stelle aber, wo Antigone ruft: wer bleibt mir Verlassenen, mir Hülflosen noch übrig? endigte das Lesen. Der blinde Alte schien alle Ideen zu verwechseln. Er hatte die Wirklichkeit vergessen, vergessen daß ich vorlas. Was dir übrig bleibt, mein geliebtes Kind? rief er mit brechender Stimme, und ließ seine Tochter fahren, und reichte mir über den Tisch beide Hände; dort, der großmüthige, edle Mann, unser Wohlthäter! Er sagte das mit einem so sichern Tone, den der höchste Glaube an eine fremde Tugend nur geben kann. Ich sprang auf, ich warf mich an des Blinden Brust, dann nahm ich das bestürzte Mädchen in meine Arme, und drükte den Kuß der Brudertreue, der Freundesliebe auf ihren Mund. Mit einer unbeschreiblichen Heftigkeit drükte sie mich in ihre Arme, und benezte mich mit ihren Thränen, die heiß die Wangen hinabrollten.

Ich selbst war in dem Irrthume, der so seltsam

die Vergangenheit mit der Gegenwart vermischte. Das Mädchen schien mir Antigonne zu sein. Wir hatten alle Dreie Mühe uns zu erholen. Von diesem Tage an begannen denn auch unsere französischen Stunden, und Sie haben in der That keinen Begriff dafür, mit welcher Leidenschaft das Mädchen diese Sprache treibt, die ihr freilich bei ihrer Kenntniß in der lateinischen Sprache leicht wird. Wir übersezen aus dem Griechischen oder dem Latein ins Französische, und umgekehrt, und ich lerne in dieser Stunde mehr als ich lehre. Auch habe ich die Freude des Mädchens Herz mit einem heitern Vertrauen angefüllt zu haben. Sie redet jezt mit mir; aber noch immer mehr bemerke ich, wie unbeschreiblich groß die Gefühle dieses Herzens sind. Alles ist oder wird Leidenschaft bei diesem Mädchen. Sie hoft auf mein Kommen mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht, und trete ich in die Thüre, so ists als ob ich tausend Jahre von ihr getrennt gewesen wäre, solche Blike wirft sie auf mich, so fliegt sie mir entgegen, so zittert sie, wenn sie mir die Hand giebt.

Ich lese den Räynal mit ihr. Sie weiß in der That unendlich wenig von der Welt, die sie umgiebt, und es ist mir ein theures Vergnügen diesen von einer Seite her noch ganz unangebauten Verstand zu bilden. Ihre Ausbrüche der Verwunderung, des Erstaunens, des Mitleidens, des Abscheues sind alle leidenschaftlich stark wie die Natur, deren Kind sie ist.

Sie ſchauert bei den Abſcheulichkeiten, die Räynal erzählt, will ſie nicht glauben, und wenn ich ſie beſtätige, ſo ſagt ſie mit ſtarren Blikeñ, mit zitternder Stimme, mit einem Auge voll unendlichen Abſcheues, irgend ein paar Worte, die den edelſten tiefſten Unwillen gegen die Laſter der Menſchen zeigen.

Sie ſehen wie ich Ihrem Verlangen gehorche, Ihnen recht viel von der Familie des Blinden zu ſchreiben, von der Sie glaubten, daß ich ſie vernachläßigte. Nein, lieber Dörner, ſo gern ich bei Auguſten bin, ſo werde ich dennoch nie die Klagen der Unglüklichen über die Seufzer der Liebe verhören. Ich bin glüklich, aber das giebt meinem Mitleiden eine Kraft mehr; ich drüke jezt den Unglüklichen deſto feſter an mein Herz, das von den Schlägen des Geſchiks verſchont bleibt. Ich bin glüklich; aber ich theile mein Glük mit den Unglüklichen, und ſo bin ich des Geſchiks werth von Auguſten geliebt zu werden.

---

* * * g.

O Dörner, Dörner, in welchem wunderbaren Abgrunde bin ich gefangen. Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich nehmen ſoll! Mißverſtändniſſe, die Schwäche des menſchlichen Herzens, der Leichtſinn haben ein ſchönes Herz gebrochen, und ich ſtehe da, betrachte den jammervollen Anblik und kann nicht helfen, kaum tröſten.

Ich habe Ihnen ja Rudolphis Begebenheit er-

zählt. O während wir glaubten, daß alles beſſer gienge, als wir es je gehofft hatten, während wir uns zu unſerer Weisheit Glük wünſchten, warf das Schikſal den leichten Plan, den wir belächelten, mit zerſchmetternder Schwere auf das Herz eines unſchuldigen Geſchöpfs, und zerdrükte es. Was ſind wir Menſchen.

Sehen Sie es gieng alles gut. Auguſte zog ſich nach und nach von Rudolphi bis auf die Gränze einer vertraulichen Freundſchaft zurük, ohne dadurch ihrem Plan zu ſchaden. Rudolphi hatte Auguſten geſehen, und er hörte auf das Mädchen, dem er ſeine Hand verſprochen hatte, zu lieben. Auguſten gelang es auch ſeine Vernunft von ſeiner Thorheit zu überzeugen, da ſie ſein Herz davon überzeugt hatte. Aber dennoch blieb eine ſtille Trauer bei dem jungen Manne zurük, die ſelbſt Auguſte mit ihrem Lächeln nicht überwinden konnte. Auguſte ſchien die Urſache derſelben zu wiſſen, ſie ſpottete Rudolphis.

Wir drei ſind allein. Auguſte ſpielt und ſingt. Wir beiden ſizen neben ihr. Rudolphi die Stirn in die Hand geſtüzt. Auf einmal ſpringt er auf. Nein, ruft er: ich kann nicht: Sie ſah ſich lächelnd nach ihm um, und nun ſang ſie mit einer ſo komiſch tragiſchen Stimme, daß ſelbſt Rudolphi auflachte, ein Recitativ, worin ſie des armen Rudolphi Empfindelei durch nahm. Eine Wendung darin mißfiel mir. Sie ſang: vor Liebe wird ſie ſterben! Ich hörte nun, daß

es auf Rudolphis Geliebte und seinen Kummer gehen sollte. Aber Auguste, sagte ich: verlangen Sie, wenn er das glaubt, daß er ruhig sein soll. Sie wollte ausbeugen; aber selbst Rudolphi trat heran, und vertheidigte seine Empfindungen.

Auguste schien in Verlegenheit zu gerathen, und mit einer Art von Empfindlichkeit erklärte sie, daß er freilich dem Mädchen eine Genugthuung schuldig sei. Rudolphi seufzte. Sie sind ein Thor, sagte Auguste, glauben Sie mir, daß eine Pension von etwa hundert und funfzig Thaler des Mädchens kühnste Wünsche übertreffen werden. Aber so lange das Mädchen Sie selbst zu fischen hoffen kann, so lange wird sie sich freilich weigern. Sein Sie kein Kind, Rudolphi, weil Sie eins gewesen sind. Schreiben Sie das dem Mädchen selbst; denn Ihren Verwandten glaubt sie nicht. Eigentlich sollten Sie ihr das selbst sagen, Sie würden dann sehen, daß ich Recht habe — das allein kann ich nicht, antwortete Rudolphi: ich habe sie verlassen, weil ich sehe, daß diese Verbindung unschiklich war; aber ihr das selbst sagen? das kann ich nicht.

Auguste brach das Gespräch ab. Rudolphi und ich giengen zu Hause. Unterwegs hob er wieder davon an, und nun erbot ich mich, sein Unterhändler bei dem Mädchen zu sein, was er auch annahm, und gern annahm. Mit Achselzuken gestand er, daß die Anerbietungen seiner Verwandten zum mindesten immer den Stolz des Mädchens hätten verwunden

müssen. Sie werden, sagte er mit einem Händedruk: sanfter mit diesem Herzen umgehen. Ich fragte nach der Summe, die ich bieten könnte. O, sagte er empfindlich: bieten Sie so viel Sie wollen. Es ist mir nicht eingefallen mit dem Mädchen zu handeln. Sie soll glüklich sein, das will ich. Nur machen Sie Augustien nicht mit der Summe bekannt, die sie erhält.

Er sagte mir die Wohnung des Mädchens und am andern Morgen gehe ich zu ihr. Das Mädchen lebt bei einer Verwandte, der Wittwe eines Schreibers. Ich poche an, öfne, immer in der Meinung, welch ein leichtes Spiel ich hier mit diesem gemeinen Mädchen haben werde, und erstaune, da mir eine edse Figur entgegen tritt, und mit einer schönen Stimme frägt, was mein Begehr ist. Sie war nicht schön! aber ihr Gesicht war höchst interessant, ein edles Gesicht. Ich fand nur einen sehr leichten Schleier von Kummer über das Gesicht gebreitet. Indeß die üble Meinung, die ich von ihr hatte, erhielt mich kalt und mißtrauisch. Ich sezte mich und sagte ihr, daß mich ein Geschäft, das sie sehr interessire, zu ihr bringe. Sie schlug einen Blik unter dem Spiegel, ich folgte ihrem Blike, und sah Rudolphis Portrait sehr ähnlich da hängen. Sie errieth mich also.

Eben dieser Mann da, sagte ich auf das Portrait zeigend: hat mir den Auftrag gegeben, mit Ihnen zu reden.

Mein Herr, sagte sie in großer Bewegung aufstehend: dieser Mann hat mir nur ein einziges Wort zu sagen, und das einzige Wort kann er nur selbst mir sagen, und kann er das nicht sagen, so kann er mir nichts sagen lassen, was ich denn nicht schon wüßte. Ich begreife überall nicht, warum er ein Verhältniß bekannt macht, was, wenigstens für ihn, besser unbekannt geblieben wäre. Verzeihen Sie mir, sezte sie mit einer artigen Verbeugung hinzu: daß ich Sie bitten muß, darüber zu schweigen.

Sie können, liebe Mamsel, ein Recht haben zu schweigen, aber mich dünkt, Herr Rudolphi hat ein eben so heiliges Recht auf irgend eine Weise Ihnen zu zeigen, daß nur Umstände ihn zwingen konnten, seine Versprechungen zu brechen, ohne die bessern Empfindungen der Freundschaft darum aufzugeben.

Sie lächelte. Wenn es denn das ist, soll dies eine Versicherung seiner freundschaftlichen Empfindungen für mich sein, so — die nehm ich mit Zufriedenheit auf. Sagen Sie ihm, daß ich ihm dafür dankte. Ich fürchtete, mein Herr, daß auch Sie — seine Verwandten haben mir Anträge thun lassen, die mir weh thaten, die in der That nicht freundschaftlich waren.

Die aber, fiel ich ein: die Klugheit vielleicht rieth anzunehmen, wenn Sie anders überzeugt sind, daß die Verbindung zwischen Ihnen Beiden völlig aufgehoben ist. Ich betrachtete sie fest.

Das bin ich, sagte sie ernst: und ist es etwa

das, was man fürchtet, so haben Sie die Güte, und versichern Sie Herrn Rudolphi, daß ich es bin, und daß ich ihn sehr freimüthig seines gegebenen Worts entließe. Sie verbeugte sich.

Und den Rath der Klugheit, liebe Mamsel? Sie können als Schuldigkeit fodern, was man Ihnen anbietet.

Was räth die Klugheit nicht? (ein wenig bitter sagte sie das). Die Klugheit rieth mir, hat mir oft aus den Lippen dieser Frau, (sie zeigte auf ihre Verwandte, die ruhig da saß und arbeitete) gerathen, eine Verbindung mit Herrn Rudolphi, die so ungleich war, zu vermeiden; mein Herz rieth anders. Ich folgte dem Herzen, und befand mich wohl dabei, und befinde mich jezt noch wohl dabei. Die Klugheit kann nehmen, aber nicht genießen, und sie thut wohl, wenn sie dem Herzen nicht ganz widersteht. O mein Herr, sagte sie nun lebhaft: lassen Sie uns nicht länger darüber streiten. Ich glaube ich kann mich hiebei auf Ihr eigenes Gefühl berufen. Würden Sie in einem ähnlichen Falle Gold für einen Ersaz des Herzens halten? Sie sah mich fragend an.

Ich wußte nicht, was ich anders antworten konnte als nein. Ich schwieg, und was gewöhnlich geschieht, wenn man etwas anders findet, als was man erwartet hat, ich wurde verlegen. Und was soll ich Herrn Rudolphi antworten? fragte ich, und ergriff mit einer Bewegung der Achtung und des Mitleidens ihre Hand. Die Wahrheit, sagte sie

lächelnd: daß ich ruhig bin, daß ich ihm aufrichtig Glük wünsche zu jeder andern Verbindung, daß er meinetwegen unbesorgt sein möge.

Ich schüttelte den Kopf: ja sagte ich, Sie sind ruhig, aber man glaubt von Ihnen, daß Sie nichts weniger thun würden als Ihre Ansprüche auf Herrn Rudolphis Hand aufgeben; man glaubt, daß Ihre Liebe leidenschaftlich wäre. Selbst Rudolphi —

Glaubt er das? sagte sie mit einem halben Seufzer. Sie war oder schien sehr bewegt. Ich schloß das aber mehr aus den Bliken des Mitleidens, womit ihre Verwandte sie betrachtete, als aus ihrem Benehmen. Einige rasche Bewegungen, die sie machte, zeigten mir, daß sie sich Gewalt anthat. Ich glaube, fieng sie mit einer scherzenden Stimme an, die mir aber gewaltsam schien, ich glaube, ich thue nicht übel dran ihn zu vergessen. Es kann ja nicht anders sein. Sie wandte sich bei den Worten von mir ab, eine Thräne abzutroknen, glaub ich; denn sie fuhr mit der Hand nach dem Gesichte. Sie wandte sich sogleich wieder zu mir.

O es sollte anders sein, liebe Mamsel, rief ich, und nahm ihre Hand. Das Mitleiden entriß mir die Worte. Schnell brachen Thränen aus den Augen des Mädchens. Sie konnte sie mir nicht verbergen, weil ich ihre Hand hielt. Die andere Hand legte sie vor ihre Augen. Sie mußte mir die Theilnahme ansehen. Mit einer gar nicht weinenden Stimme sagte sie: wir rühren uns, mein Herr, und, verzeihen

Sie, daß ich Sie bitten muß, von etwas anderm zu reden. Schweigen iſt die einzige Tugend und auch die einzige Hülfe bei ſo etwas. Ihren Namen, mein Herr, haben Sie noch nicht genannt, und ich möchte doch den Namen des Mannes wiſſen, der mein Gefühl zu ſchonen mitleidig genug war.

Ich nannte ihr meinen Namen, und von ganzem Herzen bot ich ihr meine Unterſtüzung an. Sie verſtand mich unrecht. Sie ſind ſehr gütig, ſagte ſie: aber ich bedarf wahrhaftig keiner Unterſtüzung. Ich ſagte ihr, daß ich noch nicht ihre Verbindung mit Rudolphi verloren glaubte. Mit großer Lebhaftigkeit fiel ſie mir ein: ja, die iſt zerriſſen: Mitleiden und Redlichkeit könnten ſie wieder anknüpfen, und dann verdiente ich Mitleiden, dann verdiente ich Bedauern, wenn ich das trüge. Nein, die Verbindung iſt zerriſſen, und bleibt zerriſſen, und ich werde vergeſſen, wie er vergaß. Sie ſagte das weinend.

Manche Herzen, ſagte ich mich vergeſſend: manche Herzen, Liebe, Gute, vergeſſen nie.

O mein Herr, rief ſie ſchmerzlich: daran ſollte mich nur mein Herz erinnern. Sie faltete die Hände und gieng ſehr bewegt das Zimmer ein paar mal auf und ab. Sie verbeugte ſich und gieng in ein Nebenzimmer. Ich konnte nicht gehen. Ich fieng ſogleich mit der Verwandtin ein Geſpräch an, die ſich mir leiſe und mit einem geheimnißvollen Geſicht näherte. Lieber Herr, ſagte ſie leiſe und heimlich: dieſe Begebenheit wird uns noch alle tödten. Ach, wenn

Sie, wenn Sie das liebe unglükliche Mädchen retten könnten — In dem Augenblik, öfnete ſich die Thür wieder, und das Mädchen trat herein. Sie warf einen unruhigen Blik auf uns. Sie legte ihre Hand auf meinen Arm, und ſagte ſehr feſt: noch einmal gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß unſere Verbindung zerriſſen iſt. Meine Mutter will das nicht glauben, und ſie hat ſich das Recht erworben das zu ſagen, ſo weh es mir auch thut. Von einem Fremden, mein Herr, würde es nichts als Grauſamkeit ſein, daſſelbe zu ſagen. Sie haben mir Mitleiden gezeigt, aber ich verſichere Sie, das Schweigen von der ganzen Begebenheit iſt das Mitleiden, deſſen ich ſehr bedarf. Ich habe Ihnen meine Schwäche nicht ganz verhehlt, wie ich wollte; aber eben darum könnte ich Ihnen nun ſchwächer ſcheinen, als ich wirklich bin. Aber glauben Sie mir, das würde mein gröſtes Unglük ſein, wenn Rudolphi mir ſeine Hand aus Mitleiden, oder rükkehrender Leidenſchaft böte, weil ich feſt entſchloſſen bin, ſie auszuſchlagen. Sie verbeugte ſich ſehr freundlich.

Ich wollte noch nicht gehen. Ich wollte noch einen Verſuch machen; aber ſie ſagte bittend, daß ſie ſich erholen müßte. Ich gieng, ſie begleitete mich an die Thüre. Da ſagte ſie: Ihr Beſuch hat, ſo ſehr ich Ihnen dafür danken ſollte, manche Wunde wieder aufgeriſſen. Darf ich Sie bitten, ſo lange Ihren Beſuch nicht zu wiederholen, bis ich im Stande ſein werde, Ihnen dafür danken zu können.

Und ſo hatte ich denn meinen Abſchied, auf im-

mer! Auf immer? das verhüte Gott! die Unglükliche. Wie würde Auguste zittern, wenn sie das Mädchen kennte! Ich fürchte mich ihr etwas davon zu sagen. Soll ich Rudolphi etwas sagen? oder soll ich schweigen? wie es das Mädchen zu wünschen schien. Ich bin in der That in großer Verlegenheit. Das einzige, was ich gewiß weiß, ist das, ich werde das Mädchen nie verlassen; ihre ist alles was ich bin, was ich vermag, und nie wußte ich mehr, wie wenig das alles ist was ich bin, was ich vermag, als bei dieser edel stolzen Seele, die ihr Leiden mit einem Muthe trägt, mit dem Tausende das Glük nicht tragen.

***g.

Ich bin unmuthig, ich size und ärgere mich. Wahrhaftig ich möchte Rudolphin nicht bereden, selbst wenn ich könnte, dem Mädchen seine Hand zu geben; denn ein Mann, der einmal aufhören konnte das Mädchen zu lieben, hat sie wohl nie geliebt; es würde die Frage sein, ob Rudolphi dies Herz je glüklich machen kann. Ich habe Rudolphi nur im Allgemeinen gesagt, daß das Mädchen beruhigt sei, und der Pfeil in ihrer Seele hat ihre Seele gewiß nicht niedergedrükt, er hat sie gehoben. Laßt den kalten Menschen seine Leiden Unglük nennen; er hat Recht dazu. Seine Armuth macht ihn unthätig, die Verachtung anderer erfüllt sein eigenes Herz mit Verachtung gegen sich selbst, die Betrügerei seines

Freundes, ſagt ihm, er hat ſie verdient: aber um den Leidenskelch der Edlen windet die Ewigkeit die Blüten der beſſern Hoffnung, die Thräne der Edeln fällt nicht in den Staub, ſie ſteigt zur Ewigkeit empor. Wenn Menſchen ihn verlaſſen, betrügen, ſo umgeben ihn höhere Weſen, mit Freundſchaft, Liebe und Vertrauen. Ach, der unglükliche Böſewicht würde dem Tugendhaften ſeine Thränen beneiden, wenn er wüßte, zu welcher Wolluſt die Unſchuld den Kummer macht. Nein! meine Hand ſoll das zerriſſene Band zwiſchen den beiden Menſchen nicht wieder knüpfen; aber gerecht will ich nur ſein, und auch das ſoll man nicht.

Rudolphi hatte Auguſten geſagt, daß er mir den Auftrag gegeben, ſeine Handel zu endigen. Ich komme, und Auguſte frägt mich in Rudolphis Gegenwart, wie es ſtände. Wie geſagt, ich ſage Rudolphi, daß ſeine Geliebte alle Anſprüche auf ſeine Hand zurükgäbe, und daß ich das Mädchen ruhig gefunden hätte, und laſſe mich weiter auf kein Detail ein.

Ich blieb mit Auguſten allein. Nun? hob ſie wieder an: es war nicht alles was Sie über das Mädchen zu ſagen hatten. Ich ſchwieg auch hier noch; denn Auguſte hat ein Vorurtheil gegen ſie, und man vertheidigt nichts heftiger als ſeine Vorurtheile, weil ſie den Vorwurf eines böſen Willens geben. Auguſte redet aufs neue von Liſt, Buhlerei des Mädchens, von ihrer Plumpheit. Ich konnte nicht ſchweigen. Ich legte ihr meine Finger auf ihre Lippen

und sagte scherzend: diese Lippen, Auguste, sind niemals ungerechter gewesen als jezt. Das zwang mich zu einer Erklärung, und die Erklärung verwikelte mich mit Augusten in einen Streit, bei dem ich in der That sehr leiden mußte.

Sie sagte mir gerade auf den Kopf zu, daß ich mich muthwillig geirrt hätte. Ich erzählte meine Unterredung mit dem Mädchen, so wie ich sie Ihnen erzählt habe; das waren denn Schauspielerkünste, List. Sie verlachte mich, daß ich mich hatte so grob anführen lassen. Kurz, Auguste hatte ein Vorurtheil zu vertheidigen. Ihr Vater überraschte uns in der größten Hize des Gesprächs. Auguste trug ihm sogleich den Streitpunkt vor. Er lächelte, er meinte, ich könnte wohl Recht haben, indeß sei die Verbindung unschiklich, unvortheilhaft, und was weiß ich, was sie alles noch sein sollte. Das führte uns in einen neuen Streit, den ich aber sehr schnell endigte. Denn was läßt sich streiten gegen einen Mann, der das Herz mit allen seinen Kräften für nichts als für das Seilwerk, als für die Rollen und die Schrauben hält, die nach mechanischen Gesezen bewegt werden, um die Theaterdekorazionen des menschlichen Lebens dem Anblike des Zuschauers und des Spielers angenehm zu machen.

O weh, weh, mein Freund, da stehen die unbarmherzigen Zergliederer des menschlichen Herzens, da finden sie, wie die Sinne, wie der Eigennuz, der Ehrgeiz, wie die Phantasie das Herz des Men-

schen in Bewegung sezen, da grübeln sie an einer Handlung so lange, bis sie einen geheimen Eigennuz herausfinden, aus dem die Handlung sich herleiten läßt, und denn rufen sie mit verachtender Kälte die neugierigen Zuschauer und sagen: seht da, da sind die elenden Hebel, Rollen, Seile, Schrauben und Faden des menschlichen Herzens, dessen Urbewegung ihr in der Hand der göttlichen Heiligkeit suchtet. Diese Menschen, lieber Dörner, diese sind es, die alle Moral zerstören, indem sie das Deus est in nobis ableugnen, für jede Empfindung eine Fleischfaser in Bewegung sezen, die das menschliche Leben, zu einer Schaubühne, und der Allergöttlichste in uns, den moralischen Instinkt zu einem Schraubenwerke machen: die Bühne zu verändern.

Da zimmern sie Weltsisteme gerade wie ihre Anthropologien, lenken die Welten mit anziehender und abstoßender Kraft, geben Leben und Gedeihen nach dem mechanischen Gesezen der Bewegung und der Materie. Sie erstaunen selbst, daß sie die Räder, welche die Schöpfung in Bewegung sezen, erfunden haben; sie vergessen über die mechanischen Gesezе das Gesez der ewigen Liebe, der höchsten Vernunft, zwischen deren erhabenen, ewigen Rädern und Hebeln der elende Mechanismus schwirrt, sie zerstören die moralische Welt, weil sie eine sinnliche Ordnung erblikken. Nie hab ich ohne Grausen die lästernden Worte hören können, die jener verwegene Mechaniker sagte: gebt mir einen Stand äusser der Erde,

ich will die Erde in ihrem Laufe aufhalten! Er machte die Welt zu einem Uhrwerke; der Mensch sieht mit Erstaunen das Drehwerk der Maschine, und er sinkt in den Abgrund der Schande und der Verzweifelung, weil er selbst nichts ist als ein Fädchen, der Theil eines Fädchens, der zerreißt um einem andern Faden, den er hervorbringen mußte, Plaz zu machen.

Die Thränen des Mädchens sind nichts. Mein Gott, sagt man: sie wird vergessen! warum schlug sie ihr Auge auf einen Mann, der reich war? Man stirbt nicht vor Liebe! Sehen Sie, so sagt man, so sagt selbst Auguste, zwar mit Blikken, die das Gegentheil sagen; aber dennoch sagt sie es. Anstand ist das Wort, das man kühn in der Welt für das Wort Moral einführen könnte. Anstand! Ich würde verzweifeln, wenn mich Auguste nicht liebte; denn ihr Vater giebt sich alle Mühe den fruchtbaren Boden ihres Herzens zu versanden. Ich stehe wie ihr guter Genius vor ihr, und vertheidige das Paradies gegen die Angriffe des bösen Geistes. Nein, Auguste ist nicht ohne Gefühl. Es darf nur gewekt werden. Alle die Tugenden, die ein Herz zieren, alle die bessern Tugenden einer moralischen Welt liegen auf dem Grunde ihres Herzens, schlummernd zwar; aber ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde sie erweken. Das Uhrwerk wird vor ihren Augen zusammen stürzen, und der Tempel der ewigen Liebe wird da stehen, und Auguste wird niederfallen vor dem Anblik des Ewigen und anbeten!

***g.

Die Sandern, so heist Rudolphis ehemalige Geliebte, ist wahrhaftig ein sehr edles Geschöpf. Sehen Sie, da wirkte dennoch das Gift nach. Es fiel mir zur Unzeit ein, daß auch Sie mir wohl den Vorwurf gemacht haben, daß ich mich von einer Thräne zu schnell bestechen liesse. Das fiel mir ein; zugleich auch, könnte das Mädchen nicht eine verschmizte Heuchlerin sein? Auguste muß doch mancherlei von ihr gehört haben, wie leicht wirft nicht eine unglükliche Buhlerin die Larve der Unschuld vor? das alles fiel mir bei, und ich entschloß mich, das Mädchen zu beobachten. Ich erkundige mich durch die dritte Hand bei ihren Hausgenossen, Nachbaren, und dann einigen Bekannten, die sie hat, und ich höre nichts als Gutes. Kurz und gut, ich gehe wieder zu ihr.

Ich traf sie allein. Mein Besuch sezte sie in Verlegenheit, ich sagte ihr sehr aufrichtig, daß ich auf keine Weise in fremden Aufträgen zu ihr käme. Ich sage ihr, daß sie verläumdet ist, sagte ihr, daß ich ihre Vertheidigung übernommen, gestehe ihr, daß ich sie beobachtet habe, und daß ich nun zu ihr käme um ihr meine Freundschaft anzubieten. Ich sagte ihr das alles in den simpelsten Worten, die ich finden konnte. Was ich erwartet hatte, geschah; sie schlug meine Freundschaft mit einer sehr artigen Wendung aus, das Mißtrauen war hier so natürlich. Ich ließ mich nicht irre machen. Ich hob wieder an: ich bedaure es, liebe Mamsel Sandern, nicht so sehr unse-

rer beider, als eines Mädchens wegen, dessen Bildung ich keinen bessern Händen anvertrauen konnte als Ihnen. Sie fieng an aufmerksam zu werden. Ich erzählte ihr meine Begebenheit mit meinem guten Blinden und seiner Tochter. Sehen Sie, fuhr ich nun fort: diese unschuldige Seele mit ihrem glühenden Herzen wird vielleicht, und ich weiß, wie viel gewisser als Sie, auch einmal der Raub eines Betrügers werden; ich hatte mir es geträumt, Sie sollten der Schutzengel dieser schönen Seele werden, die zu verschlossen ist, um einem Manne, der nicht ihr Liebhaber ist, zu folgen. Sie erkundigte sich nach dem Mädchen genauer, und schwieg, wie ich ihr sagte, daß ich sie einmal zu ihr bringen würde.

Das that ich den andern Tag, ich hatte zwar Mühe, meine kleine Gelehrte dazu zu bereden. Aber endlich brachte ich es dahin, daß sie mit mir gieng. Natürlich war Hannchen sehr blöde bei der ersten Unterredung. Ich hatte das der Sandern vorausgesagt. Ich gieng und versprach sie wieder abzuholen. Der Anfang der Bekanntschaft ist gemacht, und nach einigen Besuchen sind beide Mädchen schon herzlich vertraut, und die Sandern dankt mir jezt sehr aufrichtig für die Bekanntschaft.

Nun habe ich, was ich längst wünschte, eine wirkliche Bekannte für meine Gelehrte, die ihr durchaus fehlte, um in der Gesellschaft der Männer und Bücher nicht ganz zu vergessen, daß sie ein Mädchen ist.

***g.

Die Sandern, so heist Rudolphis ehemalige Geliebte, ist wahrhaftig ein sehr edles Geschöpf. Sehen Sie, da wirkte dennoch das Gift nach. Es fiel mir zur Unzeit ein, daß auch Sie mir wohl den Vorwurf gemacht haben, daß ich mich von einer Thräne zu schnell bestechen liesse. Das fiel mir ein; zugleich auch, könnte das Mädchen nicht eine verschmizte Heuchlerin sein? Auguste muß doch mancherlei von ihr gehört haben, wie leicht wirft nicht eine unglükliche Buhlerin die Larve der Unschuld vor? das alles fiel mir bei, und ich entschloß mich, das Mädchen zu beobachten. Ich erkundige mich durch die dritte Hand bei ihren Hausgenossen, Nachbaren, und dann einigen Bekannten, die sie hat, und ich höre nichts als Gutes. Kurz und gut, ich gehe wieder zu ihr.

Ich traf sie allein. Mein Besuch sezte sie in Verlegenheit, ich sagte ihr sehr aufrichtig, daß ich auf keine Weise in fremden Aufträgen zu ihr käme. Ich sage ihr, daß sie verläumdet ist, sagte ihr, daß ich ihre Vertheidigung übernommen, gestehe ihr, daß ich sie beobachtet habe, und daß ich nun zu ihr käme um ihr meine Freundschaft anzubieten. Ich sagte ihr das alles in den simpelsten Worten, die ich finden konnte. Was ich erwartet hatte, geschah; sie schlug meine Freundschaft mit einer sehr artigen Wendung aus, das Mißtrauen war hier so natürlich. Ich ließ mich nicht irre machen. Ich hob wieder an: ich bedaure es, liebe Mamsel Sandern, nicht so sehr unse-

rer beider, als eines Mädchens wegen, deſſen Bildung ich keinen beſſern Händen anvertrauen konnte als Ihnen. Sie fieng an aufmerkſam zu werden. Ich erzählte ihr meine Begebenheit mit meinem guten Blinden und ſeiner Tochter. Sehen Sie, fuhr ich nun fort: dieſe unſchuldige Seele mit ihrem glühenden Herzen wird vielleicht, und ich weiß, wie viel gewiſſer als Sie, auch einmal der Raub eines Betrügers werden; ich hatte mir es geträumt, Sie ſollten der Schutzengel dieſer ſchönen Seele werden, die zu verſchloſſen iſt, um einem Manne, der nicht ihr Liebhaber iſt, zu folgen. Sie erkundigte ſich nach dem Mädchen genauer, und ſchwieg, wie ich ihr ſagte, daß ich ſie einmal zu ihr bringen würde.

Das that ich den andern Tag, ich hatte zwar Mühe, meine kleine Gelehrte dazu zu bereden. Aber endlich brachte ich es dahin, daß ſie mit mir gieng. Natürlich war Hannchen ſehr blöde bei der erſten Unterredung. Ich hatte das der Sandern vorausgeſagt. Ich gieng und verſprach ſie wieder abzuholen. Der Anfang der Bekanntſchaft iſt gemacht, und nach einigen Beſuchen ſind beide Mädchen ſchon herzlich vertraut, und die Sandern dankt mir jezt ſehr aufrichtig für die Bekanntſchaft.

Nun habe ich, was ich längſt wünſchte, eine wirkliche Bekannte für meine Gelehrte, die ihr durchaus fehlte, um in der Geſellſchaft der Männer und Bücher nicht ganz zu vergeſſen, daß ſie ein Mädchen iſt.

Auch war es nach ein paar Tagen schon in Hannchens Kleidung sehr merklich, daß die Sandern ihr Umgang ist. Ich habe der Sandern gesagt, daß ich für die kleinen Bedürfnisse des Mädchens sorgen werde. Ich gab ihr eine Summe Geld, und mit der hat sie Wunder gethan.

Schon oft habe ich von Rudolphi angefangen zu reden, allein sie hat es sich sehr ernsthaft verbeten, und wie ich jezt Rudolphi kennen lerne, möchte ich dem Mädchen Glük zu seiner Untreue wünschen, ob gleich ihr Herz, wie ich aus mancher Wendung ihres Gesprächs sehe, dazu nicht Amen sagen würde. Rudolphi ist gutherzig, weich, aber ohne Grundsäze. Er will Niemanden beleidigen, und ich wollte darauf schwören, er wird nicht aufhören den Menschen Leides zu thun, so sehr hängt er von seiner Sinnlichkeit ab. Auguste, die nicht weiß, daß ich die Sandern wieder gesehen habe (sagen Sie, wozu sollte ich es ihr sagen?) bestärkt sich noch immer in dem Verdachte, den sie gegen sie hat. Mit einer Heftigkeit behauptet sie jezt, die Sandern sei ein Mädchen ohne alle gute Sitten, die Rudolphi durchaus nicht aus dem untern Stande der Menschen hätte empor heben können. Ich lächelte dazu und sage nichts. Aber wenn mirs geräth, so will ich Augusten beschämen, und was mehr als alles das sagen will, ich hoffe sie soll der Sandern Freundin werden, und, Freund! wenn diese beiden Mädchen Freundinnen sind, wenn Augustens Feinheit, wenn die leichte, rasche Gewandheit ihres Gei-

ſtes und der Sandern feſte, hohe Geiſtesbildung durch ihren Umgang in einander ſtieſſen, wenn ihre gegenſeitige Liebe beiden, eine der andern, bald den leichten Schleier der Grazien, bald das ſchöne Gewand der Unſchuld giebt, wenn die reizende, bezaubernde Auguſte die reine Hoheit, die einfache Größe, die ſtille Güte des traurenden Mädchens erhält, o es hat Auguſten nur an einem reizenden Bilde der Tugend gefehlt! dann Freund! dann werd ich Sie ſegnen, der zuerſt ſagte: ſendet ihn in die Stadt!

* ***g.

Es iſt mir gelungen. Es hat mir Mühe gekoſtet, aber es iſt mir gelungen, lieber Dörner! Die Sandern geht Nachmittag mit mir zu Auguſten unter dem Namen einer Verwandtin von mir, unter Ihrem Namen, einer Mamſel Dörner. Sie ſchlug mir es durchaus ab dieſe Mummerei zu machen, und ich glaube ſie würde ſich nicht ohne ein Mißverſtändniß haben bereden laſſen. Sie glaubt, Rudolphi heirathet Auguſten. Zwar darf ich das ums Himmelswillen nicht wiſſen, daß ſie es glaubt. Aber mich dünkt, die Neugierde, die künftige Gattin ihres ehemaligen Geliebten kennen zu lernen, hat mir mehr ihre Zuſtimmung zu dieſer Maskerade gegeben als mein Bitten. Rudolphi iſt auf vierzehn Tage verreiſt. Ich habe ihr verſprechen müſſen, Auguſten

unter keiner Bedingung je ihren Namen zu sagen, und dann steht sie dennoch wieder an, legt den Finger an das Kinn, an den Mund, dann an die Stirn, schüttelt den Kopf und sagt: mein Gott! wozu versteh ich mich! Allein ich lasse nicht ab. Sie soll, sie muß mit zu Augusten.

Jezt fahr ich hin, um sie von Walle, wo sie gehen will, abzuholen und denn zu Augusten. Ich frage Sie was wird Auguste sagen? was, wenn sie nun endlich erfährt, wer eigentlich die Mamsel Dörner ist. Adieu!

Guten Abend, Lieber. Da bin ich wieder. Die Bahn ist gebrochen, und alles geht besser, wie ich dachte. Ich fand die Sandern auf dem Walle. Der Wagen hielt einige Schritte davon unten. Sie kam mir hocherröthend entgegen. Nein, nein, sagte sie wirklich betrübt; ich sollte das nicht. Sie wollte nicht; aber ich ließ meinen Raub nicht fahren. Ich faßte ihren Arm, ich that als hörte ich nicht, was sie sagte. Ich winkte dem Wagen, und hob sie hinein. Zum Geheimenrath Leiser! rief ich. Der Wagen rollte dahin, und wir mußten schweigen. Dort ist das Haus! sagte ich, und sie strengte sich sichtlich an, Herr einer Empfindung zu werden, die ihr schmerzlich zu werden schien. Sie faßte meine Hand. Lassen Sie uns umkehren, sagte sie sehr ernsthaft: ich fühle jezt erst das Unschikliche meines Be-

ſuchs. Ich betrüge ihre Freundin. Ich bitte Sie laſſen Sie uns umkehren!

Ich lächelte, ich machte Einwendungen. Sie rief zum Wagen hinaus dem Kutſcher zu: nicht zu Leiſers, die Weiden hinunter. Ich bat, ich flehete. Das half nichts. Mein Gott! rief ſie: iſt es möglich, konnte mich Unbeſonnenheit und Neugierde (glaubte ich zu verſtehen) ſo weit bringen! Am Thor ſtiegen wir wieder aus. Ich glaubte ſchon alles verlohren zu haben, und indem ich den Wall mit ihr hinaufbeuge, tritt Auguſte um die Hefe zu uns.

Ich rede ſie an. Sie bleibt ſtehen, ſie frägt wohin wir wollen. Promeniren! Sie hängt ſich an meinen Arm, und geht mit uns. Noch wußten beide nicht, wer ſie waren, und dennoch waren ſie ſchon in dem tiefſten Geſpräch. Wir ſezten uns unter ein paar Linden. Aber, ſagt Auguſte mit ihrer ſchönen Stimme: ſo eine liebenswürdige Bekannte haben Sie, und ich kenne nicht einmal ihren Namen. Mamſell Dörner, fiel ich ſchnell ein: eine nahe Verwandte von mir, die mit ihrem Oheim hier ein paar Tage bleiben wird, und dies iſt, ſo wandte ich mich an die Sandern: die Mamſel Leiſer, eine Freundin von mir. Das arme Mädchen erröthete, ſo auf einmal ihre Nebenbuhlerin vor ſich zu ſehen.

Auguſte ſezte ſich zu dem Mädchen, und ſchwazte. Ich ſaß gegenüber und beobachtete ſie beide. Jezt erſt ſah ich, daß die Sandern unendlich geſchmakvoll, obgleich ſehr einfach gekleidet war. Selbſt Au-

guſte warf einigemale betrachtende Blike auf ihre Kleidung. Sie redeten über Freundſchaft zwiſchen dem weiblichen Geſchlecht. Die erſten zehn Minuten hörte man an einem kleinen Beben der Stimme, daß die Sandern überraſcht war. Indeß das verlor ſich früher als ich dachte. Sie redeten beide mit einer Art von Heftigkeit, in Auguſtens Augen ſchwam Wohlgefallen und Anmuth. Sie gab der Sandern die zärtlichſten Liebkoſungen.

Wir ſtanden auf, giengen zurük. Auguſte hieng ſich an ihrer neuen Freundin Arm. Mit einer bezaubernden holden Anmuth ſagte ſie: wir haben beide erwieſen, daß Frauenzimmer keine Freunde ſein können, ich bitte Sie darum, liebe Dörnern, laſſen Sie uns einmal ohne Worte durch Thaten das Gegentheil erweiſen, und mit den Worten ſchlang ſie beide Arme um des Mädchens Hals, und nie hab ich ihr Auge ſo wohlwollend, ſo gutherzig geſehen.

Die arme Sandern, zitterte, erröthete, ſie wußte nicht was ſie antworten ſollte. Ich trat mit leuchtenden Augen hinzu, ich rief: ja, wenn je zwei Mädchen es werth waren Freunde zu ſein, ſo ſind Sie es. Ich kenne Sie beide. Da umfaßte auch die Sandern Auguſten. Schade, ſeufzte ſie: daß unſere Freundſchaft nicht einmal Zeit haben wird zu knospen, ich ſehe Sie höchſt wahrſcheinlich jezt zum lezenmale. Morgen oder übermorgen ſchon verlaſſe ich Deutſchland.

Wie? rief Auguſte erſchrekt. Deutſchland?

und nun sah sie vor sich nieder. So gar gewiß ist das auch nicht, sagte ich.

So schwazend waren wir außer dem Thore. Nun denn, sagte Auguste, so sollen Sie doch wenigstens den Ort sehen, wo ich um Ihre Abwesenheit trauren werde, und in ein paar Minuten standen wir vor Leisers Hause. Wir traten hinein. Es wird alles abgewiesen, sagte Auguste dem Bedienten. Alles! wers auch ist! So lange es sein kann, sagte sie zärtlich: sollen Sie doch mein sein. Sie suchte auch mich los zu werden, und sie giengen beide auf Augustens Kloset.

Nach einer Stunde rief man mich. Die Sandern wollte gehen. Wir giengen.

Kaum war ich zu Hause, so erhielt ich ein Billet von Augusten, worin sie mich ersucht, wenn es möglich ist, die Fremde Morgen zu ihr zu führen. Das ist, schreibt sie mir: die erste Empfindsame, die so viel Geist hat, daß ihre Empfindsamkeit ein Liebreiz mehr wird; sagen Sie ihrer liebreizenden Verwandtin, daß Sie ein sehr böses Gesicht von mir erhalten werden, wenn Sie morgen kommen, um mir zu sagen, daß sie abgereist ist.

Der Anfang ist gemacht, lieber Dörner, und meinen Sie nicht auch, daß es Augusten nur an einem edlen weiblichen Geschöpf fehlte, um so edel zu sein, wie sie sein kann, so wie auch des Blinden Tochter. O sehen Sie, wie mir alles zu Seegen wird! leben Sie wohl: leben Sie wohl!

* * * g.

Ich habe die Bekanntschaft der beiden Mädchen in den Gang gebracht. Doch will es nicht so gehen, wie ich wünschte, woran es liegt weiß ich nicht. Auguste gesteht, daß die Dörnern, (unter dem Namen wollte die Sandern mir zu gefallen noch einmal zu ihr gehen) zu den vortreflichsten Mädchen gehört. Die Sandern gesteht dasselbe, und dennoch ist das Vertrauen zwischen beiden mehr zurük als vorwärts gegangen. Sie beobachten sich beide mit Bliken, als ob sie sich belauerten. Was das Gefühl ihres gegenseitigen Werths thun kann, das thun sie redlich. Auguste nimmt die Sandern sehr behutsam von allen ihren Spöttereien aus, und die Sandern ist heiterer mit Augusten, als mit irgend einem Menschen. Ich hoffe, dies Fremdartige soll noch von ihnen beiden wegfallen. Ich habe der Sandern gesagt, daß Rudolphi auf nichts weniger rechnete als auf Augustens Hand. Kaum wußte sie das, so machte sie auch schon weniger Schwierigkeit Augusten wiederzusehen. Ihre Blike wurden heiter. Ich glaubte nun den Stein des Anstoßes weggeräumt zu haben. Sie näherte sich auch Augusten mit einer großen Herzlichkeit, Auguste sich ihr; allein diese Herzlichkeit wurde zulezt eine beinahe steife Artigkeit. Sie versichern beide mir, daß sie nie etwas vortreflichers gesehen haben, und dennoch verlangen sie nicht nach einander. Ihre Geister umfassen sich; aber ihre Herzen bleiben fremd.

Es wird ja noch kommen!

Dagegen schließen sich Hannchen und die Sandern mit einer unbeschreiblichen Gewalt an einander. Sie redet von Hannchen immer mit leuchtenden Augen, mit einer Fülle des Herzens, die mir unbegreiflich ist. Sie kann nicht aufhören von ihren Vollkommenheiten zu reden. Sie erzählt mir von der Zärtlichkeit ihres Herzens, die ich nicht finde, und die Sandern wundert sich, daß ich sie nicht gefunden habe. Sie übertreibt in der That. Sie kann sogar behaupten, daß Auguste keinen Vergleich mit Hannchen aushalten würde. Ich kann die Ursach davon wohl begreifen: die Sandern fühlt sich in Hannchens Gesellschaft in Rükſicht der Bildung über sie, und bei Augusten muß sie denn doch in der Feinheit, in der Gewandheit des Geistes, in so vielen Talenten nachstehen. Sehen Sie, so mächtig ist die Eitelkeit selbst in einem so reinen Herzen. Zwei edle Mädchen bilden sich gegenseitig gewiß am besten, mehr als ein edler Mann ein Mädchen bilden kann; allein zum Richter der weiblichen Vollkommenheit hat die Natur den Mann bestellt. Das Weib ist zu partheiisch zum richten.

Ich führe in der That jezt ein Leben, was beneidenswerth ist. Auguste liebt mich, ich kann nicht mehr daran zweifeln. Was Sie auch sagen mögen. Auguste liebt mich. O Sie sollten nur einmal sehen, mit welchem Vertrauen mich ihr Herz empfängt, wie oft der Bliz der vollen Empfindung aus der künstlichen Nacht ihres erborgten Gleichmuths hervorbricht;

wie oft sie, von meiner Liebe überwältigt, den Schleier beinahe ganz sinken läßt, der ihr Herz bedekt, wie sie seufzend, mit trübem Auge da sizt, sinnt, träumet, die Lippen öfnet, die Arme ausbreitet, um mir mit einer seelenvollen Umarmung zu sagen, was sie mir nach dem seltsamen System ihres Vaters nicht sagen, was sie gar nicht fühlen sollte. O in einem solchen Augenblike gebricht es an nichts, als daß ich ihre Hand faßte, daß ich sie an mein vor Entzüken schlagendes Herz preßte, und ihr Herz würde gewaltsam brechen und ihr Geheimniß entschlüpfen lassen. Aber nein, ich will diesen wonnevollen Augenblik nicht übertreiben, ich ergöze mich an diesem schönen Anblike des Kampfes ihrer schönen Seele und der Natur mit den falschen Grundsäzen eines kalten Weltmanns. Ich will die Blüte ihrer Liebe nicht brechen, ganz entfaltet soll sie von selbst in mein Herz fallen. Und sie wird, sie wird! ich sage Ihnen sie wird! ein kleiner Zufall, ein Wort, ein Seufzer, ein Blik, ein Nichts, ist hinlänglich ihr Herz zu öfnen, und wird es öfnen.

Sie prophezeihen mir Unglük, ich mag mir die Mühe nicht einmal geben Sie zu widerlegen. Sie nennen sie eitel, egoistisch? o lieber Freund, wer wäre das nicht. Sie sagen, Sie würde einen Triumph ihrer Eitelkeit mehr lieben als mich. In der That, Sie lästern. Doch ich mag darüber nicht einmal reden. Lassen Sie uns das ein für allemal abthun. Ich liebe Auguſten; aber wäre das, Dörner, was Sie

behaupten, so trauen Sie mir wenigstens den Muth zu, diese Leidenschaft dem Glük meines Lebens aufopfern zu können. Doch ich wollte Ihnen ja von meinem glüklichen Leben erzählen.

Sehen Sie von Augusten gehe ich zu meinem Blinden, lerne und lehre, und verbreite Glük und Zufriedenheit in eine Familie, die in Mangel versunken war, und welche die Zukunft schrekklicher finden mußte als selbst die Gegenwart. Sehen Sie ich statte das Mädchen mit alle dem aus, was nach dem Tode ihres Vaters ihr ihre Zufriedenheit sichern kann. Das Mädchen übertrift alle meine Erwartung mit ihrem Fleiße. Ich zittre wahrhaftig vor der Gewalt mit der sie alles, alles ergreift und festhält. Sie treibt das Französische mit einer unbeschreiblichen Leidenschaft, ohne die Sprache zu lieben. Sie glaubt Ihnen damit gefällig zu sein, sagte mir die Sandern. Ich fange an es selbst zu glauben, und das ist Dankbarkeit. Denken Sie, wenn eine andere Leidenschaft einmal dieses Herz ergriffe. Sehen Sie, so weise vertheilt der Himmel seine Geschenke. Er gab diesem Mädchen diese gewaltsame Stärke, diese furchtbare Reizbarkeit des Herzens, und zugleich mit ihr eine Verschlossenheit, eine Blödigkeit, die dem Herzen die Wage hält. Ihre Verschlossenheit hält sie ab ihr heißes Herz hinzugeben, das zerreissen würde, in seinen innersten Lebensfibern zerreissen müßte, wenn es zurük gestossen würde.

Ich bilde auf eine Gouvernante los, aber oft

weiß der Himmel mit welchem festen Gefühle, daß ich vergebens arbeite, daß für dieses Herz nur die Stille eines Familienkreises gehört. Ich lächele oft über meinen Fleiß, wenn ich daran denke, wie wenig dieses Mädchen für die künstlichen, zarten Verhältnisse einer Erzieherin in dem Hause eines Großen gemacht ist. Troz aller Mühe, welche sich die Sandern giebt, so bleibt sie dennoch wortarm, ich möchte sagen, Gesichtlos bei jedem Fremden, unbeholfen in jeder Antwort, die sie geben soll. Sie liebt ihren Vater, mich und die Sandern, aber wir drei machen auch ihre Welt aus, die sie von außen umgiebt. Alle andere Menschen, alle andere Dinge haben nur ihre Existenz in ihrem Herzen. Sie schafft, sie wirkt, sie handelt, sie redet, sie segnet, sie haßt alles andere um sich her, nur in ihren Träumen. Die wirklichen Dinge sind nur Bilder von ihren Ideen. Ist ein Fremder da, wie es denn zuweilen sich trift, wenn sie bei der Sandern ist, so sizt sie stumm da, erröthet, wenn man sie anredet, antwortet ängstlich ein Wort, nimmt an nichts Theil. Aber ist der Fremde fort, so wiederholt sie in ihrem Kopfe die ganze Szene noch einmal. Nun redet sie mit dem Fremden, nun nimmt sie Theil an seinen Begebenheiten, umfaßt ihn mit Liebe, wirkt für ihn. Nun weiß sie was sie hätte sagen sollen, und was sie dann sagt, ist schön, edel gedacht, und fein und zart ausgedrükt. Redete das Mädchen, wie sie denkt, es hätte nie jemand besser geredet. Es ist als ob sie erst den Menschen, mit dem sie leben soll,

mit ihrer heißen Liebe, wie die Spinne ihren Raub mit ihren Fäden, umwinden müßte. Sie versteht es nicht irgend einem Unglüklichen ein Wort des Trostes oder einen Blik nur des Mitleides zu geben, so lange er in ihrer Gegenwart ist, und ist er fort, so wird alles Mitleiden, das wir zeigten, nichts gegen die Innigkeit der Theilnahme, mit der sie sich nun an den Unglüklichen hängt. Thränen strömen aus ihren Augen, sein Bild verlöscht in ihrer Seele nicht, es steht felsenfest da, sie redet von nichts als dem Unglüklichen, von nichts als von den Mitteln ihn zu retten, sie würde im wörtlichen Verstande für ihn hungern, für ihn Nächte arbeiten, ihre theureste Kostbarkeit, einen Ring ihrer Mutter dahin geben, wenn sich nur jemand fände, der es dem Unglüklichen gäbe.

Ich las neulich der Sandern Emilie Galotti vor: bei der Stelle: würde nicht Raphael das gröste mahlerische Genie gewesen sein, auch wenn er ohne Arme geboren wäre? rief die Sandern: sehen Sie, Bach, das ist das Bild, nach dem ich so lange suchte, das ist gerade das was ich von Hannchen so oft fühlte, und nur nicht zu sagen wußte. Ist nicht Hannchen der theilnehmendste, der wohlwollendste, der liebevollste, der menschlichste Geist auf der Erde, auch wenn sie nie irgend einem Unglüklichen nur ein Wort des Trostes sagte? Ihr Herz ist ohne Hände. Sie ist der Raphael in der höchsten Menschlichkeit nur ohne Hände gebohren.

Das Bild ist nicht uneben: so unrichtig es auch

auf dem Künstler angewendet ist. Und die Sandern meint, daß ihrem Herzen die Hände, wie sie es nennt, gewiß noch nachwachsen werden. Noch ist sie, wie sie war.

Ich habe sie auch das Klavier anfangen lassen zu spielen, und nur auf der Sandern Zureden lasse ich es sie fortsezen. Es ist als ob die Töne den Grund ihrer Seele erschütterten. Sie treibt es wie alles, mit ihrer Begeisterung. Ich redete mit ihr über die heftige Wirkung, welche die Musik auf sie machte, und bat sie, lieber aufzuhören. Sie sagte zwar ja, aber in dem Augenblike wendete sie sich ab, um mir ihre Thränen zu verbergen. Es gieng mir nahe. Oder, Hannchen, fieng ich wieder an: wenn Sie das Klavier sehr lieben — Ich lieb es sehr, sagte sie: denn es würde mich im tiefsten Elende erheitern. Ich werde den Tod meines Vaters nicht fühlen, wenn ich spielen kann. Und Sie lieben ihn so sehr! sagte ich lächelnd. Sie wendete sich an die Sandern, die gegenwärtig war, und sagte mit Befremdung zu ihr, die lächelte: er hat aber einmal etwas gesagt, was dem, was ich behauptete, ähnlich war. Ich fragte, was sie behauptet habe. Die Sandern lächelte und sagte: sie meint, die Musik sei die Sprache der Geister, und man könnte keinen Menschen durch den Tod verlieren, wenn man Musik wüßte.

Ich schreibe Ihnen das um Ihnen zu zeigen, wie unbegreiflich das Herz fühlt. Ja ich habe einmal etwas ähnliches gesagt; aber sicher habe ich es

nicht so wahr empfunden, wie diese Seele, die unter den süßen Schauern der Ewigkeit denkt und fühlt.

Auguste Leiser an Wilhelminen.

***g.

Ich bitte dich, liebe Wilhelmine, komm wieder zu mir, ich habe es nie gefühlt, wie sehr ich Deiner bedarf, als jezt in meinem Verhältniß mit diesem wunderlichen Menschen. Mein Vater ist für mich kein Rathgeber. Seine Philosophie ist auf den selbstsüchtigen Genuß des Menschen kalkulirt, er glaubt an andere Menschen nicht; so viel ich auch sage, daß dieser Bach ein Wesen ist, der anders fühlt, denkt und handelt, als er. Er weiß mir nichts anders zu sagen als: wenn das nicht ist, so laß ihn fahren! und das, Liebe, ist das einzige was ich nicht kann.

Sieh, da ist mein Vetter, der so ganz Charakterlose Rudolphi, kindisch, mitleidig, empfindsam, aber hart, grausam ohne Gefühl, nachdem der Wind weht. Du kennst seine ehrsame Mutter, meine theure Tante, die es meinem Vater sehr übel nahm, daß ich den Catechismus nicht auswendig lernen mußte, die bei jeder Gelegenheit die Vergänglichkeit des Reichthums und den Unwerth des Standes im Munde führt, und dabei so erpicht auf ihr Geld und auf den Rang ist, daß es ins Lächerliche fällt. Sieh, sie möchte gern fromm sein, und dennoch nichts von

dem was sie als irrdische, elende Güter der Welt beseufzt, aufopfern. Natürlich muß ihr Sohn täglich anhören, wie verächtlich Gold, wie gottlos der Rangstolz ist, und dabei wurde immer mit bedeutenden Bliken auf meine Erziehung gezielt, die mich zu einem vollkommenen Weltkinde machte.

Nun hängt sich der Bursche an eine arme Dirne, aus einem niedrigen Stande, von der du nachher mehr hören sollst. Nun sollst du die lächerliche Angst der Frau gesehen haben, wie sie das hört. Der Sohn wiederholte nun alle die schönen Floskeln, die er von ihr gelernt hatte, man müsse nur auf Tugend sehen und so weiter. Solltest gesehen haben, was für seltsame Wendungen sie machte, um herauszubringen, das sei hier ein anderer Fall. Sie wendet sich an meinen Vater, daß er dem Burschen den Kopf zurecht sezen soll. Mein Vater will auf seine gewöhnliche Weise den verliebten Schäfer überzeugen, daß man nichts heftig lieben müsse um glüklich zu sein. Rudolphi behauptet gerade das Gegentheil. Mein Vater ärgert sich, und erklärt ihn für einen vollendeten Dummkopf, mit dem nichts anzufangen sei. Genug ich hatte vierzehn Tage vollauf zu lachen über diese närrische Begebenheit, welche die Mutter uns durchaus als eine Familienbegebenheit aufschwazen wollte. Der süße Schäfer geht umher, weint, klagt, schreibt Elegien auf Papier mit goldnen Schnitt, droht seiner Mutter mit der Schwindsucht und Wahnsinn. Die Mutter, in Todesangst darüber, kann sich dennoch

nicht entschließen, ein Mädchen Tochter zu nennen, die nicht wenigstens fünfzig tausend Thaler hat, droht mit ihrem Fluch, mit dem jüngsten Gericht, mit Gott, und diese Waffen wendet der Sohn mit eben so viel Glük gegen seine fromme Mutter.

Ich, die ich gerne Experimente mit den Menschen mache, experimentirte mitten unter dem Lärmen mit Mutter und Sohn und Verwandten. Der Sohn that einen fürchterlichen Schwur nicht zu heirathen, wenn er des Mädchens Hand nicht erhalten sollte; eine alte Base erröthete in dem Augenblik, und ich las auf ihrem Gesicht die Worte: wenn das Gott wollte! Ihre Töchter wären denn die einzigen Erben Rudolphis. Ich gieng zu ihr und sagte: mein Gott, liebste Frau Base, bereden Sie ja die Mutter, daß er seine Geliebte nehmen darf. Ich kenne den Vetter Rudolphi. Er heirathet wahrhaftig nicht! kommen Sie wir wollen die Mutter bereden.

Liebste, goldenste Mamsel Base, dafür soll uns Gott behüten, lieber gar nicht geheirathet, als zur Schande der Familie. Denken Sie doch nur, ihr Großvater war ein Schuhmacher, und ihr Vetter war nur ein Schreiber. Nein, nein, unverheirathet!

Freilich wohl, sagte ich: aber mich ärgert nur das Vermögen. Er hat geschworen, er will ihr sein ganzes Vermögen vermachen.

Ho, ho, sagte die Frau mit einem ungewissen Triumph auf der erglühenden Wange, und sah mich

unruhig an: das darf er nicht. Wir sind von Gotteswegen die nächsten Erben? Nein, mein Mann sagt, man kann jedes Testament umstoßen. Wie häßlich macht die Habsucht, liebe Wilhelmine! Nun gieng ich in ein Nebenzimmer zu dem Sohn, der mich versicherte, daß er in der allerhöchsten Verzweiflung wäre. Ich glaubte das, und bat ihn nach einem kleinen Eingange voll Lob auf seinen Geschmak, mir doch seine Kupferstichsammlung zu zeigen. Da kam ich aber schön an. Indeß nach einer Viertelstunde standen wir dennoch ruhig, ich wie ein artiges Kind, das bildert, vor seinen Mappen, und er wie ein etwas größeres Kind neben mir und erklärte mit einer Stimme, die so ruhig war, als ob er Gehalt für das Erklären bekäme, mir, daß das die Egyptische Königin Kleopatra sei, die sich aus Liebe zu einem Antonius vergiftet habe, ich glaube, wenn ichs verlangt hätte, er hätte gern hinzugesezt: die Närrin! Ich nikte denn freundlich mit dem Kopfe, und ließ mir geduldig erklären, bis denn die Familie hieher kam, und voll Unruhe rief: was macht ihr denn? Da sagt ich ruhig: wir bildern ein bischen zusammen!

Man lachte nicht einmal. So inkonsequent sind diese Menschen. Ich flatterte nur ein wenig um den Vetter her, und fand denn, daß es nicht schwer fallen würde, ihn seiner Geliebten ungetreu zu machen. Ich sage das der Mutter. Man zweifelt, und ich übernahm das Geschäft lächelnd und spielend, wahrhaftig spielend, zog ich ihn in mein Nez.

Nun wird mir mein überirrdischer Bach eifersüchtig. Ich machte ihm eine ofne Erklärung, und was ich voraus sah, daß er der Retter des verlassenen Mädchens werden würde, geschah. Ich behandelte indeß das Mädchen, wie eine elende, listige Dirne, die den reichen jungen Menschen verführt habe, und so ists gut. Mein Rudolphi, wie alle diese Menschen, möchte wohl gern ungetreu werden, aber sein Gewissen sichern, und in der That halte ich es für etwas elendes, wenn ein Mann sein Wort bricht. Er übergiebt dem Bach die Sache zu arrangiren, und er findet ein Mädchen, das ihn zu gut däucht betrogen zu werden. Ich aber hatte mein Wort gegeben, und sogar mein Vater bezweifelte es, daß ich den jungen Thoren von dem Mädchen losmachen würde. Ich mußte Wort halten, so gern ich nun auch des Mädchens willen mich losgemacht hätte. Ich zankte mit Bach. Der schweigt, und ich denke es ist alles im Gange.

Und nun sieh die Bosheit dieses Menschen. Er hat eine Verwandte, die er durch eine so natürliche Verbindung von Zufällen mit mir bekannt macht, daß ich jezt selbst noch nicht weiß, wie er Herr aller der Zufälligkeiten hat werden können. Das Mädchen war in der That ein edles, stolzes Geschöpf, voll Geist, voll Kraft. Ich schließe mich gutmüthig an sie, ich hoffe, troz einer romantischen Wendung ihres Gefühls, sie sollte dich mir ersezen,

und dies Mädchen ist Rudolphis Geliebte. Sie ist bei mir, Rudolphi kommt unvermuthet ins Zimmer, sieht sie, schreit auf, und alle meine Mühe, mein ganzes Gebäude stürzt in einem Augenblik zusammen. Mein Vater warf mir einen seiner lächelnden, zweideutigen Blike zu, und ich stehe da beschämt, wirklich höchst erbittert da, daß dieser Bach, dessen Gedankenreihe ich wie ein Kartenspiel auswendig zu wissen glaubte, daß dieses Mädchen mich überlistet hatte.

Und das Mädchen nahm sich unbeschreiblich schön und listig bei dieser Zusammenkunft. Sie ist eine ganz vollkommene Schauspielerin, der nicht ein Blik, nicht ein Wort, nicht ein Lächeln zur unrechten Zeit entfährt. Es war eine Szene die mich selbst wegen ihrer Natur, mit der sie gespielt wurde, getäuscht hätte, wäre nicht so viel vorausgegangen, das mir nun deutlich wurde.

Und was das schlimmste dabei ist, ist die Ungewißheit, in der ich bin. Bach hat mich betrügen wollen, hat mich betrogen. Er konnte auf tausend andere Arten das Mädchen und Rudolphi wieder zusammen führen, nein: er wählt gerade diese, diese Art, mich, gerade mich zum Werkzeuge der Vereinigung der beiden Menschen zu machen, und ich habe geglaubt, daß dieser Menschmit unendlicher Leidenschaft an meinem Herzen hienge. Ist das? ist das nicht? O liebe Wilhelmine, wenn ich mich geirrt hätte, wenn dieser Mensch jezt über mich lachte, höhnend über mich lachte! das war sogleich der erste Gedanke, der mir wäh-

rend der Schauſpielerſcene einfiel. Dieſen Triumph hatte ich verloren, aber den zweiten wollte ich nicht verlieren. Ich faßte mich, ſo ſchwer es mir wurde. Ich ſagte ihm ein paar Worte, ſehr anſtändig, ſehr fein, die einen vollkommenen Abſchied für ihn und die dennoch auch einen andern Sinn enthalten können. Spotten ſoll er meiner nicht. Aber ob dieſer Menſch mich nicht unglüklich gemacht hat, wenn es ſo iſt? Ach, liebe, liebe Freundin, wie ſeltſam iſt mir zu Muthe. Ich haſſe ihn, und dennoch fühle ich, ich würde ihm vergeben, ich würde ihm glauben, wenn er mich mit ſeinen Feueraugen anblikte. O liebes Kind, ich habe das ganze Spiel verloren, das fühle ich an dieſer pochenden Bruſt, an dieſer Angſt, die mich ergreift, wenn ich denke ich hätte ihn heute zum leztenmale geſehen. Mag doch das Mädchen ſeinen Willen haben, mag er doch daſtehen und lächeln, daß er mich überliſtet hat, ich will ja nichts, nichts als ſein Herz, nichts, als daß er mein ſei. Ich bin wie ein verliebtes Kind; ſchon zweimal habe ich ein Billet an ihn angefangen, deſſen Inhalt du nicht für möglich halten würdeſt, und das, wenn ich meinem Herzen folgen wollte, verworfen ſein würde, weil es zu wenig ſagt, wie ſehr ich ihn liebe; mein Herz verwirft jedes ſtolze Wort, ach! es zittert nur allein davor, daß ich ihn verlieren werde. Leb wohl!

* * * g.

Es ist vorbei, lieber Dörner, sag ich Ihnen, es ist vorbei! Drei Worte, aber mein Leben möchte nicht zureichen, den schweren Inhalt dieser drei Worte ganz zu lernen! Wie der Verschwender vor jeder Untersuchung seines Vermögenszustandes zurükstieht, jemehr er fürchtet, eben so scheue ich mich den Zustand meines Herzens zu untersuchen. Meine Phantasie zittert vor dem Anblike der Verzweifelung. Es ist vorbei! Selbst diese Worte sind nur ein Urtheil meines voreilenden Verstandes, ich gehe noch kalt und gefühllos, lächelnd sogar, um die Brandstätte meines Glüks her. Sie hat mich nicht geliebt, Sie hatten Recht! Es war verdammte Buhlerei, obgleich mein argloses Herz in die brennende Wunde von Zeit zu Zeit ein Tröpfchen Hoffnung gießt, und selbst die Hoffnungen dienen noch dazu, meinen Zustand ungewisser und fürchterlicher zu machen, wie die Augenblike vor dem Vorlesen des Todesurtheils dem Verbrecher quälender sein müssen als nachher. Die Hoffnung, wenn sie nicht stärker ist als die Furcht, hat eben so scharfe Krallen wie die Furcht selbst, das Herz des Menschen zu zerreissen. Und dennoch mitten in diesem schrekklichen Gewißwissen, daß ich betrogen bin, weiß ich, fühle ich, daß ich sie noch immer liebe, daß ich sie, so lange dieses zerrissene Herz schlagen wird, lieben werde.

Es ist vorbei! und ich werde nun zu Ihnen zurükkehren, athmen und sterben. Das Land, das der

Aufenthalt des Glüks für Ihren Freund hätte sein müssen, die Einsamkeit, die mein ahnendes Herz nicht verlassen wollte, wird nun der Zufluchtsort des Unglüklichen sein, wohin er sein Elend verbirgt. O mein Freund, o mein Lehrer, dem ich nie einen Gedanken verbarg, dessen Rath mich in die Gefahr stieß, und dessen Rath mich retten wollte, das einzige was mir übrig bleibt, ist an deine Brust zu fliehen, und mit dir, mit dem ich mein Glük getheilt hätte, nun mein Elend zu theilen. O es ist vorbei! Adieu.

Dörner an Eduard Bach.

Eduard, so kühn in deinem erträumten Glüke, und nun so feig in deinem eben so erträumten Unglük! Ich bin krank, sehr krank, meine Hand führt nur mit Mühe die Feder, aber wehe thut es mir, dir sagen zu müssen, daß nur Laster Elend, und Feigheit ein Unglük ist. Eduard du jammerst, daß eine Leichtsinnige dir ein ernstes Gesicht macht. Ich befehle dir, Jüngling, dort zu bleiben, und deine Laufbahn zu vollenden. Die Ruhe des Landes, und der Einsamkeit sind nur der Lohn eines ganzen durcharbeiteten Lebens, aber nicht die Zuflucht der Thorheit, die ihre Träume für Elend und Elend für Verdienst hält. Betrachte deinen Blinden, Jüngling, betrachte deine Freundin, die verlassen von dem Geliebten, selbst ihre Seufzer verhehlt, und errathe vor dir selbst. Noch

einmal ich befehle dir zu bleiben, und bitte dich Eduard, sei ein Mann!

***g.

Ich bleibe, lieber Dörner, der Zettel, den Sie erhielten, war der erste beängstende Seufzer, nach dem sich die Brust erleichtert und freier fühlt. Vergeben Sie dem Jüngling die erste heftige Bewegung. Kaum war mein Brief fort, da fand ich von selbst, daß ich ein gallsüchtiger Thor gewesen war, der nicht einmal weiß, worüber er eigentlich klagt. Jezt sehe ich was ich im ersten Augenblik nicht sah, daß noch alles unbestimmt ist, daß der Schein zwar gegen Auguſten ist, aber kann ich nicht eben so gut glauben, daß ich sie betrogen habe, wie ich von ihr? Urtheilen Sie selbst.

Die Sandern und ich sind bei Auguſten in einer kleinen Gesellschaft, die Sandern noch immer unter dem Namen Dörner. Die Thüre öfnet sich und Rudolphi, dessen Ankunft erst acht Tage später erwartet werden konnte, tritt rasch ins Zimmer. Ich so wenig wie die Sandern bemerkten ihn, wir sizen mit dem Rüken nach der Thüre. Rudolphi erblikte sie aber im Spiegel. Was es war; denn Liebe konnte es wohl nicht sein, ihr Anzug vielleicht, er war wie er für die Gesellschaft paßte, oder die Gesellschaft, worin er seine ehemals verachtete Geliebte erblikte, oder beides, genug der unerwartete Anblik seiner verlaſſenen Geliebten machte einen heftigen Eindruk auf diesen Wetter-

hahn. Gott im Himmel! rief er im heftigſten Affekte: da iſt ſie! wir ſehen alle auf, und Rudolphi ſtürzte auf das Mädchen ein, ergriff ihre Hand, rief mit zärtlicher Stimme: o Louiſe! Louiſe, ſo find ich dich wieder! So hab ich dich wieder! und drükte ihre Hand bald an ſeinen Mund, bald an ſeine Bruſt.

Die Sandern ſtand da ohne Farbe, beinahe ohne Leben, zitternd, an den Tiſch gelehnt und ſchwieg. Auguſte, ihr Vater, alle die andern fragten: was iſt das? Ich wandte mich zu Auguſten, die neben mir geſeſſen hatte. Wer iſt das Frauenzimmer, fragte ſie mit einem ſpizen Tone. Ich weiß nicht was ich antwortete, aber ohnſtreitig ſagte ich, wer ſie war. Das hab ich längſt vermuthet, antwortete ſie lächelnd aber ſchneidend; allein ich fürchtete dieſe Szene nicht. Ich glaubte, ein Mann, der ſo edel ſein will wie Sie, mein Freund, würde doch wenigſtens ein anderes Haus zu dieſem Theaterkoup wählen als meines Vaters Haus, oder ſollten wir etwa in den Verdacht kommen, mein Herr, als ob wir das Rendezvou's veranſtaltet hätten? es wäre zum mindeſten ſehr unhöflich! Ich erſuche Sie, dem Spiele hier ein Ende zu machen! Und nun flog ſie zur Sandern, ergriff ihre Hand und zog ſie mit den Worten: kommen Sie, Liebe, Sie müſſen ſich erholen! in ein anderes Zimmer.

Ich war, wie Sie leicht denken können, wie zernichtet. Denn war nicht der Verdacht gegen mich; ganz gegen mich? und nun die arme Sandern? O

Sie hatten Recht, Dörner, wie Sie mir sagten, es sei die aller unbesonnendste Unbesonnenheit, diese unschuldige, arglose Mummerei! Ich flog hinter den beiden Mädchen her auf Augustens Zimmer. Die Sandern stand noch immer ganz wortlos da. Nun, Louise, sagte Auguste: jezt können Sie wieder Farbe annehmen; denn gestehen Sie nur, daß es ganz unvergleichlich gegangen ist. Die Sandern mochte das nicht hören. Sie wendete sich mit einer unendlichen Aengstlichkeit an mich. Sehen Sie, was ich fürchtete! rief sie mit bebender Stimme. Auguste, sagte ich erbittert über ihren Verdacht, und faßte ihre Hand: glauben Sie denn, daß ich —

Sie unterbrach mich. Sie sind ein seltsamer Mensch, lieber Bach, ja, ich glaube das, was Sie sagen wollen, und ich begreife nicht, warum Sie nicht jezt so aufrichtig sein wollen, als ich Lust hätte es zu sein. Ich wollte die Heirath Rudolphis hindern, Sie wollten sie befördern, und hier Ihre schöne Anverwandte wollte den so sehr mädchenhaften Triumph haben, den Rudolphi mir vor den Augen weg zu kapern. Ich gestehe Ihnen, dieser Triumph ist so schmeichelhaft, daß er mich auch gelokt haben würde. Sie haben mich überlistet, die Maskerade ist nun zu Ende, und nun wär es doch Thorheit die Masken länger vorzunehmen. Sie betrogen mich, liebe Louise, mit Ihrer Freundschaft, und dieser sanbere Herr wollte mich sogar bereden, daß er mich liebte, und ich versichere Ihnen, liebes

Kind, es wäre ihn beinahe so gut gelungen, wie Ihnen. Nur merkte ich doch zu früh die Larve. Sie machte mir eine Verbeugung.

Die Sandern stand da. Schaam und Abscheu standen auf ihrem Gesicht gemahlt. Ich sagte: liebe Auguste, ich habe Sie ausreden lassen, wollen Sie mich nun auch anhören. Wirds lange dauren? fragte sie scherzend: denn ich kenne Sie, wenn Sie ins Reden kommen. Reden indeß können Sie, so lange Sie wollen, nur überreden? Sie verbeugte sich wiederum, und überdem muß ich ja noch vorlegen. Lieber Bach, sezte sie lachend hinzu: entschuldigen dürfen Sie sich nicht, wahrhaftig nicht, denn da ich gleich gestehe, daß Sie mein Sieger sind, so bin ich — wir haben alle drei, wie wir hier stehen, uns genekt, mit Namen, Empfindungen, Tugenden, die nicht waren. Auguste! rief ich: mit Empfindungen, die nicht waren? ich beschwöre Sie mich anzuhören.

Aber seltsamer Mann, sagte sie laut auflachend: haben Sie mir in Ernst nach dem aufrichtigen Geständniß meiner Schuld noch etwas zu sagen. Sie öfnete die Thüre zum Eßzimmer mit einer Verbeugung: wollen wir gehen?

Es war als ob ein Blz die Dunkelheit erhellte, die mich noch immer umgab. Ich sah nun was sie meinte. Dann aber, sagte ich bitter: ist das mein Weg, und zeigte auf die Thüre, die auf dem Vorsal führt. Ich nahm meinen Hut.

Sie lieben doch, sagte sie lächelnd, bei allen Dingen den erhabenen Styl, selbst bei einer so leichtfertigen Trakasserie.

Ich reichte Louisen den Arm. Louise sagte mit dem Tone des allerinnigsten Schmerzes zu Augusten: ich werde mir, Mamsel Leiser, ich werde mir meine Unbesonnenheit nie in meinem Leben vergeben. Glauben Sie mir nur das. Sie hätten noch mehr sagen können, ich fühle ich habe es verdient. Das sagte sie mit einem Tone, der den Todesengel würde entwafnet haben. Und Auguste antwortete lachend. Sie sind ein Kind, Louise, was vergeben, eine Unbesonnenheit, die so fein kalkulirt war? Ich zog die zitternde Louise schnell über die Schwelle. Sie war so matt, daß sie sich auf mich stüzen mußte.

Sobald Louise etwas ruhiger war, gieng ich zu Hause. Nun fiel das Gewicht der Worte: ich habe sie genekt mit Empfindungen, die nicht waren! mit Centnerschwere auf mein Herz. Denn sagen Sie, was heißt das anders, als ich habe dich nie geliebt. Wäre Auguste böse, empfindlich geworden, hätte sie mich verwünscht! Aber diese kalte, schonende Gelassenheit, dieser unverstellte freundliche Spott, ihr Ton, ihr Anstand, ihre Blike. O wahrhaftig, es ist vorbei!

Rudolphi kam gestern sogleich zu Louisen. Sie ließ mich holen. Ich kam. So lange hatte Rudolphi bei ihrer Base sizen müssen. Louise gieng mit mir ins Zimmer zu Rudolphi. Er wollte so-

gleich auf sie zu fliegen; sie unterbrach ihn, hieß ihn sich sezen und bat ihn sie ganz ausreden zu lassen. Aufrichtigkeit, lieber Rudolphi, fieng Louise an: in einem solchen Verhältniß, in dem wir stehen, ist in der That das einzige Mittel beinahe Ruhe zu finden. Sie haben mich geliebt, Sie lieben mich vielleicht noch: nein! unterbrechen Sie mich nicht. Aber es hat einen Augenblik für ihr Herz geben können, in dem es Ihnen leicht wurde mich aufzugeben. Aufgeben? Sie aufgeben? rief Rudolphi. Niemals!

Louise berief sich auf mich, und Rudolphi mußte gestehen. Er schob die Schuld auf Auguster. Ich errörhete.

Ihre Cousine, fuhr Louise fort: hatte sehr dringende Gründe Ihrer Leidenschaft gegen mich entgegen zu arbeiten, den Wunsch Ihrer Mutter, den ich, wenn Sie ihn nicht verhehlt hätten, den ich, glauben Sie mir, lieber Rudolphi, den ich sogleich würde respektirt haben. Man hätte in der That den Schleifweg uns zu trennen nicht nöthig gehabt. Ich würde Sie geliebt haben, aber ich fühle, ich würde stark genug gewesen sein, eine Verbindung zu zerreißen, die Ihnen die Liebe ihrer Verwandten hätte kosten können. Die Trennung von einer Geliebten kostet nichts als Thränen, die Trennung von einer Mutter aber kostet dem Sohn den Verlust des heiligsten Gefühls, der schönsten Tugend. Sie haben uns beide durch Ihren glüklichen Leichtsinn die Reue und auch den Schmerz erspart. Es hat einen Augen-

blik für Sie gegeben, wo Sie aufhörten, warum? das ist gleichviel! wo Sie aufhörten mich zu lieben, und dieser Augenblik gab mir die Stärke wieder, Ihnen jezt ruhig sagen zu können, ich liebe Sie nicht mehr. Diese Thräne — Sie wischte eine Thräne aus ihrem Auge — straft mich nicht Lügen, lieber Rudolphi. Ich bin glüklich in Ihren Armen gewesen. Das Glük ist verschwunden, und darum fließt die Thräne. Ich bin nicht unglüklich geworden, und ich werde wieder glüklich werden; die Zeit wird das Andenken an jene frohen Stunden verlöschen. Ich würde immer weinen, wenn die Nothwendigkeit uns getrennt hätte; denn ich würde über Ihren Verlust geweint haben. Sie waren untreu, ich beweine mein verschwundenes Glük: aber ich hoffe ich werde es in den Armen eines edlen Mannes wieder finden.

Nein, das ist Ihr Ernst nicht, rief Rudolphi und faßte ihre Hand. Er sagte das mit versichenden Bliken.

Sie meinen, weil Sie mich gestern bei Leisers trafen, weil Auguste Ihnen meine Mummerei erzählt hat. Ich sollte es eigentlich nicht nöthig haben Ihnen zu erzählen, wie ich zu dieser Unbesonnenheit kam. Sie erzählte ihm nun den Gang der Begebenheit, und ich mußte es bestätigen. Nun stand sie auf. Jezt, lieber Rudolphi, muß ich Sie bitten jeden Gedanken auf meinen Besiz fahren zu lassen; denn noch einmal: ich liebe Sie nicht mehr! Ihr Ton war so fest, daß Rudolphi es nicht wagte etwas dagegen zu sagen. Louise! sagte er: das

konnteſt du! Sie lächelte: iſt es Schwäche meines Herzens, oder Eitelkeit, oder Vernunft, glauben Sie davon, was Sie können, ſo bin ich ſehr ſchwach, ſehr eitel, oder ſehr vernünftig; ich kann den Mann nicht lieben, der mich verließ, und glaubte eine Summe — doch Rudolphi, daran ſind Sie wohl nicht ſchuld. Es hat mich im Innerſten gekränkt.

Rudolphi betheuerte, beſchwor ſie, drang in ſie, ihr Wort zurük zu nehmen, und alles vergebens. Ich ſelbſt bat ſie nicht ſo raſch zu ſein. Sie blieb ohne Troz bei ihrem Entſchluſſe, und ſie verließ endlich das Zimmer mit einem ſehr ſchiklichen Vorwande. Rudolphi ſagte nun ſelbſt zu mir: es iſt vorbei! glauben Sie mir! Ich habe ſie verloren! Ich wiederholte die Worte mechaniſch. Wir giengen ſtumm neben einander her, ſtumm und traurig. Er ſagte mir, wie ſehr er meine Ruhe mir beneidete. Du Unglüklicher, wenn du wüßteſt, was in dieſem Herzen vorgeht, du würdeſt mich nicht beneiden, du würdeſt mich beklagen!

***g.

Sie haben Recht, lieber Dörner, ich habe angeſtanden Ihnen zu ſchreiben, nur, lieber Freund, die Urſach haben Sie nicht getroffen. Nicht Mißtrauen, nicht Scham halten mich zurük. Es iſt wahr, lieber Dörner, mein Umgang mit Auguſten hat wieder angefangen, wie Sie vermuthen; allein die kleine

Begebenheit mit Rudolphi ist nicht ohne Nutzen für mich geblieben. Sie hat mich mißtrauisch gegen Augustens Charakter gemacht, und ich verspreche Ihnen, ich will keinen Schritt ohne Ihren Rath wagen; doch sag ich Ihnen vorher, Auguste ist so unedel nicht, wie Sie zu glauben scheinen. Wahrhaftig nicht, lieber, guter Dörner!

Ich soll nachholen was ich versäumt habe. Es sei darum. Welch eine seltsame Leidenschaft ist die Liebe. Mir war, als ob mir mit Augustens Umgang mein besseres Selbst genommen wäre. Träumend stand ich auf, träumend verrichtete ich alle meine Geschäfte. Selbst meine Lieblingsgeschäfte ekelten mich an. Die Musik, die immer meine Brust mit einer überirrdischen Heiterkeit erfüllt hatte, zerschmolz mein Herz zu weichlichen Thränen, zu einer gegenstandlosen Trauer. Ich war kalt, gleichgültig gegen meinen Blinden, fühllos gegen die zarten, dankbaren Liebkosungen seiner Tochter. Ich nahm mir jeden Abend auf meinem Lager vor, Augusten nie wieder zu sehen, und am andern Morgen war mein erster Gedanke Augustens Benehmen in einem milden Lichte sehen zu wollen. Hundertmal fieng ich an gegen Louisen Augustens Betragen zu tadeln, ach! ich wollte ihr nur Gelegenheit geben, sie zu vertheidigen. Louise schwieg und ich fieng an Augustens Vertheidigung zu übernehmen.

Ich suchte nach Gründen zu Leisers zu gehen, fand keine und meine Füße trugen mich mechanisch

an das Thor, wo sie wohnen. Ich wäre gegangen, wenn ich nur eine scheinbare Entschuldigung für mein Wegbleiben gehabt hätte, oder wenn ich gewußt hätte, wie Auguste mich empfangen würde. Welch eine verderbliche Leidenschaft ist die Liebe!

Ich besuchte allerlei Orte, wo ich Augusten zu finden hoffen konnte. Sie war nicht da. Endlich bin ich im Konzerte. Die Thüre öffnet sich, und Auguste tritt in den Saal. Ich zitterte, wie ich sie erblikte. Ich hätte nun fliehen mögen, wenn ich gekonnt hätte. Sie war verlegen, denn alle Stühle waren besezt. Ein junger Mensch der bei mir saß, bot ihr seinen Stuhl. Mich hatte sie noch nicht in der Dämmerung bemerkt. Ich war ebenfalls aufgestanden. Sie sezte sich, und nun sah sie auf zu mir, um mir zu sagen, daß ich mich sezen möchte, und erkannte mich. Ach, sieh da, sagte sie ruhig: guten Abend! kommen Sie, eh jemand anders Ihren Stuhl nimmt. Ich sezte mich in der allerhöchsten Verlegenheit. Sie schwieg einen Augenblik. Denn wandte sie sich zu mir, als sollte ich ihr in dem Texte zeigen, was eben gesungen wurde, und sagte: o wahrhaftig, ich sollte Sie nicht fragen, warum Sie wegbleiben, und dennoch will ich Sie darum fragen. Ich war verwirrt.

Ich sehe, fuhr sie fort: ich sehe an Ihrem Blike, daß Sie bewegt sind. Sie seufzte. Haben wir uns mißverstanden, lieber Bach, oder ist es wahr, was ich in der ersten Ueberraschung fürchtete, wollten Sie

mich betrügen? Dieſer Zweifel, ich bin ſo kindiſch Ihnen das zu ſagen, hat mir ſehr unruhige Tage gemacht. Ja ich war erbittert auf Sie, und ich begreife kaum, wie ich Ihnen ſagen mag, daß ich es jezt wünſche, keine Urſache mehr zu haben Ihnen zu mißtrauen. Jezt nichts davon, lieber Bach, fiel ſie mir ein. Sie ſollen mich begleiten.

Nun wendete ſie ſich zu ihrer Nachbarin, und ſo gieng die Stunde hin. Ich weiß wahrlich nicht, Lieber, wie mir es auf einmal beifallen könnte, daß ſie unſchuldig war; aber mußte ſie denn nicht glauben, daß ich ſie hatte betrügen wollen? das alles überlegte ich. Ich hörte nicht einen Ton der Muſik mehr. Man bat Auguſten zu ſingen. Sie ſchlug es ab. Ich bat ſie ebenfalls darum. Meine Muſik liegt ſeit jenem Tage, flüſterte ſie mir zu, und zwar mit einer Trauer, die wahrhaftig unverſtellt war.

Nach dem Konzerte nahm ich ihren Arm, und ſtieg mit ihr in den Wagen. Unſere Verſöhnung war geſchloſſen, ehe wir ein Wort gewechſelt hatten. Ihre Hand fiel in meine, und ſo fuhren wir in ſtummer Empfindung zu ihrem Hauſe. Sie nahm mich auf ihr Zimmer. Ihr Vater war verreißt. Wir aßen allein. Der Bediente hinderte unſere Unterredung. Nach Tiſche flog ſie auf eine Minute in ihr Nebenzimmer, und dann kam ſie in eine Saloppe gehüllt wieder. Nun, gottlob, ſagte ſie lächelnd: jezt ſind wir allein! O, Sie ſollten das reizende Mädchen geſehen haben. Sie gieng ans Klavier, und ſpielte

eine süße, sanfte, ruhige Melodie, zu der ihre Lippen zuweilen ein paar Worte mit sangen. Sie hielt in einer sanften Kadenze aus, und nun sezte sie sich gegen mir über. Sehen Sie, sagte Sie lächelnd: nun habe ich jede bittere Aufwallung aus meiner Brust weggesungen, jedes selbstsüchtige Verschweigen und Mißtrauen. Ich glaube lieber Bach, wir bedürfen beide der höchsten, der allerkindlichsten Aufrichtigkeit gegen einander, wenn nicht uns glüklich zu machen, doch nicht den Glauben an uns selbst zu verlieren. Es würde keine gute Wirkung auf meinen Charakter machen, wenn der Mann, dem ich zuerst den edelsten Stolz zutraute, dessen Freundschaft mir ein Gut war, wenn dieser Mann meine Freundschaft ausgeschlagen hätte, um einen elenden Triumph seiner Eitelkeit. Sie legte dabei die Hand an die Stirn, als ob sie nachsönne. Ihre Stimme war zärtlich.

Ihr ganzes Benehmen war so seltsam, daß ich sie sehr genau beobachtete, ich sage Ihnen sehr genau. Eine kleine Beugung ihrer Stimme wäre mir nicht entgangen, die kleinste Zukung ihres Gesichts hätte ich bemerkt. Nein, das alles kam so rein, so unverstellt, so zutraulich, so wie sie sagte, kindlich aus ihrem Herzen hervor, daß es unmöglich war, dies Verstellung zu nennen.

Ich erwartete lächelnd, was sie weiter sagen würde. Sie drang auf eine Erklärung von meiner Seite über meine Empfindungen, über meine Vor-

ſtellungen von ihr bei der Begebenheit mit Louiſen und Rudolphi. Ich ſagte ihr ſehr aufrichtig, was ich über ſie gedacht hatte, Sie ſelbſt, Auguſte, ſo ſchloß ich: ſagten ja, Sie hätten mich genekt mit Empfindungen, die nicht waren.

Wie? rief ſie und ſtand auf: was ſoll ich geſagt haben? Ich wiederholte. Sie wurde ſehr ernſt, ſie fragte: und das verſtanden Sie? Ich ſagte ihr, wie ich es verſtanden hatte! wie ich es hätte verſtehen müſſen, daß ſie mich mit einer verſtellten Liebe genekt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie auf einmal das Mädchen wurde. Das lachende, heitere Geſicht, das in dem ernſthaften Geſpräch noch immer einen Zug von Muthwillen behielt, wurde höchſt ernſt und finſter, und was ich noch niemals ſah, eine Thräne rollte über ihre Wange. Ihr Ernſt verlor ſich in ein bitteres, betrübtes Lächeln. Nein, mein Herr, ſagte ſie ohne mich anzuſehen: das, das hatte ich freilich nicht erwartet, das macht freilich die Sache anders, ganz anders, als ich dachte. Und was mögen Sie jezt von mir glauben, mein Herr, jezt, da ich ſie gebeten habe mit mir zu gehen? O Gott, fuhr ſie ſchnell auf: ich erſchreke vor mir ſelbſt! Ich bitte Sie, lieber Herr Bach, ſagte ſie in der That demüthig bittend: glauben Sie nur in dieſem Augenblike nichts ſchlimmeres von mir, als Sie ſchon geglaubt haben: ein Mädchen, das ſie für eine elende Buhlerin halten, erſucht Sie einen Abend, da ihr Vater nicht da iſt, mit ihr abzubringen! O guter Gott! es iſt abſcheulich! Sie

wandte sich mit allen Zeichen des Erschrekens von mir ab.

Ich hatte wahrlich nicht überlegt, welche Folgerungen sich aus meiner Beschuldigung, jezt da ich bei ihr war, ziehen ließen. Ich sagte ihr, so ruhig ich konnte: Auguste, Sie nehmen das zu hoch. Mein Gott, ich versichre Ihnen, es ist keine Ahnung davon in meiner Seele. Gut denn, schluchzte sie: so ersuche ich Sie zu gehen. Nein es war nicht großmüthig, daß Sie mich begleiteten.

Nun frag ich Sie, lieber Dörner, wie konnte da noch Zweifel in meinem Herzen bleiben? Ich versicherte sie meiner höchsten Achtung, und es gelang mir, sie nach und nach zu beruhigen. Nun fiengen wir an die seltsame Begebenheit aufzuhellen. Ich sagte ihr, daß es meine Absicht gewesen sei, sie mit Louisen in Verbindung zu bringen, und der Beweiß war, daß Louise Rudolphis Hand bestimmt ausgeschlagen hatte. Sie erklärte mir den Sinn ihrer Worte. In der That, es war ein bloßes Mißverständniß, und —

Ja, ich will es Ihnen gestehen, lieber, theurer Dörner, was ich Ihnen noch verschweigen wollte. Unsere Versöhnung wurde geschlossen, sie sank an meine Brust, in meine Arme, sie schlug die schönen Arme um meinen Naken, und ich trank die Versicherung ihrer heißen Liebe von ihren schönen Lippen. Nein, lieber Freund, Sie sind zu argwöhnisch. Auguste liebt mich. Nein mißtrauischer,

argwöhnischer sind sie niemals mehr gewesen als ich; aber ich weiß es gewiß, so gewiß als ich Ihre Liebe gegen mich kenne, daß Auguste mich liebt.

Muß denn Auguste gerade so denken, gerade so die Sachen sehen, wie ich sie sehe. Wie oft haben Sie selbst mir gerathen, mich an das Herz des Menschen zu halten, und tolerant gegen ihre Vorstellungsweise zu sein? Das Herz, sagten Sie: zeigt mir, was der Mensch ist; die Meinungen, wie er erzogen wurde. Und so ist es, so ist es, glauben Sie mir, mit Augusten. Ihr Herz ist mein, mehr mein, als je ein weibliches Herz einem Mann gehörte. Ihre Vorstellungen, ihre Meinungen gehören ihrem Vater, und auch diese werden nach und nach sich in meine Art zu denken einschmiegen. Und hat sie denn auch ganz Unrecht, Lieber? Ist es denn nicht wahr, daß ich zuweilen ein Schwärmer bin, der Dinge sieht, die nicht sind, und war nicht diese Schwärmerei oft der Gegenstand Ihrer freundschaftlichen Spötterei? Soll nun Scherz nicht mehr Scherz sein? heißt darum Schwärmerei nicht mehr Schwärmerei, weil sie neben der kalten Besonnenheit steht? Es ist wahr, daß Auguste in dem besternten Himmel nichts mehr sieht als einen Raum, der uns nichts angeht, es ist wahr, daß sie das menschliche Herz nur für einen Muskel hält, den Fibern bald so oder so in Bewegung sezen; aber ihr Herz selbst, ihr eigenes Herz ist dennoch der Aufenthalt der Liebe, der Wohlthätigkeit, der Menschlichkeit. Und was will ich mehr?

O nein lieber Dörner, laſſen Sie! wenn ich nun von der Vorſehung beſtimmt wäre, dieſen ſchönen Geiſt über die Sphären der Erde, und des Genuſſes, bis in die ſchönen Regionen der allgemeinen Liebe zu erheben? Und verdient es der Geiſt Auguſtens nicht? Nein, ich bin glüklich, ohne Reue glüklich, ohne Unruhe, und Auguſte, dieſes reizende vollkommene Mädchen, wird gewiß einſt, die Liebe Dörners gegen ſeinen Eduard theilen. O Dörner, ſegnen Sie die Liebe meines Herzens, ſegnen Sie den Bund zweier Menſchen, die nur glüklich ſind durch Liebe, Geiſt und Tugend.

Leſen Sie dieſe Briefe Auguſtens, und dann ſagen Sie, ob ich nicht ein beneidenswerther Mann bin, leſen Sie und geſtehen Sie, Sie haben ſich geirrt.

Auguſte an Wilhelminen.

***g.

Ein paar Worte mit deinem Bruder, der durchaus nicht vom Pferde abſteigen will! Ich bin mit Bach verſöhnt. Eine Scene, die ich ein wenig ins Tragiſche ſpielte, ein paar Thränen, beinahe glaube ich, ſie floſſen natürlich, ſo zitterte ich vor dem Verluſte dieſes ſchönen Herzens, ein paar Klagen, als ob mir Unrecht von ihm geſchehe, gaben mir den Jüngling zurük, ohne den, das fühle ich unendlich tief, ohne den ich nicht glüklich ſein würde. Meine Liebe

kämpft mit der seinen um den Sieg der Stärke. Ach, Kind, ich liebe ihn mit unbegreiflicher Gewalt, und wenn er bei mir ist, so bin ich, was ich nie fürchtete, eine so fanatische Schwärmerin wie er. Ich stehe auf dem Sprunge eine Bürgerin des Platonischen überirrdischen Reichs zu werden, und ist nicht dieser reiche Traum jenes philosophirenden Poeten, der den Menschen in die Size der Götter hebt, seine Hände mit dem Segen des Himmels, seine Brust mit dem Geiste der Gottheit füllt, ist nicht dieser reiche Traum, wenn er bis an den lezten Pulsschlag dauerte, so viel werth als die dürftige Wahrheit meines Vaters, die mich nur zu einem vollkommenen Thiere macht, bestimmt mit List und Eigennuz nach dem Ziele der Vergnügungen zu rennen; die mein Herz und meinen Geist gegen alle Menschen bewaffnet, weil sie mir mir nach einem Ziele laufen.

O sieh, Wilhelmine: Er liebt mich nicht heißer als ich ihn liebe, und er giebt sich mit allem, was er ist, hin, lebt nur in meinem Herzen mit dem innigsten Vertrauen, und ich? ich liege an seiner Brust und laure auf seine Worte, auf seine Gedanken, mißtrauisch sondre ich immer mein Glük von dem Seinen, und die Liebe wird mein Glük und meine Marter zu gleicher Zeit?

Ach, oft zerschmilzt mein Herz an seiner Brust in einem stillen Thränenstrome der geheimen Reue, ich fühle in der engen Umarmung das Dasein einer bessern Seele in mir, die Liebe, die hingebende Liebe

gegen die Menschen, das Dasein einer andern und bessern Welt, in der Hülle der irrdischen, ich fühle alle seine Schwärmereien so wahr, wie ich nie die Sophismen meines Vaters gefühlt habe. Hinterher lächle ich zwar darüber. Ich begreife, ich weiß, daß eine ewige Liebe ein gegenstandloser Traum ist, ich sehe, mein Vater hat Recht, und ich hasche wieder nach den Vergnügungen, die mir an Bachs Herzen so fade schienen. Aber muß nicht dieses Wissen, daß die Liebe vergänglich ist, mich auch an seiner Brust ängstigen? Gab nicht vielleicht die wohlthätige Natur dem Menschen diesen schönen Wahn, wie sie dem Müden, und dem Unglüklichen den Schlaf gab? Dieser Wunsch nach ewiger Liebe, sagt Bach: ist das Gefühl der Ewigkeit, und Thränen der festesten Ueberzeugung stehen dabei in seinen Augen, ach Thränen, Thränen, die ich ihm wie das höchste Glük beneide.

Der Markis Valkour ist jezt hier, ein unverschämter Fat, der seine Thorheiten hier wie Liebenswürdigkeiten verkauft, und der uns ins Gesicht behauptet, daß die Sträußer-Mädchen in Paris mehr Geist haben, als alle deutsche Mädchen, und dennoch reißt man sich um ihn. Ich schreibe dir das, um dich hieher zu loken, den Thoren zu bestrafen. Ich habe, es ist Schade! ich habe keine Zeit dazu.

* * * g.

Nicht ein Wort von dem Blinden, sagen Sie, lieber Dörner? Es ist wahr, lieber Dörner, ich habe die Familie mit Vorsaz umgangen, auch sehe ich sie jezt seltener, als sonst. Wie soll ich Ihnen das sagen? Ich möchte es mir lieber selbst verschweigen. Ich fürchte, es hat sich eine unglükliche Leidenschaft in dem Gemüth des Mädchens entsponnen — gegen mich! Ich traute mir selbst, und meinen Bemerkungen anfangs nicht, indeß vermied ich jede vertrauliche Beziehung mit Hannchen. Ich hoffte noch immer, ich würde mich geirrt haben, bis denn Louise meine Vermuthung zu einer schrecklichen Gewißheit machte.

Wir lasen französisch zusammen, wie ich Ihnen das schon geschrieben habe. Die kindliche Einfalt des Mädchens, ihre reifen und dennoch so kräftigen Bemerkungen über das was mir lasen, machten mir diese Stunde in der That anziehend. Die Liebe des Mädchens gegen mich war so leise unter dem gegenseitigen Vertrauen großgezogen, ihre natürliche Heftigkeit und Verschlossenheit, die beständig aussah wie Leidenschaft, entzog mir den offnen Anblik ihres Herzens. Ich hielt ihre aufkeimende Leidenschaft für Dankbarkeit, ihr heftiges Bestreben mir zu Gefallen französisch zu lernen für Ueberzeugung, daß es ihr nüzlich wäre. Ich ahne nichts, und ich erwiedere die Ausbrüche ihrer Leidenschaft, die ich für Dankbarkeit hielt, mit Vertrauen und dankbaren Liebkosungen.

Die Unglükliche hält das alles ebenfalls für Liebe. Ich selbst in meiner Unwissenheit mache sie mit dem Zustande ihres Herzens bekannt. Sie selbst weiß nicht, daß sie mich anders liebt als ihren Wohlthäter, als ihren Beschüzer. Sie kannte nichts anders als Griechen und Römer, und war also völlig mit den Gefühlen der Liebe unbekannt.

Ich fange mit ihr an französisch zu lesen. Ich lese den Labryere mit ihr, um sie nach und nach mit den Menschen, die sie nicht kennt, bekannt zu machen. Ich glaubte ihr die Waffen gegen die Schwäche ihres unverwahrten Herzens dadurch in die Hände zu geben, und sie lernt nichts dadurch, als daß sie mich liebt. Ihre Leidenschaft, die vorher in den engen Gränzen der Freundschaft des Vertrauens, des Wohlwollens schwebte, die keinen Wunsch kannte als den Wunsch mit mir fort umzugehen, entzündet nun bei ihr andere Wünsche, erfüllt ihr Herz mit der Furcht mich zu verlieren, mit der Hoffnung mich zu besizen.

Ach, lassen Sie mich es gestehen, lieber Dörner, manchmal kann ich mich des schrecklichen Gedankens nicht erwehren, daß meine Unvorsichtigkeit Schuld an dem Unglük des Mädchens ist. Ach wie vorsichtig sollte der Mensch das Herz eines Jünglings, eines Mädchens behandeln! Sie kannte die Liebe nicht, und liebte, so sorgenfrei, denn die Liebe der Panthea beim Xenophon war ihr nichts als die Pflicht des Weibes, die Liebe des Julius beim Livius die Pflicht des Bräutigams.

Gut denn, ich hätte sie in ihrer Unschuld lassen sollen, das habe ich tausendmal vorher gedacht. Es ist wahr, geben Sie einem Mädchen, welches neuere Buch, Sie wollen, in die Hände, und sie wird die Liebe darin finden; die stille, arglose, unschuldige Unwissenheit ihres Herzens wird verloren gehen; aber wird sie sie nicht noch mehr in der Welt selbst finden? wenn sie nun ohne Kenntniß dieser gefährlichen Leidenschaft hinein tritt? Ein Buch, ein Roman wird das junge Herz mit stillen Wünschen, mit einer verlangenden Sehnsucht erfüllen, wird den Trieb der Liebe erweken: wer kann das leugnen? aber hat denn nicht die Welt noch eine schlimmere Seite, als das Buch? Das Buch wekt die Liebe, aber es giebt der erwachenden Liebe die Gestalt eines reinen, überirrdischen Wesens, und die Liebe wird nun der Cherub, der mit dem flammenden Schwert den Eingang des Herzens gegen die Wollust vertheidigt. Die Welt aber erwekt die Liebe eben so gut, und giebt sogleich dem jungen Herzen einen Gegenstand der Liebe: was der nun ist, edel oder sinnlich, die Liebe wird seinen Charakter annehmen, und tausend gegen eins den Charakter der Wollust. Man hält es für Klugheit dem Mädchen die Leidenschaft so lange zu verschweigen, als es möglich ist, und überläßt es dem Zufalle, auf welche Weise, von welcher Seite sie mit diesem zweiseitigen Affekt bekannt werden soll. Das unschuldige, unwissende Mädchen hat zu seiner Vertheidigung nichts als die Schamhaftigkeit, welche ihr

die Natur gab, und eine Lehre ihrer Mutter, welche dieſes theure Geſchenk zu einer neuen Gefahr macht, die Lehre: du mußt nie mit einem Jüngling vertraut werden, und mit dieſen beiden elenden Waffen wird das arme Mädchen hinausgeſtoßen in die Gefahren der Bälle, der Schlittenfahrten, der Spaziergänge, des Alleinſeins, und der Vertraulichkeit mit den jungen Männern. Das Gebot der Mutter, nicht vertraut zu ſein mit einem Jüngling, iſt übertreten. Zitternd zwar begeht das Mädchen das erſte Verbrechen, das allein die Mutter ſchuf, die jungfräuliche Scham ſinkt mit dieſem eingebildeten Verbrechen, und das arme unwiſſende Mädchen, das nicht weiß wohin ihre Begierde führt, iſt die Beute ihres eigenen Herzens, und der leichteſten Verführung.

Sehen Sie, das dachte ich, und hatte ich nicht Recht? und ſo beſchloß ich Hannchen mit dieſem gewaltigen Affekte bekannt zu machen. Ich that Unrecht, daß ich das nicht irgend einem edlen Mädchen überließ. Louiſen kannte ich noch nicht. Das iſt meine ganze Schuld, Hannchen lernte die Liebe kennen und liebte mich. Noch immer merkte ich nichts: denn wie geſagt, ihre Heftigkeit, das Unſtäte in ihren Empfindungen ſchien mir ihr Charakter zu ſein. Eine Kleinigkeit öffnete mir die Augen. Ich las mit ihr den Raynal. Sie lieſt mir vor, wie die Engländer an der Küſte des feſten Landes ausſteigen um Sklaven zu machen. Sie werden von den Karaiben entdekt, die Wilden fallen über die Menſchen-

räuber her, ſchlagen und ermorden ſie. Ein junger Engländer wird verfolgt, und dringt endlich in einen Wald, die grauſamen Wilden noch immer hinter ſich. Eine junge Karaibin begegnet ihm, verſteckt ihn, nährt ihn heimlich und rettet ſein Leben. Nach einiger Zeit führt ſie ihn an die Küſte zu den Engliſchen Schiffen. Man nimmt ſie auf. Seine Retterin folgt ihm in das Schiff.

Das alles las Hannchen mit vor Freude leuchtenden Augen. Mein Gott! rief ſie mit jauchzender Stimme: o ich kann mir denken, was der junge Mann empfunden hat, die Retterin ſeines Lebens, ſeine Wohlthäterin nicht zu verlieren! auch, ſezte ſie traurig hinzu: wenn ich Sie ganz verlieren ſollte! Sie nahm das Buch wieder auf und las: So bald ſie in Barbados angekommen waren, verkaufte der Abſcheuliche das Mädchen, das ihm das Leben erhielt, das ihm ihr Herz gab, als Sklavin. Sie las es mit zitternder Stimme, ſie wurde bleich, ſie las es nicht aus. Sie warf das Buch nieder, und verſank in ein finſteres, gramvolles Nachdenken. Die Retterin ſeines Lebens! ſagte ich nach einer Pauſe um ſie zum Reden zu bringen: es iſt abſcheulich!

O nein, das nicht, ſagte ſie finſter und ſtand auf: das nicht! denn was iſt das großes? das that ihr Mitleiden, ihre Menſchlichkeit. Wer würde das nicht thun? aber ſie gab dem Teufel ihr Herz, ihre Liebe. Ihr Auge flammte bei den Worten von den Strahlen des Abſcheus und des Zorns. Sie

liebte ihn, sie opferte ihm Vaterland, Verwandte, Eltern, ihre stillen Wälder, ihre Sitten, ihre Sprache, sie opferte ihm alles auf, denn kurz sie liebte ihn, und das Ungeheuer! Ein Schauer überlief sie. Sie versank aufs neue in sich. Nun ergriff sie auf einmal heftig das Buch wieder, las still, und warf es unmuthig wieder hin. O, rief sie, wie kalt wie gefühllos die Menschen sind! Auch nicht ein Wort steht da, wie das betrogene Mädchen, die Kette, die der Bösewicht ihren zitternden Händen anlegt, sich um den Hals windet, und sich tödtet, vor seinen Bliken tödtet! Lächelnd sagte ich: sie wird sich nicht getödtet haben.

Nicht? rief sie ungläubig: und hier steht es, daß sie ihn liebte? O, rief sie mit zusammengeschlagenen Händen: wenn ich so betrogen würde, wenn ich liebte, mein Herz hingegeben hätte — wenn — Sie — Sie — sie redete nichts aus, sie verbarg das blaße Gesicht in ihre Hände, und gieng in ihr Schlafzimmer. Ich stand wie versteinert da. Sie kam zurük, und die flammende Röthe, die sich über ihr Gesicht ergoß, wie sie mich ansah, machte mich noch gewißer, daß sie mit den lezten Worten mich gemeint hatte. Noch tausend andere Kleinigkeiten fielen mir bei, die eben so bedeutend waren, und ich konnte fast nicht mehr zweifeln, daß sie mich liebte.

Von diesem Augenblik an that ich, was ich thun mußte. Ich sahe sie weniger als vorhin, ich vermeide jede vertrauliche Lage mit ihr, ich biete ihr

nicht mehr die Hand beim Kommen und Gehen. Ich habe das Franzöſiſche aufgegeben, unter dem ſchiklichen Vorwande, daß ſie es nun ſo fertig weiß, um ſich ſelbſt fortzuhelfen. Sie ſah mich finſter an, wie ich es ihr ſagte, dann nach einer Pauſe traten Thränen in ihr Auge. Sie drehte ſich ſchnell von mir, ſchlich langſam ans Clavier, griff ein paar Akkorde, und ſagte zu Louiſen, die gegenwärtig war, leiſe: wenn ich nun das Clavier nicht hätte! Sie wird jezt immer ſtummer gegen mich. Sie betrachtet mich mit traurenden Bliken. Wenn ich zuweilen, überwunden von ihrer ſtillen Trauer, ſie freundlich anrede, ſo ſpringt ſie auf, ihr Auge lacht, und dann verſinkt ſie wieder in ihre trauervolle Stellung. Ich ſcheue mich mit Louiſen über des Mädchens Zuſtand zu reden. Denn auch Louiſe ſcheint Parthie gegen mich zu machen. Welch ein Glük ſchlagen Sie aus, ſagte ſie mir neulich Kopfſchüttelnd: und wogegen? ſezte ſie bedeutend hinzu. Wogegen? was meinte ſie damit. Ich habe von Auguſten, und unſerer Liebe ihr nie etwas geſagt. Aber wenn ſie wüßte, welch ein Mädchen Auguſte iſt, ſie würde nicht mehr fragen, wogegen?

Ich bejammerte es, daß ich unſchuldigerweiſe die Veranlaſſung von Hannchens Unglük bin; ach, ich ſehe ſogar, wie ich hätte dieſen Unfall vermeiden können. Ich kann mein Benehmen bedauern aber nicht bereuen. Die Vorſehung mag ihr Gewebe auflöſen, und ſie wird es; das arme Mädchen wird

mich vergeſſen, troz dem was Louiſe auch behauptet, daß Herzen wie Hannchens Herz zum Brechen aber nicht zum Vergeſſen geſchaffen ſind. Und wenn es bräche, fragte ich: iſt es denn meine Schuld? und ſie ſagte wieder ſo bedeutend mit Achſelzuken: Ach, daß Sie dies reine Herz brechen wollen und warum Sie es brechen wollen, das iſt was mich ſchmerzt.

Aber ich ſage Ihnen, das Herz wird vergeſſen lernen, einen Wunſch vergeſſen lernen, deſſen Erfüllung unmöglich iſt.

Ich freue mich nur, daß mein Blinder von alle dem nichts merkt. Redet er ſeine Tochter an, ſo wird ihr Ton heiter, fröhlich ſogar, und die Thränen ſtehen ihr oft dabei in den Augen. Ich fühle die Größe dieſes Opfers; allein glaubt ſie denn, daß ihr Vater nur ſie allein liebt, meint ſie denn, daß ihre Thränen mein Triumph ſind? Und wer weiß, ob ſie mir nicht einen Theil ihres Kummers verbirgt? Louiſe ſagt: wenn Sie wüßten, wie ſehr das Herz des Mädchens Sie liebt, Sie würden aus Mitleiden ſie wieder lieben.

Aus Mitleid? Und Auguſten tödten? denk ich dann. Wie wird das enden? ſagen Sie wie wird das enden?

***

Ich kann mich noch immer nicht an die Extreme

der grösten Welt gewöhnen. Leugnen Sie es nicht, die Einsamkeit, worin wir erzogen worden, macht uns gutmüthig, wohlwollend; aber wiederum habsüchtig, eifersüchtig, egoistisch. Wir wollen alles allein haben: wir beneiden jeden Menschen um ein freundliches Wort, was der Freund und die Geliebte einem sagt. Es soll kein anderer Gedanke in der Seele dessen, den wir lieben aufsteigen, kein andrer Plan, als der sich mit uns beschäftigt, und die Verhältnisse der Welt, machen eine Art von Resignation so nöthig. Ich wollte, ich lebte mit Augusten erst auf dem Lande in der tiefsten Einsamkeit. Es quält mich, wenn sie nur irgend einen Mann kalt anblikt.

Da ist der Markis Valkour, der unverschämteste Mensch, den ich je gesehen habe. Er hat alle Fehler seiner Nazion, seines Standes, seines Alters, seiner Erziehung, ohne irgend eine Tugend seiner Nation, der Jünglinge, der Vornehmen zu haben. Eine hübsche Figur, eine Art Wiz, woran es dieser Nation niemals fehlt, eine Art von Philosophie, die abscheulich ist, machen ihn den meisten Mädchen interessant. Das wurmt mich. Er ist ein Fremder, sagt mir Auguste: reich, vornehm, und dazu ein Pariser, ich wundre mich, daß er nicht noch unverschämter, und die Mädchen nicht noch zudringlicher sind. Auguste, sag ich arglos, er verdiente, daß Sie die Ehre der deutschen Mädchen rächten und ihn bestraften. Sie lacht.

Schon den andern Tag sah ich Augusten in dem Bestreben meinen Wunsch zu erfüllen. Sie faselt

um den Thoren her, mit ihm, sie hängt sich an seinen Arm, macht mit ihm Charaden, und er war artiger gegen Augusten, weil sie ihm keine Unverschämtheit übersah. Sie machte ihn lächerlich, wenn er zu dreist wurde, ohne empfindlich zu werden. Sie weiß sich in seiner Sprache sehr schön und geläufig auszudrüken; sie ist selbst in Frankreich gewesen, und Valkour ist entzükt von dem Mädchen. Er gieng umher, und sagte laut jedem, daß er beinahe in Augusten verliebt sei, und behauptete geradezu, daß sie ihn liebe, und Auguste — schien seine Behauptung wahrzumachen. Sie war beständig mit ihm beschäftigt und Valkour brachte ganze Tage bei Leisers zu.

Sehen Sie! ich habe die Idee selbst angegeben, und dennoch war mir Augustens Umherflattern um den Gek unangenehm. Sie merkte es, ich gab mir gar keine Mühe meinen Verdruß zu verbergen; ich will den Fat bestrafen, sagte sie mir lachend. Ich gebe mir alle Mühe ihn zu bereden, daß ich ihn liebe. Er wird es glauben, sag ich. Das eben will ich! sagte sie: und dann?

Daß das Folgen hat, dafür lassen Sie den unverschämten Gek nur sorgen und mich, daß er recht tüchtig beschämt wird. O ich hoffe noch mehr, ich hoffe, er soll sich ernsthaft in mich verlieben, um ihn recht zum Gefühl seiner Armseligkeit zu bringen.

Ich zog die Stirn kraus. Ich scheute mich etwas dagegen zu sagen, so gern ich auch gesehen hätte,

daß Auguſte ſich nicht mit dem Menſchen eingelaſſen hätte. Sehen Sie und nun ſeh ich dieſem albernen Spiele ſeit acht Tagen zu, ſehe wie Auguſte ganz für den Gek zu athmen ſcheint, wie ſie ſeine Thorheiten belacht, wie ſie ungleich in ihrem Benehmen, ihn jezt verlacht, ihn dann wieder mit einer verſtellten Empfindſamkeit reizt, ſehe, wie er jezt ſchon mit langen wohlwollenden Blikken ſie betrachtet, wie er ernſthafter an ihrer Seite wird, wie er jede Gelegenheit aufſucht, mit ihr allein zu ſein, da ſonſt die gröſte Geſellſchaft ſein wahrer Tummelplaz war, auf dem er glänzen wollte, ſehe, wie er unter Menſchen vorſichtig mit Auguſten, ſo gar ehrerbietig umgeht. Das alles ſehe ich, und — o ich wollte, ich lebte mit Auguſten erſt in der tiefſten Einſamkeit, wo kein Thor käme um die ſüßen Ergießungen der Liebe und des Vertrauens zu ſtören. Ja das iſt zwar eine unſchuldige, aber üble Seite der großen Welt, ich fühle das, es wäre mir nicht möglich, auch nur zu thun, als liebte ich ein anderes Mädchen als ſie, und die Tochter des Blinden? ach! ungeliebt, hat ſie nur Auge und Ohr für mich. Mitten unter einer zuſammenſtürzenden Welt, würde ſie unbekümmert um ſich und alles noch mit Entzüken hören, wenn ich ihr ſagte: ich liebe dich! Sie würde an mein Herz ſinken, und vergeſſen, daß ſie vergienge! Und ich vergehe jezt vor Verdruß und Wehmuth, Auguſte ſiehts, lächelt und ſagt: Sie wollten es ja ſelbſt.

Was ich wollte, das weiß ich, das fühle ich, und

ich knirsche oft mit den Zähnen, daß sie nicht fühlt, nicht sieht, was ich will!

***g.

Nein, es geht nicht mehr so! Was hab ich nicht gethan um den Glauben an ihre Liebe festzuhalten? Wie emsig habe ich mich nicht selbst getäuscht, mir geheuchelt, mich überredet, daß nicht sei, was ich sah? Ich stehe an der Gränze der menschlichen Natur, an der Gränze meines Glaubens an ihre Liebe, an der Gränze meiner Hoffnungen glüklich zu sein. Sie lächelt, weil sie nicht glaubt, daß ich weiter gehen werde, eben weil ich denn allen meinen Hoffnungen vorüber gehe. Ach, ich fühle es, ich fühle es, daß es leichter ist elend zu sein, als betrogen, leichter zu weinen, als sich zu verachten, und daß der erste Augenblik des Zweifels der lezte meiner Liebe sein wird.

Ich habe ihr das gesagt, und sie meint, ich scherze: sie giebt mir zur Antwort: soll ich auf halbem Wege stehen bleiben, soll ich den Thoren glauben lassen, ich liebe ihn? Nein, ich muß mein Spiel ausspielen! lustig! ruf ich. Sie mag es ausspielen ihr fürchterliches Spiel der Eitelkeit; sie mag fortfahren den verächtlichen Menschen zu neken, sich an seinen Arm zu hängen, sich in die dunkelsten und einsamsten Lauben mit ihm zu stehlen — was sie thut, Freund, was sie wahrhaftig thut.

Ich size jezt wieder in meinem Haidehüter

Hüttchen, und die Sonne geht auf und unter, und Mond und Sterne drehen sich in ihren leuchtenden Kreisen um meinen Kummer, wie um ihren Mittelpunkt, und ich bemerke es nicht. Und bemerke ich es, so fällt mir bei, daß der Himmel das Bild der reinen Liebe ist, daß so, so wie er, unablässig wie er, sich die Liebe um die Treue unveränderlich wenden sollte, und ich freue mich, wenn der Sturm die Wolken, die gestaltlosen Wolken, die ungetreuen, flatterhaften Wolken durch einander treibt, daß doch etwas am Himmel die Untreue der Menschen rechtfertigt.

Ach lieber Dörner, wenn der blinde Greis mit seiner treuen Tochter, da neben mir sizen, der Alte mit freundlicher, liebevoller Stimme mich anredet, um meinen Verdruß zu zerstreuen; die lichtlosen Augen auf mich wendet, und nichts wünscht, als nur einmal mich zu sehen; wenn das unglükliche Mädchen, ich sehe es an ihren zum Himmel gewandten Bliken, dann wünscht, daß sie mich niemals gesehen hätte, neben mir seufzt, wenn ich seufze, und auf ihr gebrochenes Herz noch einen Theil meines undenkbaren Kummers zu nehmen immer willig ist, o so stehe ich zuweilen auf, und verberge mich in das Birkenwäldchen, und frage mich selbst voll Unmuth, warum ich die treue, liebevolle Seele nicht liebe? da sizt sie, mit den seelenvollen, stillen, verborgenen Bliken der Liebe, Thränen zerrinnen, in den großen Augen voll treuer Glut, und fließen in ihr zerrissenes Herz zurük. Kein Wort verräth mir ihre Liebe, kein Seufzer

wirft mir meine Undankbarkeit vor. Sie liebt mich, und dieſe hoffnungsloſe Liebe iſt ihr einziges Glük und ihr Elend.

Sie weiß es, daß ich Auguſten liebe. Louiſe hat es ihr geſagt, wozu ich das Herz nicht hatte. Sie hört das an, ſchweigend, mit heißen Thränen, und von dieſem Augenblik an wird ſie kalt gegen mich. O, ſagt ſie zu Louiſen: muß ich nicht ſo thun, was es mir auch koſtet? würde er nicht ſich betrüben, wenn er wüßte, wie elend ich wäre! das Mädchen zerdrükt ihr eigenes Herz um mir eine kleine Betrübniß zu erſparen, und Auguſte? — ſie vergiftet meine Ruhe um nicht einen elenden Triumph ihrer Eitelkeit zu verlieren. Sie ſchmeichelt einem Wüſtling, um den Triumph zu haben, daß der Wüſtling ihre Ketten trägt.

Aber, bei Gott, glaubt ſie, daß ich ihr Thor ſein ſoll, ſo irrt ſie ſich. Sie ſpielt ein Spiel, was ſie verlieren muß, und wehe mir und ihr! Noch einmal werde ich ihr ſagen, was ich ihr ſchon tauſendmal geſagt habe, und will ſie die Feſſeln der Eitelkeit nicht zerreiſſen, ſo iſt dieſe Hand ſtark genug die ſchändliche Feſſel der Liebe zu zerreißen, die mich an ſie knüpft. Leben Sie wohl. O wünſchen Sie mir Glük, denn noch heute ſoll das Loos fallen, ob ich glüklich oder unglüklich ſein ſoll!

***g.

Mein Herz blutet, aber zersprengt ist die Kette, die mich an das Mädchen schloß! nein, nein, mein Herz blutet, aber es schlägt frei und hoch. Ich bin mir selbst wieder gegeben. Lassen Sie mich, und ich glaube, meine Ruhe wird zurükkehren, und wenn auch nicht jezt, doch denn wenn die Ruhe in jedes in Staub zerfallene Herz wiederkehrt, im Grabe! und warum nicht da? Warum soll nicht der Unglükliche das Panier seiner Hoffnung auf sein Grab fest stellen, wie es jeder Mensch sollte? Warum soll nicht der Gram die Zeit so gut verkürzen können, wie die Freude. Das Leben ist ein Augenblik. Lassen Sie mich!

Wie das zugieng. Sehen Sie, sehr natürlich. Ich sage Augusten, was ich Ihnen schrieb. Sie lächelte, sie nannte meine Empfindung eine thörigte Eifersucht. Auch das, sagte ich, obwohl ich fühle, daß es nicht Eifersucht war: auch das, Auguste, so machen Sie dem Spiel ein Ende, weil es mich kränkt, weil ich es nicht sehen kann. Sie versprach es. Ich drang auf eine schnelle Entscheidung, auf jezt. Sie macht Einwendungen. Ich blieb bei meiner Meinung. Ich drang auf den augenblicklichen Bruch mit Valkour. Sie versprach auch das. Ich komme Nachmittag. Valkour ist da. Sie redet nicht mit ihm. Sie behandelt ihn mit der auffallendsten Kälte, und in mein Herz stieg der reinste Strahl der Freude. Ich meinte es sei vorbei, und ich war betrogen!

Ich war unglaublich heiter. Ein Zufall läßt mich mit Valkour allein im Garten. In der That fühlte ich mich geneigt des Geks ein wenig zu spotten. Er klagte über das rauhe Klima Deutschlands. Ich sage lachend: und doch scheinen Sie hier warm geworden zu sein; aber Auguste scheint sich erkältet zu haben. — Kalt wie Eis! sagte er die Hände sich reibend mit einem listigen Blike. Und kann Ihre Wärme Augustens Kälte nicht aufthauen; sag ich scherzend: so müssen Sie sich das Lehrgeld in der Galanterie zurükzahlen lassen. Sie haben Recht, sagte er, mich auf die Schulter klopfend, mit einem triumphirenden Blike: Sie haben Recht. Das muß ich. Sehen Sie, ich weiß nicht, was mich mißtrauisch machte. Ich gehe mit ihm die hintere Alee auf und nieder. Ich nehme alle meine Heiterkeit, die ich habe, zusammen, bringe ihn auf seine Eroberungen, und der eitle Fraz erzählt mit leuchtenden Augen.

Ich erstaune, bezweifele. Er betheuert. Ich lächele boshaft, entweder, sag ich, müssen die Französinnen viel leichter zu besiegen sein, als die deutschen Mädchen, oder es hat Ihnen beliebt sich auf Kosten Ihrer Landsmänninnen zu schmeicheln. Denn Auguste, sagte ich so boshaft lachend, wie möglich: denn Auguste? Sie lieben das Mädchen!

Hören Sie, sagte er geheimnißvoll: es war ein Mädchen — und nun fieng er an, unter einem fremden Namen mir Augustens und seine Geschichte zu erzählen. Er schloß. Das Mädchen schien kalt, denn

sie hätte ihre Dehors zu schonen. Heimlich aber, erhielt ich ein Billet von dem Mädchen, und, dabei schlug der abscheuliche Gek auf die Tasche, das Billet gab mir ein reizendes Tete a Tete mit meiner Geliebten. Ich hatte Mühe den Elenden nicht anzugreifen. Mein Blut kochte.

Ich lache laut auf, Gott weiß mit welcher Empfindung. Sie sind ein glüklicher Mann; aber, sezte ich ironisch hinzu und klopfte ihn auf die Schulter: der General, der sich nach zehn gewonnenen Bataillen einmal schlagen läßt, verliert seinen ganzen Ruhm. Auguste, Herr Markis, Auguste! — Diese Auguste, hob er lächelnd wieder an, und wiederholte sein Achselschlagen: so kalt wie Eis. Das Mädchen aber, von dem ich Ihnen erzählte, sie war aus Brabant, aus Brüssel, bat mich, mich noch im Garten zu verweilen, bis die Gesellschaft fort sei, und dann in ihr Zimmer zu kommen.

Nun? fragte ich: Weiter geht die Geschichte nicht, sagte er mit einer Verbeugung. Ich war in der That höchst aufgebracht.

Er gieng zum Glük, und ich hatte Zeit mich zu erholen. Ich gieng Abends nach Tisch früher wie die Uebrigen: aber war etwas an dem Berichte des Elenden, so würde es diesen Abend sein. Ich flog grimmig zu Hause, hüllte mich in einem Mantel, drükte einen runden Hut in die Augen, und so verbarg ich mich gegen dem Hause über ins Gebüsch, von da ich das Gesellschaftszimmer übersehen konnte. Ich sah den

Elenden noch immer im Zimmer umher gehen. Nach und nach gieng die Gesellschaft zur Stadt. Nur Valkour kam nicht. Er war nicht mehr im Zimmer, wie die Lezten es verliessen. Endlich war alles leer, und nun stieg mein Zweifel bis zur fürchterlichen Gewißheit. Er kam nicht. Das Licht wurde im Gesellschaftszimmer verlöscht. Ich sah Licht auf des Geheimeraths, dann Licht auf Augustens Zimmer. Nach einer unendlichen Zeit kam Valkour durch die Gartenpforte, und gieng der Stadt zu. Ich folgte ihm. Im Thore redete ich ihn an. O mein Herz erlag unter der unsäglichen Mühe ruhig zu scheinen.

Sieh da, Herr Markis! Er erkannte mich. Nun, frag ich nach einem vorbereitenden Eingange: wie heist Ihre Geschichte nun weiter? Welche Geschichte? — die von heute Nachmittag! — ach, die! sagte er lachend: sie hätte übel ausfallen können, allein man muß über diesen Punkt diskret sein. Ich drang mich ihm auf. Wir tranken noch Punsch. Aber all' meine Mühe war vergebens von ihm etwas zu erfahren. Er lachte zuweilen laut ohne Veranlassung auf, und so gieng ich verrathen, zernichtet, den giftigen Pfeil der wüthendsten Eifersucht im Herzen.

Noch sank mein Glauben nicht ganz. Noch immer hofte ich. Ich gehe ruhig den andern Tag zu Augusten. Ich rede wie von ohngefähr von gestern. Ich frage, ob die Gesellschaft noch lange geblieben sei. Valkour, sagte Auguste, und die Schamröthe über diese Lüge überzog ihr ganzes Gesicht, Valkour gieng

gleich nach Ihnen, und so folgten auch die Uebrigen. Nun? sagte ich lächelnd: Auguste, Sie brechen doch Ihr Versprechen nicht. Sie erröthete wieder, und sagte: Sie können ja leicht von einem andern hören, daß ich mit Valkour nicht ein Wort gestern gewechselt habe.

Ich weiß noch jezt nicht, woher ich die Ruhe nahm, mit der ich das Gespräch abbrach. Sie kam aufs neue wieder darauf zurük; und ich konnte sie sogar mit Valkour neken. Doch was es war, das mich so ruhig machte, ists doch, als ob mirs eben erst einfiele. Sie hat dem Thoren ein geheimes Rendezvous gegeben um ihn von seiner Erbärmlichkeit zu überzeugen, um ihm zu sagen, wie verächtlich er ist. Valkour wird nicht wiederkommen. Sehen Sie das dachte ich. Ich saß also in der That ziemlich ruhig da, obgleich ich in meinem Innern einen Widerwillen gegen den Handel empfand. Indeß es war nun vorbei. Ich war kaum eine Stunde bei Augusten gewesen, meine Stimmung war leidlich geworden, da öfnete sich die Thüre und — noch erstarre ich, wenn ich daran denke — und Valkour trat ins Zimmer mit einer Freimüthigkeit, die mir zu deutlich zeigte, daß Auguste ihn gestern nicht mißhandelt haben konnte. Ich warf einen Blik auf Augusten, und sie, so sehr sie es auch zu verbergen suchte, erröthete, und verlor die Fassung beinahe ganz, wie ich es noch nie gesehen habe: Valkour begrüßte sie mit einer listigen Miene, mit einer hoch triumphirenden Miene.

Sie riß sich, ängstlich, das ist das Wort! von ihm los, ohne aber unhöflich oder spöttisch zu sein. Man sah, sie betrachtete ihn als ihren Sieger. Sie vermied ihn mit einer Art von Scham, die sie sonst nie hat, sie verlor jeden Einfall, so bald Valkour anfieng.

Ich nahm meinen Hut, empfahl mich dem Geheimenrath auf ein paar Tage für eine kleine Reise, wie ich sagte. Reise? fragte Auguste und sah mich ängstlich an, und das erfahr ich erst eben jezt? Bach sagte sie: Ihnen ist etwas? Sie warf einen Blik auf Valkour, und versank dann tiefsinnig in sich selbst. Ich gieng indeß. Sie folgte mir bis an die Hausthüre, ohne das Herz zu haben mich aufzuhalten, und mich dünkt, sie that wohl, daß sie mich so gehen ließ.

Da haben Sie die häßliche Farze, Szene an Szene, Theaterkoup an Theaterkoup, sammt der Entwikelung, und niemand lacht als der elende Franzose. Ich bin wirklich ein paar Tage in meinem Haidehüter-Hause gewesen. Ich fühle, daß die Einsamkeit mir wohlthut, und mich vor Thorheiten bewahrt: denn schon ein paarmal war ich willens den elenden Verführer aufzusuchen, und ich war rasend genug, nach dem Blute des Thoren zu lechzen.

Das alles hat mein Herz mit einer steinernen Kruste umzogen: ich fühle wie man ein Menschenfeind wird, wie man den Glauben an Menschen verliert. Wenn Hannchen bei mir sizt, stumm und schweigend wie ich selbst, wenn die Thräne der Liebe aus ihren Augen hervor quillt, hundertmal bin ich

im Begriff zu rufen: geh, geh, auch du bist eine falsche, betrügerische Schlange! O Dörner, Dörner, ich trug das Mädchen in meinem Herzen, das Ihre Vorwürfe so oft erschütterten. Nein, ich ließ sie nicht fahren; ich vertheidigte sie gegen Ihre Vorwürfe, gegen Ihre Vorhersagungen, gegen meine eigene Grundsäze. Ich seze des Mädchens halber, alles, alles was mir theuer war aufs Spiel, meine Ruhe, Ihre Freundschaft, und dennoch betrog sie mich. Und noch jezt findet mein partheiisches Herz Augenblike, wo es nach Gründen sucht, sie zu vertheidigen. Fort! fort! mein Herz blutet, bricht, aber es blutet, es bricht frei von den Ketten der elenden, hinterlistigen Betrügerin.

Auguste Leiser an Wilhelminen.

***g.

Ich lache laut auf und zugleich treten Thränen der Angst und der aller allerbittersten, schmerzvollsten Demüthigung in mein Auge. Der Handel ist so verwikelt, so verzerrt, daß ich noch nicht begreife wie ich das verwikelte Gespinnst angreifen soll um es aufzulösen. O ich bin in meinem Leben nicht so gedemüthigt, und so für eine Thorheit, gut ich will es so nennen — bestraft.

Ich habe dir doch von Valkour geschrieben. Ein Einfall von meinem empfindsamen Ritter, meinem Bach, bringt mich auf die Idee den Thoren zu bestra-

fen. Mein Vater bringt mir unglüklicher Weise gerade zu eben der Zeit ein Buch. Er gab es mir mit einer Art von Ungewißheit. Dies Buch, sagte er, es noch immer in der Hand behaltend: ist ein gefährliches Buch, Auguste. Es enthält aber einen Schaz von Erfahrungen, Lebensweisheit, und eine so feine, hohe Menschenkenntniß, daß ich dir dies Buch beinahe nicht verweigern kann. Aber es ist sehr schlüpfrig, wenn ich deiner Phantasie gewiß wäre? Er besann sich wieder.

Mein Verlangen wurde gereizt, und doch wollte ich es mich nicht merken lassen, und mein Vater, nach einem kleinen Besinnen, stekte es wieder ein. Ein schlüpfriges Buch, sagte ich ganz kalt; ist mir noch nie gefährlich gewesen, und Sie können mir ja die Stellen, die so viel Lebensweisheit enthalten, abgerissen vorlesen, oder was bedarf ich des Buchs, ich habe ja Sie.

Glüklich erreichte ich meinen Zwek. Mein Vater gab mir das Buch mit einer Menge von guten Lehren, und war auch da noch zweifelhaft, ob er Recht gethan hätte. Ich nahm mein Buch und flog auf mein Kloset, und las und verschlang. Ich sage dir, mein Kind, ich würde das Buch nie meiner Tochter in die Hände geben, sie möchte erzogen sein, wie sie wollte, obgleich mein Vater Recht hatte; denn es enthält ein so lebendiges Bild der verfeinerten Wollust, der Verführung, der Menschen aus allen Stufen der Kultur, daß man mit diesem Buche sicher sein könnte den Verführungen des allerlistigsten, feinsten Mannes zu trozen.

Das Buch, das ich dir aus guten Gründen nicht nennen will, leſe ich, ich habe nie etwas ſchöneres im Franzöſiſchen geleſen. Ein Weib, die bei unendlich vielen Geiſt, ein wahrer Teufel iſt, beſtraft einen Menſchen, den ſie haßt und liebt, auf eine ſo feine Weiſe, daß man ſie bewundert und verabſcheut, und in meinem Köpfchen entſteht die Idee Markis Valkour auf eine ähnliche Weiſe für ſeine Unverſchämtheit zu beſtrafen. Ich loke ihn an mich, ich umſpinne ihn mit den feinen Nezen der lieblichſten Koketterie, und das alles mit Einwilligung meines edlen, ſoliden Bachs. Auf einmal, wie mein Spiel am beſten ſteht, verlangt Bach, ich ſoll es aufgeben, ich ſoll es dem leidigen Ge gewonnen geben: Eiferſucht war mit im Spiele, wie du es leicht denken kannſt. Ich fange an zu ſtreiten; aber mein Signor bleibt dabei, ich ſoll aufhören, und, liebes Kind, der Mann iſt ſo ſeltſam, daß man gehorchen muß. Ich verſprach zu gehorchen, wie es dem geliebten Mädchen eines ſolchen Mannes zukommt; allein, ſprich, war es möglich? Ich hatte ſogar meinen Vater etwas merken laſſen.

Geſchwind im Vorbeigehen ſag ich dem Pariſer mit einer traurigen Miene ein paar Worte über mein Verhältniß, das mich wünſchen ließe, er ſchien kälter gegen mich. Sieh da, mein Mann bläht ſich auf, glaubt mich nun gefangen zu haben, da ich ein Geheimniß von dieſer Art mit ihm theile, und ſiehe da, er ſtekt mir ein Billet zu, das ich mit einer zitternden Hand annehme, verberge und, ihm ſichtbar genug,

mit dem Schnupftuche auf meinen schelmischen Augen in einer Laube lese. Nun läuft der Thor durch einige Alleen, zerreißt sich ein Paar Points Manschetten in den Dornen, durch die er dringt, um recht heimlich zu der Laube zu kommen, wo ich bin. Ich bin spröde, unglüklich, ich zittere, ich sage ihm Sottisen, allein er läßt mich nicht entschlüpfen; ich höre ihn endlich an, und da ich Bach versprochen hatte das Spiel noch in dem Tage zu endigen, so bin ich Thörin genug den Gek am Abend auf mein Zimmer zu bestellen, aber mit der Bedingung, daß er es nicht mißbraucht.

Bach geht, was mir lieb ist. Zwei Mädchen die verbuhlte Silberin, und die hübsche geschwäzige Bellmannen bitte ich auf ein Fest, heimlich auf mein Zimmer zu gehen, und mich da zu erwarten. Ich werde euch einen Spaß machen Kinderchen, sagte ich: so bald ich auf mein Klavier schlage, so kommt aus meinem Kloset in mein Zimmer, aber ums Himmelswillen nicht eher. Was die Leisern doch vor hat! sagen sie und gehen.

Unsere Gesellschaft verliert sich. Mein Vater geht. Ich gehe auf mein Zimmer, und fünf Minuten nach mir tritt mein edler Valkour ins Zimmer. Er gesteht mir seine Liebe in den dringendsten Ausdrüken. Er bittet mich ihn nicht in Verzweiflung sterben zu lassen. Ich ließ ihn alle Thorheiten der Schule machen, und blieb wortarm. Er wurde dringender, und

ich ſchien weicher zu werden, ohne ihn dennoch mir nahe kommen zu laſſen. Ich bat ihn mich nun zu verlaſſen; allein er behauptete daß ich ihn liebte, er wurde, wie ſie alle werden, dieſe kopfloſen Stuzer, unverſchämt. Nun griff ich auf mein Forte Piano. Ich legte ſchon den Mund zu einer lauten Lache in Falten, und die Mädchen kamen nicht. Ich ſchlug noch einmal an. Sie kamen nicht. Jezt wollte ich im Ernſt ihn von mir gbhalten; aber da kennſt du keinen Markis. Ich wurde verlegen. Mir fiel ein die beiden Mädchen könnten hinten hinabgegangen ſein. Ich flog in das Kloſet, und der Markis hinter mir her. Auf der Schwelle blieb er verſteinert ſtehen und nun ſchlug ich mein beſtrafendes Gelächter auf. Ich glaubte die beiden Mädchen ſollten mit einſtimmen, und ſie ſahen ſich und uns mit erſtaunten, verlegenen Bliken an. Statt des ſchlug der Markis, der nun die Mädchen betrachtet hatte, ein lautes Gelächter auf. Wie kommen Sie hieher, meine Damen, in der Mamſel Kabinet? Die beiden Damen, ſagte ich lachend, ſind auf meine Bitte hier. Auf Ihre Bitte? das begreife ich nicht. Was ſollten ſie hier? — Einen unverſchämten, eitlen Thoren zum Erröthen bringen, ſagte ich wirklich ſehr erhizt über ſeine heitere Miene und der Mädchen Theilnahmloſigkeit. Aha! ſagte er mit einer luſtigen Verbeugung: das ſollte alſo ein bien attrapé geben. — Fangen Sie nach gerade an zu begreifen? So behandelt man in Deutſchland den Eiteln.

Was geben Sie mir, Mamſel Leiſer, ſagte er nun luſtig: ſo glaube ich, daß Sie ſo wenig von dem Daſein der beiden Damen wußten, wie ich. Die beiden Damen ſtanden ſo hölzern da wie Chriſtmarktspuppen. Ich fieng an mich zu ärgern. Sehen Sie, meine beiden ſchönen Damen, hob er nun auf einmal wieder und mit einem ſo ſichtlichen Triumphe und ſo hämiſchen Blikken auf mich an, daß ich die Geduld verlor: ſehen Sie, Mamſel Leiſer gab mir heute Abend hier auf mein anhaltendes Bitten ein Tete a tete aber auf Ehre in der unſchuldigſten Abſicht von der Welt. Ein Zufall hat ſie beide hoffentlich hieher geführt; denn in der That, wenn Sie mich hätten behorchen wollen, das würde mich zur Rache reizen. Nun ſagen Sie doch, war es ein Zufall, der Sie hieher führte, oder war es Verabredung, wie Mamſel Leiſer ſagt?

Und nun denke dir meinen Schreken, ich hätte umſinken mögen, beide Mädchen ſagten mir ins Geſicht, daß ich von ihnen nichts gewußt hätte. Eh bien, qu' en dires vous? fragte der Menſch nun mit hämiſchen Blikken. Ich fieng an die Mädchen noch einmal um die Wahrheit zu fragen: aber ich ſah, daß dieſer abſcheuliche Menſch ſie mit drohenden Blikken bei ihrer Ausſage feſt hielt. Der elende Menſch hatte die Unverſchämtheit mich in ein Fenſter zu ziehen. Da ſagte er: Sie wollten mich anführen Mamſel nicht wahr? Sie wollten mich denn dem

Gelächter Preis geben? das war Ihre Absicht? nicht wahr? Ich stehe Ihnen dafür, daß die beiden Mädchen auf keine Weise mir widersprechen werden, wenn ich morgen erzähle: Mamsel Leiser gab mir ein Tete a Tete, und wir wurden durch einen lächerlichen Zufall gestört. Mir standen die Thränen des Zorns in den Augen. Und wäre ich nicht großmüthiger, wie Sie, Mamsel, hier küßte er meine Hand: so würden Sie ein böses Spiel haben.

Der Handel ist so lächerlich, hob er nun laut wieder an: daß wir am besten thun diese Begebenheit zu vergessen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Mamsel Leiser, ich werde nie davon reden, und Sie selbst, hoffe ich, werden aus Klugheit davon schweigen, und für das Schweigen der beiden Damen stehe ich. Die Puppen verbeugten sich sehr demüthig.

Er suchte im andern Zimmer seinen Hut. Ich gieng Kopflos mit ihm. Die Erfindung sagte er lachend: ist süperbe, aber ausgeführt haben Sie sie, Kleine, wie eine Deutsche. Man muß seine Leute kennen, die an einer Intrigue Theil nehmen sollen. Sie wollten den Triumph haben einen Franzosen anzuführen. Pah! liebes Kind, das ist so leicht nicht wie Sie sehen. Ich hatte längst mit den beiden schönen Kindern ein Geheimniß, das sie zwang mich zu menagiren, so wie ich jezt eines mit Ihnen habe, das ich verschweigen werde, wenn diese schönen Lippen meinen Mund versiegeln wollen! und in diesem Augenblik nahm er mich in seine Arme und drükte einen

Kuß auf meine Lippen. O ich hätte ihn ermorden mögen!

Was sagst du zu der Begebenheit? Mir stehen noch immer die Thränen der Wehmuth in den Augen, wenn ich an den verhaßten Abend gedenke. Die beiden Mädchen entschuldigten sich ganz kalt, und werfen noch oben ein die Schuld auf mich, daß ich sie in einen so kizlichen Handel mit diesem gefährlichen Menschen verwikelt hätte. Die Schuld lag auf ihren verlegenen Gesichtern, und dennoch mußte ich ihnen schmeicheln, um nur mit Ehren aus dem Handel zu kommen. Du siehst leicht, wie viel Ursache die Mädchen haben seiner zu schonen! Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich den Abend durch litt.

Noch nicht genug. Am andern Tag kam Bach. War es mein böses Gewissen, oder war es so? er sah gerade aus, als ob er ebenfalls ein wenig gehorcht hätte. Sein Auge war finster. Er betrachtete mich mit langen, durchdringenden Bliken, und ich fühlte, daß ich einmal über das andere erröthete. Da öffnete sich die Thüre und Valkour trat ins Zimmer. Bach warf einen wüthenden Blik auf ihn und sogleich auf mich. Er wurde bleich. Ich verlor Kopf, Besinnung, Anstand, ich goß den heißen Thee mir auf die Finger, und fühlte es nicht. Gewiß er weiß es. Valkour hat ihm gesagt — Gott! Er sprach ein paar Worte mit dem verhaßten Franzosen, und denn ergriff er seinen Hut, und sagte meinem Vater auf einige Tage lebe wohl!

Ich begleitete ihn bis an die Thüre, und ich hatte das Herz nicht, etwas zu sagen. Seit fünf Tagen ist er nicht hier gewesen. Er wohnt auf der Haide in einem Häuschen. Niemand sieht ihn als die Tochter eines blinden alten Mannes, neben der sizt er, ihre Hand in der seinen. O Wilhelmine, so weit ist deine Auguste, daß sie vor einem Mädchen zittert, die nicht Geschik, nicht Geist genug hat, meine Jungfer zu sein, die nicht drei Worte reden kann ohne zu zittern, ohne sich zu verwirren, und deren ganzes Verdienst ist, daß sie die Welt nicht kennt.

Er liebt mich noch, das weiß ich: denn er ist nie heiter. Er sizt ganze Tage unter den Birken, den Kopf in die Hand gestüzt! O was verwünsch ich die Eitelkeit jezt, die meine Marter ist. Valkour will abreisen. Gott gebe es. Der Mensch ist fürchterlich. Ich zittere, wenn er sich mir nähert; denn hat dieser schwazhafte, eitle Ther mich nicht in seiner Gewalt, liebste Wilhelmine? meinen Ruf, mein Glük? denn wenn er Bachen den Handel erzählte, o ich weiß ich hätte ihn auf immer verloren. Auf immer? das verhüte der Himmel. Ach, ich fühle jezt wie sehr ich ihn liebe, da ich auf dem Punkte stehe ihn zu verlieren. Und hat er nicht recht? war es nicht Kizel, verhaßter Kizel der Eitelkeit, daß ich den eitlen Thoren anführen wollte, und ist Valkour, wenn er schweigt, nicht großmüthiger, als ich es zu sein willens war?

***g.

O was ist das Leben der Menschen, seine Hoffnung, seine Furcht? Mitten in die Mitternacht der allerfinsterſten Hoffnungsloſigkeit, reicht der helle Stahl des Glüks, und für den Unglüklichen, der in den Labyrinthen der Noth ohne Hoffnung verirrt ist, hat das Glük, ehe er es ahnt, den Faden, der ihn zurük leiten soll. O wie kann der Mensch sich aufwerfen, die Schuld eines fremden Herzens zu messen, zu beurtheilen? Nur das Labyrinth einer kleinen häuslichen Begebenheit verstehen zu wollen, ohne der Allwissenheit Auge zu haben? Richtet nicht! verdammet nicht! o die Worte sollte jeder mit feurigen Buchstaben an die Wände seines heimlichſten Zimmers schreiben, wohin er flieht, wenn er glaubt von Menschen betrogen zu sein.

Ja, es ist so, was Sie jezt errathen. Auguſte ist nicht unschuldig; aber sie ist nicht den tausendſten Theil so schuldig, als ich sie hielt, und ich hätte diese Begebenheit, so wie sie gekommen ist, wünschen sollen, denn sie hat des Mädchens Eitelkeit in der Wurzel, in den Lebenskeimen angegriffen. Sie werden über die seltsame Art, wie sie sich in ihre eigene Neze verwikelte, lächeln müssen, und meinen Sie nicht, daß diese Begebenheit ihr Herz wird geheilt haben?

Sehen Sie, ich size da mit meinem Gram in meiner Einsamkeit, unter meinen Birken. Ach, ich habe Ihnen verschwiegen, wie sehr unglüklich ich

war. Allein ich war dennoch fest entschlossen, sie nie wieder zu sehen. Einen Morgen höre ich Stimmen hinter mir. Ein Frauenzimmer in Begleitung des Haidehüters kommt in die Birken. Der Haidehüter zeigt auf mich und geht, und in demselben Augenblik steht Auguste vor mir. Thränen brachen aus ihren Augen. Bin ich nun bald genug gedemüthigt? sagte sie, wie zu sich selbst. Ich springe auf. Ich thue als ob ein Zufall sie hieher führt, ich bin höflich. Ich war fest entschlossen, meine Rolle auszuspielen. Bach, sagte sie in einem Tone, den ich noch nicht an ihr kannte, mit einer unverstellten Rührung: ich habe Sie aufgesucht, um mit Ihnen eine Stunde so vertraut zu sein, als ob ich mit meinem Gewissen allein wäre. Ja, ich fühle es, kann etwas ihre vorigen Empfindungen wieder erweken, so kann es das höchste Vertrauen. Ich bitte Sie, werfen Sie auf einen Augenblik alle, auch die kleinste Verstellung, welche die Höflichkeit fodert, weg. Wenn Sie mir nicht Liebe, nicht Vergebung einer Thorheit schuldig sind, so sind Sie mir doch wenigstens eine Erklärung schuldig über das, was Sie von mir glauben. Sie sezte sich an eine Birke, und bat mich, mich zu ihr zu sezen. Ich fühlte ich war ihr das schuldig, was sie verlangte, eine Erklärung, und ich beschloß ihr genau zu sagen was ich dachte. Haben Sie Ihr Versprechen, fieng ich ganz kalt an: gehalten, mit Valkour sogleich jedes Verhältniß abzubrechen?

Nein, sagte sie. Ich vermuthe, daß Sie das

wissen, sezte sie hinzu. Ich könnte mir abfragen lassen, und könnte leugnen was Sie nicht wissen, und könnte mir einen Werth mit einer Aufrichtigkeit geben; aber nein, ich vermuthe, daß Sie es wissen, daß ich Valkour den Abend ein Rendezvous gab. Sie erzählte mir nun die Geschichte dieses Tete a tete, wie Sie es aus beikommendem Briefe von ihr an ihre Freundin Wilhelmine sehen werden.

Sie war fertig. Sehen Sie, Bach, ich habe nun nichts weiter als mein Wort, um Ihnen die Wahrheit dieser seltsamen Begebenheit zu verbürgen, höchstens noch mein Mädchen, das die beiden Mädchen in mein Kloset bringen mußte. Ich könnte sie zum Zeugen einer Unterredung mit Valkour oder den Mädchen über diese Begebenheit machen; allein haben Sie das Vertrauen zu meiner Aufrichtigkeit verloren, so könnten Sie denken, Valkour oder die beiden Mädchen wären von mir gestimmt. So ist es. So ist es, das ist meine Schuld, Eitelkeit, Leichtsinn, der Stolz diesen elenden Menschen zum Gefühl seiner Lächerlichkeit zu bringen. Das ist mein Vergehen, und ich bin in der That durch die Wendung, die diese Begebenheit nahm, bestraft genug. Ich runzelte die Stirn, denn ich glaubte diese abentheuerliche Wendung nicht ganz, und doch konnte sie allein alles erklären, selbst Augustens nachheriges verlegnes Benehmen gegen Valkour.

In einer zufälligen Wendung des Gesprächs, sagte sie mir, wäre Wilhelmine hier gewesen, so wäre der Thor bestraft ohne mich. Allein die konnte nicht

kommen, und so konnte ich der Begierde nicht widerstehen, den Thoren zu demüthigen. Diese paar Worte brachten mich auf einen Gedanken, der alles aufhellen mußte. Ich stellte mich ruhig, ich lachte, ich scherzte mit ihr über ihre Bestrafung. Ich gieng so gar mit ihr auf ihren Garten. Ich sagte ihr zufällig; Ihre Freundin wird lachen, daß sie die Rolle nicht hat spielen dürfen, wenn sie den Handel anders erfährt. Sie weiß ihn schon, sagte Auguste. Nun war sie da, wohin ich sie haben wollte. Die beiden Mädchen sind miteinander erwachsen, sind vertraute Freundinnen. Ich habe Briefe von Wilhelminen an Augusten gesehen, die mir es gewiß machten, daß Auguste ihrer Freundin die Wahrheit geschrieben hatte. Ich fragte Augusten, ob wohl einer ihrer Reitknechte für mich einen Ritt machen könnte, der sehr nothwendig wäre. Der Reitknecht hielt mit dem Pferde da, und verlangte meinen Auftrag. Nun gieng ich zu Augusten: Sie können mich überzeugen, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben, wenn Sie wollen — o ich will, lieber Bach, wenn Sie ein Mittel wissen — Schreiben Sie an Wilhelminen ein Billet, worin Sie sich Ihren lezten Brief, der die Geschichte enthält, zurük erbitten, und denn sind Sie, bis der Reitknecht zurük ist, meine Gefangene. Sie besann sich einen Augenblik mit der Hand an die Stirn. Ich sah sie scharf an. Ich besinne mich nur, sagte sie lächelnd, was ich sonst noch geschrieben habe. Man redet zu einer Freundin von dem Geliebten anders, als zu

dem Geliebten. Aber nein, sezte sie hinzu: ich habe nichts von Ihnen geschrieben, als was Sie nicht gern lesen sollten, wenn Sie mich lieben.

Sie schrieb das Billet, ich las. Es war simpel mit einem schiklichen Vorwande der Forderung. Der Reitknecht erhielt das Billet mit dem Auftrage zu eilen. Dahin flog er, und nun band sie sich Bänder um die Hände, und lieferte mir das Ende ihrer Kette ab. Ich sah aus ihrer Heiterkeit, daß sie sich ohne Schuld wußte, und ich fieng schon an den Schritt zu bereuen. Doch fühl ich jezt, es war wohlgethan; denn es war eine neue Demüthigung für sie. Sie bleibt bei mir auf ihrem Zimmer, den ganzen Tag über, und die Idee der Gefangenschaft erhielt uns beide heiter. Am Abend kam der Reitknecht zurük mit einer Antwort von Wilhelminen und dem verlangten Brief. Sie nahm ihn. Da! sagte sie zu mir: was er auch enthalten mag, ich will lieber einmal erröthen, als Sie wieder verlieren. Ich stand an, ob ich ihn lesen sollte. Sie drang in mich es zu thun, und ich las. Ich sende Ihnen den Brief mit, damit Sie das Ende des Briefes beherzigen und nicht wieder sagen: Verstellung.

Während des Lesens, mich dünkt das ist so natürlich, treten mir Thränen in die Augen, ich schlage zärtliche Blike von dem Papier auf Augusten. Sie näherte sich, sie entriß mir das Papier. Nein! rief sie: Sie sollen nicht wissen, wie sehr Sie dies Herz liebt, Sie sollen es fühlen, und nun warf sie sich mit

lautem Weinen in meine Arme. Und nun, rief sie an meiner Brust: und nun soll dennoch der elende Mensch, der Valkour, sein Spiel verlieren! doch still, sezte sie sich auf die Lippen schlagend hinzu: ich will nun nichts mehr als diesen Mann allein lieben! Ich hatte in der That eine sehr selige Stunde.

Sie werden dabei wieder viel zu tadeln finden, fürchte ich. Auch fühle ich in den Stunden des Nachdenkens, daß Sie so Unrecht nicht haben. Aber soll die Liebe allein nicht vergeben? soll sie allein zürnen, bis die Sonne des Lebens untergeht? und wollte der Jüngling ein Weib ohne Schwächen suchen, wie viele, meinen Sie, würden denn heirathen? Was Sie vielleicht glauben, ist nicht. Ich habe mich nicht wieder dem Zauberlächeln des Mädchens hingegeben. Die Stelle in ihrem eigenen Briefe, welche die edle Tochter meines Blinden betrift, gab mir die Veranlassung sehr ernsthaft mit Augusten zu reden. Ich gestand ihr, was sie schon zu wissen schien, daß Hannchen mich liebte, und ich zog eine Parellele zwischen ihr und Hannchen, die ihr keinen hohen Begriff von ihren Zauberkünsten machte, wenn sie etwa glaubt darauf trozen zu können. Sie geben mir den Rath mich einmal eine Zeitlang kalt gegen sie zu stellen; dann wirst du sehen, schreiben Sie mir: daß die Eitelkeit ihr Herz verdorben hat.

Ich weiß nicht wie mir diese Stelle gerade jezt auffiel, aber sie fiel mir auf, und ich habe den Muth den Rath zu befolgen. Sie hielt mir zulezt die

Hand her, zur Versöhnung, wie sie sagte. Ich gab ihr lächelnd die Hand. Ich hatte Sie, sagte ich: in einem sehr übeln beleidigenden Verdacht, Auguste; indeß Sie sind mir die Verzeihung dafür schuldig. Ob wir aber wohlgethan haben, uns beide in eine Lage zu sezen, die solche Erklärungen nöthig macht, das weiß ich so wenig als Sie es wissen werden. Sehen Sie, liebe Auguste, ich bin ein einfacher Mann, der mit allen Kräften strebt sich aus dem Strudel der Welt in die stille, genußreiche Häuslichkeit zu retten. Sie hingegen streben eben so sehr mitten in diesen Strudel zu kommen. Ich liebe Sie, Sie sagen, Sie lieben mich. Gut, es sei! so ist diese Liebe vielleicht der einzige Punkt, wo wir uns berühren, und diese Liebe würde vielleicht mich so wenig als Sie am Ende für unsere verfehlten Hoffnungen schadlos halten. Ich habe von Ihnen gelernt über dergleichen Dinge offen zu reden. Ich fühle, liebe Auguste, daß die Tochter des Blinden, mit alle dem, was Sie an ihr ausſezen, mich glüklicher machen, und glüklicher sein würde, wenn ich sie halb so liebte, wie ich Sie, Sie Auguste, liebe. Ich fühle jezt sehr wohl: was Sie selbst einmal so heftig behaupteten, daß der Mensch bei Schliessung einer Ehe nicht so wohl auf die Liebe, die man fühlt zu sehen habe, als auf das, was die Liebe vernünftiger Weise hervorbringen und sichern kann. Man liebt sich, sagten Sie: und weiß in tausend Fällen gegen einen nichts weiter zu sagen, als man liebt sich, weil man jung ist. Man hört auf sich zu

lieben, und weiß wieder nicht warum. Ich fühle jezt Sie haben Recht. Ja, Sie behaupteten einmal, junge Leute liebten sich oft, eben darum, warum sie sich bei reifern Jahren zanken würden, sie liebten sich, weil sie nicht für einander paßten. In der That damals erschrak ich vor dieser Behauptung. Und jezt? wenn das unser Fall wäre, Auguste? Sagen Sie, wenn das unser Fall wäre.

Sie lachte laut auf. Ich ließ mich das nicht irren. Ich fuhr fort. Mir ist das ernsthafter, als daß ich jezt lachen könnte. Gut denn, es sei nicht so. Wir werden das ja endlich erfahren, ob es ist. Und sollte es der unglükliche Fall mit uns beiden sein, dann —

Dann, sagte sie lachend: dann wollen wir es uns treuherzig sagen, und dann der eine nordlich, der andere südlich gehen, bis wir finden, wo wir sagen können, warum wir lieben. Sie faßte meine Hände, sah mich lächelnd, mit diesem unwiderstehlichen Lächeln an, beugte dann langsam den Kopf an meine Brust und sagte langsam den Arm um mich schlingend: oder wollen wir jezt gleich die Reise antreten? — Ich konnte mich nicht enthalten, so übel es hier vielleicht war, das reizende heitere Mädchen an meine Brust zu drüken. Sie legte ihre Stirn an meine, und lächelte so vertraulich. Wir standen so eine Minute. Wollen wir jezt gleich brechen? fragte sie noch einmal. — Jezt hält mich dieses Lächeln ab, Auguste; aber es könnte eine Zeit kommen, wo eben dies Lächeln, eben dieser Blik mich von Ihnen treiben

könnte, wie der Blik einer Meduse. Sie nennen mich den empfindsamen Ritter; aber mich dünkt, ich bin jezt besonnener als Sie, Auguste.

Wenn es Ihr Ernst wäre, sagte sie nun ein wenig empfindlich: so wären Sie nicht besonnener, sondern Sie hätten aufgehört mich zu lieben. Sie sehen, ich glaube Ihnen kein Wort. Und nun flog sie an ihren Flügel und sang mir aus dem Steggereife ein paar Worte, welche die Versöhnung zweier Herzen bezeichneten, in einer so rührenden, einfachen Melodie, daß ich alle Mühe nöthig hatte, nicht meine ganze Rolle zu vergessen. Nein, ich schwöre Ihnen, ich vergaß sie nicht. Ich blieb ruhig und kalt, und so gieng ich. So, so kalt, so ruhig, bin ich jezt beständig in ihrer Gesellschaft. Ich habe sogar die Gewalt über mich erhalten, manchmal einen ganzen Tag, zwei Tage wegzubleiben, und frägt sie wo ich gewesen bin, so sage ich mit der gröften Apathie: ich hatte zu thun, oder ich war bei meinem Blinden, oder so etwas, und statt was ich fürchte, statt daß ihr Stolz erwachen soll, ihre Eitelkeit, statt des hängt sich ein dunkler Schleier der Wehmuth über ihr Auge. Sie sieht mich traurig an, seufzt, und schweigt, und nie kommt aus ihren Lippen ein Vorwurf. Nun? Sie sehen, ob sie die Probe hält.

Auguste Leiser an Wilhelminen.

***g.

Ja ich bin mit ihm ausgesöhnt, du hast es errathen, und dazu brauchte ich meinen Brief eben, richtig: Ich bewundere deinen Scharfsinn, aber das Ende möchte dir schwer werden zu errathen, liebes Kind, so seltsam ist es. Es gieng wie an der Schnur; der Valkour hat ein paar Worte von meinem lächerlichen Tete a Tete gegen Bach fallen lassen, und so weiter. Das übrige versteht sich von selbst. Ich gehe endlich selbst zu Bach in seine Einsamkeit, und wozu du mir nimmermehr würdest gerathen haben, ich sagte ihm ganz simpel wie die Sache war. Ich erwähne eines Briefes an dich. Mir fiel seine Miene sogleich auf, und ich hätte ihn betrügen können, wenn mir darum zu thun gewesen wäre, so merklich war es mir, daß er diesen Brief sehen wollte.

Die Versöhnung war gemacht, vorher schon oder nachher, wie du willst, und das alles war recht hübsch. Nun, worauf ich mich gefaßt hatte, mußte ich eine Predigt anhören, zu deren Thema er eine Bemerkung wählte, die ich selbst gemacht hatte. Mir war das sehr lächerlich, wahrhaftig, ich mußte ein paar mal laut auflachen, so kirchenhaft kam mir das alles vor, und nun wirst du, wenn mich eine Idee zum Lachen bringt, wie ich der Idee nachlaufe. Wie er Amen sagte, so fiel ich mit einem Choral ein, zu dem ich den Text erfand, und der Prediger wäre beinahe von dem

Organisten aus dem Gleichgewicht gebracht. Die Predigt hörte zur Form, das begriff ich, und war resignirt. Aber nun kam er morgen wieder, dann übermorgen, dann über drei Tage, und so fort, und jedesmal trug er mir ein kaltes Gesicht entgegen. Ich lächelte dazu. Ich dachte es gienge ihm wie dem Prediger, der nach einer Predigt von der Wohlthätigkeit, die seinen Zuhörern die Thränen in die Augen lokte, doch wenigstens den Sonntag und Montag durch keinen Armen gehen läßt. Allein dies kalte Gesicht wurde nun das gewöhnliche Gesicht, troz der Mühe die ich mir gab, es umzugießen.

Diese Bemerkung machte ich nicht mit der Ruhe, wie ich sie dir hier aufs Papier schreibe. O liebes Kind, ich fühle es, daß mein Vater ein Schmeichler ist. Er meint, es würde mich nichts so reizen können, daß ich meine Besonnenheit verlöre. Ich fühle, es liegt viel Galle auf dem Grunde meines Herzens, aber nur diesem Menschen, diesem Bach ist es gegeben, sie in Bewegung zu bringen.

Des Blinden Tochter fällt mir ein. Ich gebe meiner Jungfer den Auftrag sich durch die dritte Hand nach des Mädchens Thun und Lassen zu erkundigen. Du weist wie sehr das ihr Fach ist, und nun höre ich, des Mädchens Busenfreundin ist jene Louise Rudolphis ehemalige Braut. Hab ich dir den Handel erzählt, den ich mit dem Mädchen hatte? Ja, ja, ich erinnere mich, du kennst sie. Jezt sah ich sehr wohl,

woran es lag. So oft ich Bach angelegen hatte, Louisen wieder zu mir zu bringen, bekam ich von ihm unter den allernichtigsten Vorwänden abschlägige Antwort. Er redete nie von ihr mit mir, ein Beweis, daß sie meine Feindin ist. Sieh noch habe ich das kombiniren nicht vergessen. Bach ist täglich bei Louisen, des Blinden Tochter ebenfalls. Sie lernt Französisch, Musik, Zeichnen sogar. Wozu das? frag ich. Wozu sollen dem Mädchen die Talente, die durch ihre Lage zu immerwährenden Arbeiten bestimmt ist? Siehst du noch kein Licht, Wilhelmine?

Ich habe Louisen um ihren Geliebten gebracht; das Mädchen will Rache, und mir Gleiches mit Gleichem vergelten, und dazu hat sie des Blinden Tochter ausgesucht, weil Bach entweder eine Art Neigung gegen das Mädchen zeigt, oder weil mich Louise eben mit diesem Mädchen desto tiefer drüken will. Dies armselige Geschöpf soll mir meinen Geliebten rauben, darum stuzt sie es mit einigen Fezen von Welt auf, darum lernt sie Französisch, Musik und Zeichnen. Und beim Himmel! Wilhelmine, es fehlt nicht viel und es gelänge der listigen Schlange.

Bach selbst machte in seiner Predigt eine Bemerkung, die mir gerade so aussah, als ob sie ihm Louise hundertmal vorgesagt hätte. Ich habe meiner Susanne den Auftrag gegeben, binnen dreien Tagen mir das ganze Komplot vorzulegen. Sie lächelte zufrieden mit meinem so dreisten Zutrauen in ihre List, und sie sagte: hier haben Sie mein Wort, Mamsel,

Sie ſollen alles wiſſen. Das iſt der Handel. Nun ſag iſt er nicht luſtig?

O Himmel, Himmel! Wilhelmine, wenn es ihr gelänge, wenn dieſe heuchleriſche Tugendheldin — Ja bei Gott! er hat eine unbeſchreibliche hohe Meinung von dem Mädchen. Wie? dieſe Bettlerin, die nicht einmal fähig wäre einen Menſchen um ein Allmoſen anzureden, dieſe Bildſäule ſollte — O ich mag nicht einmal die Möglichkeit denken. Aber laß dem Mädchen die Augen voll Thränen ſtehen, und weinen kann ſie, weil ſie nicht denken kann, Thränen ſind dem ſeltſamen Menſchen die Bürgen der Kraft, wie ſie uns die ſicherſten Zeichen der Schwäche ſind. Laß das Mädchen von der liſtigen Schlange einige Formeln von Ewigkeit, hoher Liebe, und Tugend lernen und ich bin verloren.

Verloren? Muß ich doch ſelbſt über den tragiſchen Ausdruk lachen. Ja, wahrhaftig, böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten, das ſeh ich. Noch iſt eigentlich nichts verloren, denn Bach ſchwebt noch zwiſchen mir und der Bettlerin. Manchmal trift noch ein Bliz jener alten ſeligen Liebe aus ſeinen Augen zu mir hervor, aber es iſt, als ob ſogleich die Reue wieder den Blik beſtrafte. Er wendet ſich von mir ab, und nun ſammelt er eine neue Eisrinde gegen mich um ſein Herz.

Sieh ich bin manchmal auf den Einfall gerathen, meine Arme um ihn zu ſchlingen, meine naſſe

Wange an seine zu legen, und wahrhaftig, die Thränen fangen mir an geläufig zu werden! O lache nicht! und ihn mit dem Vertrauen der Liebe zu fragen: was that ich dir, daß du mich ermordest? Vielleicht wäre das das beste, was ich mit diesem Menschen thun könnte. Aber wenn er mir sagte, ich liebe des Schulmeisters Tochter! nein! nein! sag selbst, wie wäre das auszuhalten? Ich vergienge vor Scham mich so weggeworfen zu haben. Nein, das ist nicht möglich. Nein! nein!

Oder denkt dieser Mensch meiner zu spotten! O Gott, sieh an den Buchstaben wie meine Hand zittert. Mein Blut kocht! was dann? O wie ruhig war ich, ehe ich die Liebe kannte, und wie glüklich war ich, wie ich sie an seiner Brust kennen lernte!

Auguste an Wilhelminen.

***g.

Wilhelmine, ich habe mich nicht geirrt. Die Louise hat den entsezlichen Plan ihn mir zu nehmen. Des Schulmeisters Tochter liebt ihn. Susanne hat einer eben so listigen Bekannten den Auftrag gegeben, meinem ehemaligen Mädchen, die ich an den Schulkollegen verheirathet habe. Ihr Mann besucht den Blinden, und sie die Tochter. Sie liebt ihn, das ist gewiß. Aber ob er sie wieder liebt? Der alte Blinde hat gesagt, wie ihn der Schulkollege auf seiner Toch-

ter Schikſal nach ſeinem Tode bringt: ich habe meiner Tochter Geſchik in eines edeln Mannes Hände gelegt, ich ſterbe ruhig. Dann, wie ſie im beſten Plaudern ſind, das Mädchen ſoll höchſt einfältig und folglich höchſt zutraulich ſein, kommt Louiſe. Nun nimmt das Geſpräch ſogleich eine andere Wendung. Louiſe wirft dem Mädchen ein paar Blike zu, wenn ſie zu viel ſagt, und ſie ſchweigt. Mein ehemaliges Mädchen nimmt aber das Geſpräch wieder auf, ſagt wie herausplazend: da muß der Herr doch Abſichten auf Sie haben, wenn er Ihnen ſo viel Gutes thut, und denn natürlich, wie könnten Sie ſonſt einem Manne ſo gut ſein, wie Sie ihm ſind. Louiſe, denkt ſie, muß ſich doch verrathen.

Abſichten? frägt Louiſe verwundernd, und wirft einen ſehr mißtrauiſchen und forſchenden Blik auf die junge Frau, und das Gänschen von Mädchen beugt nun wieder ein, und ſeitdem iſt das Mädchen mißtrauiſch und wortarm. Dieſe Louiſe hat einen ſo feinen Takt, daß ihre zweite Frage an mein ehemaliges Mädchen die iſt, ob ſie mich kennt? Nun, ſie übertrift mich dennoch nicht im Errathen der heimlichen Plane.

Mein Plan iſt gefaßt. Ich will mit Gewalt den Knoten durchhauen. Ich nehme die Wette mit dieſer Louiſe an. Sie mag das Mädchen mit allen Reizen, mit Thränen und Talenten ausſchmüken, und ich will nichts thun als ich will ihn dahin bringen, daß er ſich des Mädchens ſchämen ſoll, und nie hat eine Lie-

be für einen Menschen ausgedauert, wenn man sich des Menschen zu schämen hatte. Man kann der Geliebten alles verzeihen, aber noch nie hat ein Geliebter der Geliebten verziehen, wenn sie lächerlich ist.

O Liebe, Liebe, ich bin meiner Sache jezt so gewiß. Laß nun diese Louise kämpfen, ich bin des Siegs gewiß.

***g.

Meine Schwester geht zu Ihnen, lieber Dörner, sie ist hier einige Tage gewesen. Ich kann Ihnen nur zwei Zeilen schreiben. Doch wird Ihnen meine gute Schwester von mir erzählen, von mir und von den Menschen, von denen Sie so gern hören, von Louisen und dem Blinden und seiner Tochter. Sie hat auch Auguſten gesehen; allein, ich bitte Sie, stoßen Sie sich nicht an ihr Urtheil. Meine gute Schwester ist wohl zu einsam erzogen, als daß Auguste, mit ihrer feinen Heiterkeit ihr gefallen sollte. Das edle Hannchen hat ihr desto mehr gefallen. Sie glauben nicht, wie unendlich die Veränderung ist, die Hannchen von Louisens Bildung erhalten hat. Sie hat noch immer das in sich gekehrte, und sie wird es nie ganz ablegen; allein ihr schönes, unendlich schönes Herz fängt sich jezt an mitzutheilen, und ich erstaune oft, wie so viel hohe Empfindung und so viel kindliches, einfaches zutrauliches Gefühl in einer Brust wohnen kann: die Erhabenheit eines Engels, sagte meine Schwester von ihr: und die Unschuld eines

Kindes in einer Seele! Sie hat eine neue Bekannte; die junge Frau eines Schulkollegen. Ich sehe den Umgang gern; denn er zerstreut ihre Leidenschaft, die jezt anfängt in die Gränzen einer zärtlichen Freundschaft zu treten; Louise hat etwas gegen diese Bekanntschaft, und sie hat mich gebeten mich doch einmal bei Augusten zu erkundigen, ob sie nicht Jungfer in Leisers Hause gewesen ist. Louise glaubt sogar bemerkt zu haben, daß diese Frau einen Anschlag auf Hannchen habe, welchen? Es ist Thorheit! welcher Mensch könnte diesem armen, gutartigen, hingebenden Geschöpf etwas anders als Liebe geben wollen? Sie scheint sogar die Kammerjungferschaft der jungen Frau bei Augusten mit dem Anschlage auf Hannchen in Zusammenhang zu bringen. Sehen Sie, so blind wird der beste Mensch, wenn ein Vorurtheil ihn leitet, und Sie werden von meiner Schwester hören, wie hart, wie grausam Louisens Vorurtheile gegen Augusten sind. Adieu. Adieu! Wie beneid ich meine Schwester, mein theuerster Freund, mein Wohlthäter, mein Lehrer, wie beneid ich Sie um Ihre Umarmung!

***g.

Mein Wagen steht bereit, Dörner, ich fliehe aufs Land zu meinem Vater, in das Elend, in den Tod! Sie hatten Recht, Louise hatte Recht, meine Schwester! Ihr alle hattet Recht! Auguste ist bos-

haft! Ich weis das, jezt weiß ich das! Aber auch das weiß ich, daß ich unglüklich bin, daß mein Leben nicht zureichen wird, den Unfall zu beweinen, daß das Mädchen, was ich mit unendlicher Liebe liebte, das ich ewig lieben werde, daß das Mädchen ein verächtliches Herz hatte. Sie ist boshaft. Glauben Sie noch, daß es möglich ist, sie wieder zu sehen? Das ist unmöglich; aber das ist eben auch unmöglich, daß ich je glüklich sein werde. Seht, dazu schikket ihr mich in die Welt, um da die Ruhe eines Lebens zu verlieren, eines Lebens, das bestimmt war glüklich zu sein! O Ihr Grausamen. Fort! fort! Leben Sie wohl! das ist der lezte Federstrich, den meine Hand zieht! Leben Sie wohl.

Louise an Dörner.

***g.

Die Mamsel Bach, lieber Herr Dörner, hat mich über das Verhältniß belehrt, in dem Sie mit dem jungen Bach stehen; Sie hat mich sogar gebeten, Ihnen wenn es nöthig schiene, von den Verhältnissen Ihres Freundes zu schreiben. Sie werden also meinen Brief natürlich finden. Ich nehme Theil an dem Schiksale Ihres jungen Freundes, weil er auch mein Freund ist. Sie kennen seine Begebenheiten bis auf diesen Augenblik. Ich weiß das von ihm selbst, und es könnte vielleicht Ihrem Freunde nüzlich sein,

wenn Sie auch die Katastrophe seiner Liebe zur Mamsel Leiser erfahren. Wie alles zusammenhängt, weiß ich nicht. Ich liebe es nicht mich in das Vertrauen auch meines Freundes zu drängen. Ich sehe also wohl den gefährlichen Zustand Ihres Freundes, allein ich weiß nicht genug um ihm rathen zu können. Unglücklicher Weise ist auch das Geschik eines sehr edlen Mädchens in die Begebenheit verwikelt, so wenig ich auch begreifen kann, wie dies Mädchen dazu kommt, den Uebermuth der Mamsel Leiser fühlen zu müssen. Aber die Leisern hat einen Anschlag auf das unschuldige Mädchen, das weiß ich gewiß, ob ich gleich die Bewegungsgründe dazu nicht einmal ahnen kann.

So steht die Sache. Ihr Freund konnte sich es nicht verhehlen, daß der Charakter der Mamsel Leiser zu seinem nicht paßte. Eine Begebenheit mit einem jungen Franzosen machte den jungen edlen Bach unruhig, mehr als er sich merken ließ, mehr als er vielleicht Ihnen schrieb. Er wurde kälter, oder was ich glaube, er stellte sich kalt gegen die Leisern. Mir war das lieb; ich vermuthete, des Mädchens Eitelkeit würde das nicht ertragen. Indeß wurde Ihr Freund wieder heiterer. Ich ließ das, ohne etwas dazu zu sagen, ob wohl ich nicht gewiß wußte, ob ich wohl that zu schweigen. Er lebte viel auf einer Anhöhe vor der Haide, und der blinde Greis, den Sie ohne Zweifel kennen, war sein täglicher Besuch. Sie glauben nicht, mit welcher Liebe Vater und Tochter an Bach hängen, und wie sehr Bach die Liebe dieser Menschen

verdient hat. Unermüdet sorgte er für die Bequemlichkeit, für die Zufriedenheit der beiden Menschen und wenn er vielleicht nicht ganz die Liebe, die das Mädchen für ihn fühlt, erwiedert, so kann kein Bruder die theuerste Schwester zärtlicher, vertraulicher lieben als Bach das Mädchen.

Gestern Morgen, der Blinde war mit seiner Tochter in die Haide gegangen, Ihren Freund zu besuchen, fliegt meine Thüre auf, (ich wohne nah am Thore) und Bach führt den Blinden in mein Zimmer: Sein Auge brannte, sein Gesicht glühte, des Blinden Tochter war bleich, sie zitterte. Ich erschrak beim Anblik beider: denn sie waren außer sich, Bach führte den Alten in einen Stuhl. Er liebkoste dem zitternden Mädchen, aber alles mit einer Heftigkeit, mit einer großen Bewegung. Mein Gott, rief ich: was haben Sie? Was ist Ihnen? Er faßte mit Wildheit meine Hände. Nichts, nichts! rief er: eine Kleinigkeit die vorüber gehen wird. Ich fragte Hannchen, (so heißt das Mädchen) sie antwortete mit Thränen. Bach legte die Hand an die Stirn, als ob er in Nachdenken verloren sei. Er schüttelte den Kopf mit einem bittern Lächeln. Auf einmal stürzte er auf Hannchen zu, und rief: nein! liebes, theures Mädchen, was es kosten soll, dich werd ich nicht Preis geben. Nein, nein, nie werd ich dich verlassen, und könnte mein Verlassen, alle meine tollen Träume, alle meine heiligsten Wünsche wahr machen! das hat sie geglaubt! rief er vor Zorn und Unmuth mit dem Fuße stampfend.

Ich ließ ihn ausbrausen. Nun fieng ich wieder an zu fragen. Er hob an zu erzählen, und auf einmal rief er, nein, nicht einen Augenblik länger! Er ergriff Hut und Stok. Wir wußten nicht, wohin er wolle. Er flog zur Thüre hinaus. Nun erzählte mir nach und nach Hannchen und der Alte folgendes, was ich indeß nicht verbürgen kann. Der Alte ist blind, und seine Tochter war wohl zu gespannt um genau zu bemerken. Ich will Ihnen sogleich auch Bachs Erzählung damit verbinden. Er ist noch hier; eine Bemerkung von mir, daß Hannchen ohne ihn vielleicht der Rache der Leisern ausgesezt wäre, hielt ihn, so heftig er auch weg verlangte.

Bach sizt mit dem Blinden und seiner Tochter in dem Schatten der Birken und trinken Kaffee. Auf einmal tritt eine ganze Gesellschaft von Damen und Herren in die Birken, unter ihnen Auguste. Man sieht Bach, man redet ihn an, man sagt ihm, daß man auf einem Spaziergange begriffen sei. Einige junge Herren machen sich sogleich an Hannchen, das Mädchen ist blöde, furchtsam. Auguste mischt sich in das Gespräch, und, wie Bach sagt, denn Hannchen selbst hat nichts bemerkt, fängt an das arme Mädchen ganz leise aufzuziehen. Man hat sogar den Uebermuth dem alten blinden Greise Gesichter zuzuschneiden.

Bach verliert die Geduld. Er geht zu Augusten, die schon ein paarmal ein unmäßiges Gelächter über Hannchens naife und vielleicht auch, denn eine Gesellschaft macht sie allemal verlegen, kopflose Antworten

erregt hat. Bach tritt zu Augusten, und sagt warnend: Sie scheinen es vergessen zu haben, Mamsel Leiser, daß dies Mädchen meine Freundin ist. — Still! still! flüstert ihm Auguste ins Ohr: daß es die Menschen nicht hören. Die Freundschaft mit diesem Mädchen ist wahrhaftig doch nicht ehrenvoll. Sagen Sie was Sie wollen, sie ist ein Gänschen. Bach fängt sich an des Mädchens mit einer Lebhaftigkeit anzunehmen. Augustens Gesellschaft zukt die Achseln, lächelt mitleidig und spöttisch. Man zieht Bach auf die Seite, frägt ihn, wie er mit solchen Menschen, wie das Mädchen, verkehren kann. Noch immer bleibt man indeß in den Schranken der Persifflage. Bald macht dieser junge Herr, bald jener das arme Mädchen mit einer Frage verlegen, man sieht sich an, lächelt, und zischelt sich in die Ohren, sobald sie antwortet. Sie muß es merken, daß man ihrer spottet. Der Gedanke, daß die Geliebte, die glükliche Geliebte Bachs, dieser Grausamkeit fähig ist, ergreift das arme Mädchen mit großer Heftigkeit. Sie steht auf, geht zu Bach und reicht dem wahrscheinlich aus Instinkt die Hand. Bach ist noch immer der Meinung, daß es eine gewöhnliche Ungezogenheit von Augustens Begleitern ist; denn Auguste bleibet in sehr engen Gränzen gegen Hannchen, sogar höflich gegen sie.

Bach faßt mit einer zärtlichen, mitleidigen Miene Hannchens Hand und zieht sie zu sich auf einen Stuhl. Er sagt ihr mit einem muthmachenden Lächeln ein paar Worte ins Ohr. Auguste nähert sich,

und sezt sich auf die andere Seite. Sie lieben Ihre Freundin sehr, wie ich sehe, sagte sie. Das thue ich, sagte er lebhaft, und faßte Hannchens Hand; besonders Menschen mit solchen Herzen, wie dieses Mädchen ein Herz hat. Auguste lächelt, und sagt empfindlich: Man ist doch sehr wenig, wenn — wie heist die Sentenz von Lessing doch? Sie vermuthete wohl nicht, daß Hannchen die Sentenz kannte. Hannchens Empfindlichkeit war zu arg gereizt, sie steht auf und sagt mit Thränen in den Augen, mit zitternder Stimme: ja Mamsel Leiser, ich bin sehr wenig, aber ich danke dem Himmel, daß ich nicht fähig bin eines Menschen zu spotten, der so wenig ist. Und bei Gott ruft Bach: Man ist noch weniger, wenn man Verstand hat und gar kein Herz; man ist verächtlich!

Er versichert mir, bei allem was ihm theuer ist, daß er noch nicht geglaubt habe, es sei mehr als ein zufälliges Gespräch. Er hat Augusten gar nicht im Auge, wie er das sagt. Verächtlich, mein Herr, sagte Auguste mit auflodernder Hize, sich ganz und gar vergessend: man müßte in der That so verächtlich sein, wie da das Mädchen, eben so einfältig — das Mädchen fängt an laut zu schluchzen. Weder Hannchen noch Bach haben gehört, was Auguste weiter gesagt hat. Bach erstarrt, er wirft, wie er sagt, einen langen durchbohrenden, verachtenden Blik auf Augusten, nimmt Hannchen zärtlich in seinen Arm, sagt: gegen Ungezogenheiten will ich Sie schüzen, meine liebe, theure, edle Freundin. Er faßte den Alten an der

Hand, der von alle dem nichts gehört hat, und führt ihn sogleich den Weg nach der Stadt. Auguste bleibt stumm, in Nachdenken versunken stehen. Wie Bach Hannchens Hand faßt um sie wegzuführen, so macht Auguste eine Bewegung als ob sie etwas halten wollte, sie öffnet die Lippen, etwas zu sagen. Sie wird blaß, so sagt Hannchen. Bach hat sich nicht wieder umgesehen.

Das ist die Begebenheit, lieber Herr Dörner. Ist es Zufall, war es Plan? Ich mag nicht darüber urtheilen, weil ich leicht Augusten Unrecht thun könnte. Der Haidehüter kam heute Morgen zu Hannchen ihr ihren Hut zu bringen, den sie hat liegen lassen. Er erzählte mir, daß ein Mensch in hellblau und roth gekleidet, sich bei ihm, ehe die große Gesellschaft gekommen sei, erkundigt habe, ob das Mädchen des blinden Mannes Tochter sei. Hellblau und roth ist Leisers Livree. Der Mensch sei alle Morgen gekommen, und habe sich da rings umgesehen. Auch das kann Zufall sein.

Bach scheinet wirklich ganz die Idee auf Augustens Liebe aufgegeben zu haben. Ich machte ihm den Einwurf, daß seine Zärtlichkeit gegen Hannchen ihre Eifersucht könnte erregt haben. Er sah mich groß an: wahrscheinlich sogar; allein Louise, sie beleidigte eine Unschuldige, eine Unglükliche, von der sie weiß, von der ich ihr tausendmal gesagt habe, wie unglüklich sie ist. Wer mit kaltem Blut, oder in der Leidenschaft fähig ist einen Unglüklichen zu

kränken, ein gebrochenes Herz durch Spott zu zerreißen, der ist ein Teufel. Glauben Sie mir, ich habe das Mädchen geliebt mit unbeschreiblicher Gewalt, aber, er zerriß ein Blatt Papier, das er in der Hand hatte: so! so! es ist vorbei! glauben Sie mir, es ist vorbei. Wie? des Herzens spotten! Und, nein, ich mag nicht einmal denken, wie das alles so eigentlich sich gefügt hat. O es wäre teuflisch, wenn es Plan wäre!

Sie sehen er hat eben den Verdacht, den ich habe; ob ich gleich die Absicht nicht sehe, die sie haben konnte ein Mädchen zu beschimpfen, von der sie wußte, wie sehr sie Bach schäzte. So stehen die Sachen. Soll Bach ***g. verlassen, oder soll er hier bleiben? ich erwarte Ihren Rath darüber. Am besten thun Sie, wenn Sie selbst kommen. Sein verwundetes Herz bedarf der leichten Hand der Freundschaft es zu verbinden. Er ist da. Er will mich sprechen. Ich muß siegeln. Leben Sie wohl!

Auguste Leiser an Wilhelminen.

***g.

Wie soll ich dir das kleine Wort: verlohren! sanft genug aussprechen, daß es nicht wie ein neuer Pfeil dies Herz zerreißt, das es schon tausendmal zerrissen hat. Verlohren! wir sagten das sonst wohl so lachend, und blikten schon auf neue Siege und jezt? Ich sage das Wort, als ob mit dem Worte

die Erde rings um mich her verſänke, und ein unüberſehbarer Abgrund mich von Glük und Hoffnung, und von mir ſelbſt trennte! Hundertmal hab ich mein Pah! gerufen, Pah, was thuts? Ich ſage dir, es geht ſo nicht. Und wenn ich bedenke, warum er mir verloren iſt, warum? weil ich meinen ſiegreichen Plan ungeſchikten Fingern zum Ausführen übergab, weil — ſieh, ich ſage mir das, weils Tauſende ſagen, um mir nur nicht zu geſtehen, daß ich Unrecht that, dieſen Menſchen nach Regeln, die Montaigne und Labriere giebt, zu beurtheilen. Ich wußte des blinden Bettlers Tochter war bei ihm. Ich hatte einen Haufen jungen Volkes bei mir, und durch die dritte Hand waren ſie angewieſen, das Mädchen in Verlegenheit zu ſezen, ſie zu Gauſcherien zu bringen. O wahrhaftig es hätte ſo gehen müſſen, wenn dieſe Menſchen wüßten was das heißt in Verlegenheit ſezen.

Da tölpeln ſie ungeſchlacht auf das Mädchen ein, daß der blinde Alte es hätte merken müſſen, man wollte dem Mädchen einen Poſſen ſpielen. Ich winke, man hält das für Beifall, und das Mädchen ſchweigt, was ich gar nicht wollte, flüchtet ſich zu ihrem Don Quixote, den die Ungezogenheiten meiner Begleiter aufbringen mußten. War es Troz, er liebkoſte das Mädchen gerade als ob ich es ſehen ſollte. Verdruß über die verunglükte Unternehmung, beleidigte Eigenliebe, genug ich bin nie kindiſcher geweſen als in dieſem Augenblik. Ich ſagte in der

Leidenschaft gewiß etwas sehr bitteres. Er warf einen schweigenden Blik auf mich, und in dem Augenblik besann ich mich, aber mein Instinkt rief auch, wie ich den Blik sah, verloren!

Er gieng, und Wilhelmine, sieh wie sehr ich ihn liebe! ich schrieb ihm am andern Morgen, da kaum in meiner Seele Ruhe geworden war, wie sollte seine wieder so ruhig sein, um der leisen Stimme einer unterdrükten, überwältigten Liebe Gehör zu geben. Ich schrieb ihm einen Brief voll Reue, voll der zärtlichsten Klagen. Ich erhalte Antwort. Ich zerreiße voll Hast das Kouvert. Mein Brief lag unerbrochen darin, mit den Worten: Was Ihr Brief auch enthalten mag, ich sende ihn ungelesen zurük. Sie werden mir dafür danken. Eine Erläuterung ist unmöglich, die That spricht, und Vorwürfe verdiene nicht ich. Ich sende ihn also zurük. Bach.

Das heißt abgefertigt. Ich gehe auf einen Monat nach Pyrmont ins Bad. Mein Wagen steht vor der Thür. Ich wollte die Quelle segnen, wenn sie mein Herz heilen könnte, und könnte sie ihn vergessen machen, Wilhelmine! Wann, wann werde ich den Mann vergessen? Adieu. Die Fleken auf dem Papier sind — Thränen. Ach, wenn mein Vater sie fließen sähe, sollte er wohl ahnen, daß er das Unglük seiner Tochter machte, wie er ihr den Geist der Intrigue einhauchte. Wie ich ihm sagte, ich müßte nach Pyrmont, da lächelte er und sagte: nicht wahr, du fängst

an einzusehen, daß ich Recht hatte, wie ich dir sagte: Bach ist kein Mann für dich. Du, du hast gemacht, daß ich kein Weib für ihn war, den Gedanken hatte ich lodernd, mit Feuerschmerz in der Seele. Ich flog an meines Vaters Brust, und unterdrükte, was ich sagen wollte, in einer Umarmung. Ich hatte Mühe nicht umzusinken. Adieu!

---

* * * g.

Ihre Louise, liebster Dörner, kann Hannchen jezt unmöglich verlassen. Unmöglich! Er ist todt, mein theurer, lieber, blinder Greis. Er ist todt mein edler Vater! ja mein Vater, denn er liebte mich wie seinen Sohn. O, ich freue mich, daß Sie noch kennen lernten den edlen Blinden, daß Sie ihn liebten, daß er Sie liebte. Hannchen ist untröstlich, und was kann ihr den Verlust dieses reizenden schönen Herzens ersezen? Wahrlich nichts, nichts auf der Welt. Der edle Greis starb wie er gelebt hatte, ohne Furcht, voll Vertrauen, er nahm Abschied von uns, mit eben dem Lächeln, mit eben der kindlichen Heiterkeit, als er sonst gute Nacht sagte, wie Sie hier waren, und wir ihm zu lange plauderten. Er war krank, ein Schnupfen, meinten wir, der Arzt schüttelte den Kopf wie er den Puls fühlte. Was ists, Herr Doktor: fragte er ruhig. Die jungen Leute glauben ein Schnupfen, ich glaube Ἑρμης ὁ πομπης, ητε νερτερα Θεος (der Schattenführer Hermes, und die Göttin der Unter-

welt). Der Arzt verzweifelte nicht, so bedenklich er auch schien. Mir und Ihrer Louise wurde es bang. Hannchen war ruhig. Sie dachte mit keinem Gedanken an den Tod. Aber schnell nahm die Krankheit zu, und der Arzt erklärte, daß er nicht zu retten sei. Da stürzte seine Tochter über sein Bett. Aber, Kind rief er: hast du denn im Ernst geglaubt ich sei unsterblich? Gönnest du deinem alten blinden Vater denn das Licht des Himmels nicht einmal wieder? Ich stellte dem Mädchen vor, ihre Angst würde ihren Vater beunruhigen, und sie faßte sich. Er schlummerte nun ein, und sie wurde wieder heiter.

Am Abend erwachte er. Er rief mich, dann Hannchen, dann seine Tochter Louisen. So nennt er sie jezt. Er richtete sich lächelnd empor. Was ists an der Zeit? — Es ist Abend. — Ist Licht hier im Zimmer? fragte er weiter. Ihr sollt mich sehen, daß ich heiter bin, und diese Heiterkeit ist der Dank für Eure Liebe. O ich kann nicht besser danken als mit diesem Lächeln in dieser Stunde. O meine Kinder, hob er nach einer langen Pause wieder an, und strekte die Arme nach uns aus. Wir faßten seine Hände. Wer hat das gesagt, fieng er auf einmal an: daß im Tode Menschen nicht trösten könnten? Ihr seid mein Trost. Wir schluchzten. Er schwieg wieder. Er lächelte. Auf einmal sagte er mit einer schönen zärtlichen Stimme zu mir die rührenden Verse.

δος μοι χερος σης πιειν αρχαιαν τεκνοις,

υμεις τε παιδες τω δε και καταινεσον
μηποτε προδοσειν τας δ' εκων!

(Gieb meinen Töchtern deine Rechte, den Zeugen der alten Freundschaft, und Ihr, meine Töchter, gebt ihm die Hände, und nun versprich mir, du willst sie nie verlassen). Wir reichten uns die Hände. Er faßte unsere Hände mit einer kalten, todtkalten Hand, es war als ob der Tod seine kalte Hand auf unsern Bund legte. Er sagte die Verse langsam, feierlich. O wer einen Menschen noch wenige Minuten vor seinem Tode hat mit dieser Heiterkeit reden hören, denken sehen, wie kann der an Vernichtung glauben? Er legte sich wieder auf sein Kopfküssen, wie zum Schlummern. Denn redete er ein paar Worte mir mir. Er schien sogar seine Tochter über mich zu vergessen. Sein Herz war voll von Dankbarkeit gegen mich, und mir fiel mit Reue ein, wie viel heitre Stunden mehr ich diesem Greise noch hätte machen können. Auf einmal hob er laut mit empor gestrekten Armen an: αλλα φιλτατε ξενων, αυτος τε, υμεις τε παιδες, ευδαιμονες γενοισθε, και μεμνησθε μου θανοντος, ευτυχεις αει! (Aber du theurer Freund, ihr meine Kinder, seid glüklich, und gedenkt meiner, des Sterbenden, und lebt wohl)! und mit dem lezten Hauche entfloh seine schöne Seele.

Ein Glied aus der Kette unsers häuslichen Glükes ist weggerissen. Louise hört nur noch halb zu uns, und ihre Liebe wird sie uns bald entreißen; was soll aus Hannchen werden? Zu Ihnen gehen? werden

Sie sagen, wie Louise es sagt, und wo hätte ich sie lieber als in der Gesellschaft zweier Eheleute, die ich so herzlich liebe, in Ihrer und Louisens Gesellschaft; aber weder ich, noch Louise wagen es nur den Gedanken anzustoßen; denn hundertmal erklärt sie, daß ihr nur noch ein Unglük in der Welt begegnen könnte, die Trennung von mir. Wir haben Unrecht gethan, sie so an meine Gesellschaft zu gewöhnen, ob ich gleich glükliche Tage in den sechs Monaten, da wir alle nur eine Familie ausmachen, gelebt habe. O Dörner, dieser stille Genuß der Häuslichkeit unter diesen guten Menschen, hat die Wunde meiner Seele geheilt. Ja, Sie wußten, was mir fehlte, was ich bedurfte, und wahrlich, ich würde einen schönen Theil meines eigenen Selbst mit dem Mädchen verlieren. Könnte ich Ihnen das lachende Bild unserer Häuslichkeit mahlen. Der Vormittag war meine Arbeitszeit. Ich blieb allein; daß von Zeit zu Zeit Hannchen leise die Thüre öffnete, um nachzusehen, glaub ich, ob ich nicht verschwunden sei, störte mich nicht. Ich lächelte über mein Pult weg ihr zu, sie lächelte mir zu, und zog eben so leise die Thüre wieder an.

Um elfe gieng ich zu ihnen, und versäumte ich die Zeit manchmal, so ließ Hannchen die Tischuhr im Nebenzimmer so oft repetiren bis ich es hörte. Nun lasen wir, oder plauderten, oder machten Musik, bis zu Mittage. Nach Tische giengen wir, und Louise führte mit eben der Ehrerbietung den Blinden jezt, wie ehemals seine Tochter, und Hannchen gieng ne-

ben mir. Die Abende verſchwanden wie Feierſtunden, und den Schluß des Tages überließen wir gewöhnlich Hannchen allein. Sie ſezte ſich ans Klavier und phantaſierte. Es iſt noch immer ihre alte Weiſe, daß ſie keine fremde Sachen ſpielen mag. Sie behauptet, fremde Sachen ſpielen, iſt nichts anders als auswendig gelernte Gebete herſagen; allein ſie erſezt dieſen Eigenſinn, mit einer Wahrheit, mit einer Kraft ihres Spiels, daß man ihre Phantaſien eben ſo gern hört als die Meiſterſtüke der Künſtler. Sie ſchließt gewöhnlich von ihrem eigenen Gefühl überwältigt. Wir nehmen jeder ſein Licht, ſagen leiſe gute Nacht und gehen. Louiſe drang darauf, Hannchen ſollte die Hausmutter machen, um ſie daran zu gewöhnen. Sie mußte alſo vorlegen, den Küchenzettel machen. Es war ihr anfangs fremd, aber es hat gut gethan. Ihre natürliche Blödigkeit hat ſich ſehr verloren, und ſie gewöhnt ſich jezt daran, auch zuweilen Fremde ohne ihre gewöhnliche Verlegenheit zu ſehen. Ich wurde wie der Hausvater betrachtet, und Louiſe und der Blinde hießen unſere Gäſte. Vertrauen, lieber Dörner, und Liebe ſind die Seele des Glüks!

Hannchens Leidenſchaft iſt eine zärtliche, unbeſorgte Ruhe geworden. Dieſe Ruhe wird ſogleich wieder Leidenſchaft, wenn ſie glaubt mir fehle etwas. Ich werde nie wieder die Liebe in dem hohen Maße fühlen, als ich ſie gegen Auguſten gefühlt habe; allein ich werde dennoch nie wieder ſo glüklich werden, als ich in dieſen ſechs Monaten geweſen bin,

wenn Hannchen mir fehlte. Louise will sogar manchmal mehr meinen, ihr Lächeln ist wenigstens so viel sagend, als ob sie wunder was wüßte.

Auguste hat den Herrn von Elsen geheirathet. Sie fuhr bei mir vor und gab eine Karte ab. Ich las dennoch die paar Worte von ihrer Hand mit einer geheimen Erschütterung. Sie blieb hier nur zwei Tage und gieng denn mit ihrem Manne auf seine Güter in Sachsen! Ja, lieber Dörner, Sie müssen Ihre Hochzeit mit Louisen noch einige Zeit aufschieben, bis wir wissen, wo Hannchen bleiben soll. Ich habe dem seligen Blinden versprochen, sie nie zu verlassen, und ich werde, ich muß Wort halten. Allein kann sie unmöglich bei mir bleiben. O ich wünschte, ich könnte mit zu Ihnen ziehen. Sie werden ja Rath wissen, Lieber. Adieu.

Louise an Dörner.

***g.

Sie hoffen auf Ihre Louise, liebster, guter Dörner, und statt des erhalten Sie einen Brief. Der Wagen stand bereit, gepakt, wir giengen um einzusteigen, und die beiden seltenen Menschen, Bach und Hannchen, oder vielmehr die Liebe der beiden Menschen, spielte meiner Liebe zu Ihnen einen sehr unartigen Streich.

Der Monat, den Sie mir noch erlaubten hier

zu bleiben, vergieng unter dem ewigen Ueberlegen, was man machen sollte, wenn der Monat verstrichen sei, und wir fanden jedesmal auf, daß nach einem Monate die Sache noch eben so stehen würde, wie sie eben stand, wenn wir überlegten. Hannchen schwieg zwar zu der ganzen Verhandlung. Aber kamen wir auf den Gedanken, der allein zu fassen war, sie sollte mit mir, so stand sie auf, gieng ans Klavier, und nun brach Bach die ganze Unterhandlung ab, denn Hannchens Töne waren so klagend, so jammernd, daß es uns jammerte sie zu betrüben. Wir müssen das noch überlegen, sagte Bach, und Hannchen sagte: das müssen wir, und so gieng ein Tag nach dem andern hin.

Bach liebt Hannchen mit eben der gewaltsamen Leidenschaft, wie Hannchen ihn, nur ist ihm seine eigene Liebe ganz unbemerkt geblieben, weil sie nie auch das kleinste Hinderniß gefunden hat, an dem sie ihre Wirksamkeit merklich machen könnte. Er sagt, wie unruhig, wie sehnsuchtsvoll, wie heftig, wie unstät war ich nicht, da ich Augusten liebte, und er glaubt an das Dasein seiner Liebe nicht, eben weil ihm die Martern der Liebe fehlen. Ich sage ihm zwar wohl, daß seine Zweifel an Augustens Liebe seine Unruhe, seine unstäte Heftigkeit hervorgebracht haben. Weiter kann ich nichts sagen, weil es auch nicht einmal scheinen muß, als müßte Hannchen seine Liebe meinen Ueberredungen eben so gut verdanken, als seinem Herzen. Ich muß es also abwarten, ob nicht eine äussere Begebenheit den Schleier von seinem Auge

reißt. Ich dachte der Tod des Vaters sollte es thun. Sie liebten beide den Blinden zu sehr, als daß sie etwas anders als den Verlust hätten fühlen sollen.

Sie sizen da beide, Hand in Hand, stumm und schweigend, Seufzer um Seufzer tönen durch die Langeweile, durch die öde Stille. Ist er abwesend gewesen, so steht Hannchen wie ein Gemählde am Fenster, bis er wieder kommt, und sein erstes Wort ist: Hannchen! Sie läuft hundertmal den Vormittag vor sein Zimmer, und horcht, und lächelt, wenn sie seinen Athem hört, und er geht hundertmal auf sein Bücherkabinet, weil er vor der Küche vorüber muß, wo Hannchen ist. Sie sagen zwar nichts als guten Morgen, Hannchen! guten Morgen, Bach! allein die seelenvollen Blike, die sie wechseln. Sie lieben sich beide unendlich, und er behauptet noch immer, daß seine alte Liebe zu Augusten noch unter der Asche glimme: Auguste, die jezige Frau von Elsen, fährt vor und giebt eine Karte ab. Hannchen erschrak ein wenig, und in dem Augenblik tritt er ins Zimmer. Ich halte ihm die Karte entgegen, ein VisitenBillet von Augusten, er nimmt die Karte, er wirft einen Blik auf Haunchen, wirft die Karte auf den Tisch, und ruft ängstlich: aber was ist dir, Hannchen? Mein Gott, sie sah heute Morgen schon blaß.

Er wirft eine Karte mit Augustens Hand beschrieben nieder, um sich nach Hannchen zu erkundigen, und er will Augusten noch lieben. Nun endlich brach ich durch. Ich überlegte mit Hannchen allein

und ließ mich durch ihre flehenden Blike, die in Thränen hiengen nicht irre machen. Ich brauchte Gründe, die nie bei diesem Mädchen fehl schlagen. Du mußt mit mir, Hannchen, sagte ich; wenn du anders Bachen liebst.' Es würde ihn lächerlich, verächtlich machen, wenn du hier bei ihm bleiben wolltest, um deiner kindischen Liebe willen soll ich doch wohl meine vernünftige Liebe nicht aufopfern. Das wirkte. Die Sache kam nun in pleno vor, und Hannchen gieng nicht aus Klavier, und es wurde beschlossen, Hannchen sollte mit mir, und Bach sollte uns alle Monate einmal besuchen, das war abgemacht, und die Liebenden sanken einander in die Arme, als ob sie schon jezt Abschied nehmen sollten. Nun wurde gepakt, zubereitet ein paar Tage, und Bach schafte seiner Geliebten Kleider, als sollte sie irgendwo an einem Hofe Dame werden. Er half ihr allein ihre Sachen paken, bestellen, und mir versicherte er, daß er meinen Abschied unendlich fühlen würde. Ich wollte, Sie fühlten das weniger, und hülfen mir nur halb so viel, wie Sie Hannchen helfen, der sie wahrscheinlich helfen, um ihrer los zu werden. Er errörhete doch ein wenig; allein er blieb wie er war.

Nun blieben sie den Abend auf bis ein Uhr, und stritten mir die Glokenschläge ab, und glauben Sie, daß Bach so listig war, die Uhr im Zimmer eine Stunde zurük zu stellen, und alles, weil er Augusten liebte, und wie es nun doch endlich zwölfe schlug, so gab er mir ernstlich die Schuld daß ich

die Uhr vorgerükt habe, und bei der Gelegenheit erfuhr ich seine UhrenBetrügerei.

Endlich kam der groſse Tag der Trennung; jede Epoche bezeichneten Thränen von Hannchen, und ein Erſchreken von ihm. Wie ich die Koffer zerſchlug, da wurde Hannchen bleich. Ach der ſchrekliche Ton! ſagte ich ſcherzend: der klingt dir wohl, als ob man einen Sarg zunagelt? Sie fiel mir um den Hals, und geſtand mir, ich habe ihre Gedanken errathen. Der Wagen kam, und ſie ſahen ſich beide mit bleichen Geſichtern an. Da iſt der Leichenwagen! ſag ich. Die Koffer werden aufgepakt. Sie ſtehen beide vor einander, betrachten ſich mit ſterbenden Bliken, haben Hand in Hand geſchlagen, ohne ein Wort zu ſagen. Endlich gab ich Hannchen Handſchuh, Stokſchirm, eine Schachtel, ein Papier mit Braten, und ſage: nun allons! Ich ergreife ſeinen Arm. Eine Magd kommt um die Saloppen zu nehmen. Wir kommen auf die Hausflur. Das Mädchen zittert, er zittert. Nun, geſchwind! ruf ich. Er ſagt dem Mädchen etwas auf Griechiſch, ein paar Verſe, dünkt mich. Sie fällt ihm laut ſchreiend um den Hals, laut jammervoll ſchreiend, wird bleich, und ſo ſinkt ſie halb ohnmächtig in ſeine Arme. Alles fiel um ſie her, was ſie trug, Schachtel, Braten, Stokſchirm. Hätte ſie die Erde zu tragen gehabt, ſie hätte ſie ohne Umſtände fallen laſſen, um den Arm um ſeinen Hals zu ſchlagen. Ich verlor die Geduld. Ich öffnete die Zimmerthür wieder, und fragte Bachen: wollen Sie nicht lieber im

Zimmer Abſchied nehmen. Die Hausthür ſteht ja offen. Iamais! antwortete er mir: elle ne partira jamais!

Iamais! wiederholte ſie, und legte das blonde Köpfchen ſo eng, ſo dicht an ſeine Bruſt, als ob ſie da einſchlafen wollte. Das hätten Sie wenigſtens geſtern ſagen ſollen, ruf ich und ziehe ihn ins Zimmer. Iamais! wiederholt er, Iamais! ſagt ſie, und ſie umarmten ſich noch feſter. Der Poſtillon bläßt. Iamais! ruft er und ſie. Ich frage ihn ernſthaft, ob das ſein Ernſt iſt.

Wie können Sie daran zweifeln? ſagte er gravitätiſch: Nie werde ich das geliebte Mädchen wieder aus dieſen Armen laſſen. Ich liebe ſie unendlich. O Hannchen, Hannchen, ich liebe dich unendlich! o meine Geliebte! mein Weib! Mein, mein! — Mein! mein! rief Hannchen, und wiederholte alles, was er ſagte, recht ehrlich, und umſchlang ihn immer feſter, und Weib! und Geliebte! ſtrömten wie ſchnelle Echos aus ihren Lippen, Schlag auf Schlag. Was war zu machen? Ich ließ geduldig wieder abpaken, bezahlte dem Poſtillon die Hälfte des Fuhrlohns, und ſezte mich an den Schreibetiſch, ſchreibe Ihnen dieſen Brief, und ſie ſizen noch und reden Latein und Griechiſch, Franzöſiſch und Deutſch, und ſagen ſich in allen Sprachen, daß ſie ſich lieben, geliebt haben, lieben werden, und daß ſie Frau und Mann werden wollen. Gott gebe Glük dazu. Da haben Sie den Handel. Allein konnte ich ſie nicht laſſen, wer hätte für Feuer und

Licht im Hause stehen wollen? Adieu! Wenn Sie Louisen beirathen wollen, lieber Dörner, so machen Sie, daß die beiden Leute zuerst kopulirt werden; denn wir müssen schon warten. Adieu. Ich sende Ihnen dies durch einen reitenden Bothen. Adieu!

Louise an Dörner.

***g.

So recht! jezt sehe ich, daß Sie mich lieben. Sie sollen Bachen vergeben, daß er nicht selbst schreibt. Er ist zu glüklich dazu. Bachs Vater, in der That ein ehrwürdiger Mann, kam hier an. O mein Sohn rief er, und schloß den Jüngling mit dem Ausdruk des Segens an seine Brust. Du bist glüklich Du liebst ein edles Mädchen. Wo ist sie, fragte er, und sah sich nach Hannchen um. Hannchen näherte sich, sie sank vor dem alten Mann auf die Knie, und schluchzte laut. Das Rührende der Szene ist unbeschreiblich. Hannchen hatte, und das mißlingt ihr gewiß nie, nach ein paar Stunden das Herz des Vaters. Es wurde nun mancherlei beschlossen, wir wollten zu Ihnen, Dörner, und dort die Doppelhochzeit feiern, dann nach dem kleinen Landgute, was der Vater dem Sohn abgetreten hat, und wo Hannchen künftig wohnen wird. Nahe bei uns, wie freu ich mich.

Nun mußten Erlaubnißscheine vom Consistorium gelöst werden. Die waren da, und nun war kein

Halten mehr. Der Vater war selbst jung mit seinem Sohne geworden. Ehe ich mich versehe, kömmt Bach hastig ins Zimmer, ruft mir und Hannchen zu: heute! heute! und nach einer Stunde waren sie Mann und Frau. Es ist mir lieb, daß das unruhige Volk erst über die Seite ist, nun wird ja unsere stille Liebe doch auch wohl aus dem Winkel hervorkommen dürfen, wohin sie sich vor diesem lauten Getöse der beiden Leute flüchten mußte. Morgen geht es nun zu Ihnen. Wir haben diesen Morgen gelacht. Die beiden Kinder, denn sie sind Kinder, pakten erst ein Stük von ihm, denn eins von ihr vertraulich zu einander, und Bach rief immer: ists nun nicht besser, Louise, daß mein Zeug mit darf. Den Mittwoch kommen wir Abends bei Ihnen an, und dann, wann Sie wollen, liebster Freund!

Mit Thränen der Freude denke ich an den Augenblik, da ich meine Hand in die Ihrige lege, und nur der Tod wird die Hände trennen: die Herzen wird die Ewigkeit erst ganz verbinden. Jezt komme ich mit Hannchen von dem Haidehüterhüttchen. Sie wollte es durchaus besuchen, so schlecht der Weg auch ist. Sie trat mit mir an einen Graben. Sie stand, sie sagte mit Thränen des Danks: hier sah ich ihn zuerst. Ich gieng in die Hütte. Ich sah sie wollte allein sein. Nach einem Viertelstündchen kam das liebenswürdige Weib mit heiterm Gesicht, und gab der Familie des Haidehüters sehr reichliche Geschenke. Ich sah an einen paar grünen Fleken auf ihrem Kleide, daß

sie geknieet hatte. Wir giengen zurük. Wie sie wieder an die Stelle kam, wo sie ihn zuerst gesehen hatte, strekte sie die Arme mit einem unaussprechlichen Blik der frohesten Rührung gen Himmel, und sagte mit brechender Stimme: O mein Vater, jezt siehst du mich! hier, hier siehst du mich. Sie umarmte eine Birke, sich zu halten, so bewegt war sie. Da saß er! sagte sie noch einmal und ihr froher Blik hieng auf der Stelle, wo er gesessen hatte. O Sie glauben nicht, wie glüklich die beiden Menschen sind! Sie glauben nicht, wie glüklich Ihre Louise sein wird.

Auguste von Elsen an Wilhelminen.

Sollberg.

Ich danke dir, liebe Wilhelmine, daß du mich nicht vergessen hast. Ich danke dir mit Thränen dafür. Deine Briefe sind das einzige was mich in meiner freudenlosen Einsamkeit erheitert; denn dich, Liebe, dich allein habe ich auf der Erde von allen Menschen geliebt, und dann — doch stille davon. Die Wunde wird erst im Sarge heilen. Dich liebte ich, weil du meine Gespiellin in meiner Kindheit war st, wo mein Herz noch dem Eindruke der Natur sich überlassen durfte. Aber fort von diesem Zeitpunkte, dessen Licht ein Kerzenlicht ist, das den Pomp des Leichenzimmers nur sichtbar macht. Fort! fort! Mein Mann kränkelt noch immer fort, und ich habe we-

nigſtens das Vergnügen, ihm Gutes zu thun, ihm, der zum mindeſten ſo kalt gegen mich iſt. Jezt verlangte ich Liebe, und kein Herz, ach nicht eins als das deinige bietet mir Liebe! Ich erſchreke wenn ich mich im Spiegel ſehe, und erſt ſind ſechs Jahre ſeit jener unglüklichen Begebenheit vergangen, die mich — zur Frau von Elſen machte. Wenn ich fühle, was ich jezt ſein könnte, wie ich jezt leben könnte, und vergleiche die traurige Stille meiner prächtigen Zimmer, in denen nur Seufzer gegen die ſeidenen Tapeten ſchlagen, damit, o ich möchte verzweifeln! die Roſe iſt verwelkt, die Jugendreize ſind dahin. Die Schmetterlinge, die uns ſo viel waren, ſuchen die blühenden Knospen auf. Ich komme mit meinem Manne aus dem Bade; ich habe tödtliche Langeweile gehabt.

Du haſt dich in die Arme eines edlen einfachen Mannes, an den Buſen der Liebe aus den öden Abgründen der großen Welt gerettet, die unſere Eitelkeit mit Blumen ſchmükte. Ich bin darin verſunken. Ach, Wilhelmine, nein, mache du mir keine Vorwürfe, a breaking heart does not require the chaſtiſement of reproach, its own reflections are a ſufficient ſource of punishment! Wie lerne ich jezt fühlen, was ich ehemals verlachte!

Du hältſt mich für heiterer als ich bin. Ach, traue meinen Briefen nicht. Du ſollſt mich hier einmal ſizen ſehen, an der Seite des Mannes, der mich nicht liebt, den ich nicht liebe, und den ich eben darum nahm, weil ich glaubte, dieſe Kälte ſollte mich be-

glüken, und wenn ich dagegen halte — O ich muß dieß erzählen, mein Herz wird brechen; aber ich muß.

Auf unsrer Rükreise aus dem Bade, kommen wir in ein Dorf. Ich erinnere mich, daß Bach mir den Namen des Dorfs als ein kleines Gütchen genannt hat, das seinem Vater gehörte. Oft erzählte er mir ehedem in den glüklichen Stunden von der reizenden Lage des Dorfs und des Guts. Ich fand das so. Oft sagte er mir, hier, Auguste, wollen wir wohnen und glüklich sein. Des alles erinnerte ich mich. Ich frage ob hier jemand auf dem Gute wohnt, und höre, und erblasse, höre, daß Bach hier mit seiner Familie wohnt. O ich hätte gleich, sogleich mich fortgemacht. Es wurde hier gefuttert, und ich gieng nun in Trauergedanken verloren, ein wenig vor den Hof des Wirthshauses, an den Ulmen weg, die das Dorf umschließen. Mein Herz wollte zerspringen. Ich fühlte mich erhizt, ich eilte aus der verhaßten Gegend zurük in das Wirthshaus. Mein Gott fragte Elisen: ist dir etwas, liebe Frau? und ich gab die kopflose Antwort: mir ist nicht wohl! du kennst ihn. An einer scheinbaren Aufmerksamkeit läßt er es nicht fehlen. Er scheint ängstlich. Er will durchaus nicht fahren. Er sendet den Bedienten auf das Gut, und läßt um die Erlaubniß bitten, seine Frau, der nicht wohl geworden, dahin zu bringen. Ich erschrak, daß ich blaß wurde. Das bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorsaze, ich mochte sagen, was ich wollte. Er nahm meine Hand um

mich zu Bach zu führen. Ich mußte! O Gott! ich mußte; denn es ist, als ob er mir denn zum Possen bei seinem Vorsaze bliebe. Ich mußte. Ich nahm mir vor, Kontenanze zu halten. Ich nahm alle meine Stärke zusammen. Wir treten ein. Bach kam uns entgegen. Er sah mich an, und erschrak ein wenig. Ich that als erkannte ich ihn erst jezt. Ah, sieh da Herr Bach, fieng ich ruhig an. Mein Gott, Sie wohnen hier? Welch ein glüklicher Zufall! Er war sehr artig. Er bot mir seinen Arm, den ich aber nicht annahm. Wie konnte ich meine zitternde Hand ihm geben? Er öffnete die Thüre eines Zimmers. Ich trat hinein. Da saß die Tochter des blinden Schulmannes, sein glükliches Weib. Ein Mädchen von fünf Jahren, schön wie Engel stand neben ihr, ein Knabe von drei Jahren, saß zu ihren Füßen, und ein Säugling hieng an ihrer Brust. Das Mädchen zeigte der Mutter ihre Arbeit. Ich kann dir nicht verhehlen, das Weib war sehr reizend geworden. Sie war sehr wohl, sehr einfach gekleidet.

Sie kam mir mit einer holden Freundlichkeit entgegen, und blieb freundlich, auch wie sie meinen Namen hörte. Ueberall, überall im Zimmer waren die Spuren der treuesten, zärtlichsten Liebe, und des häuslichen Glüks, wovon er ehedem so viel sprach. Sein Arbeitstisch stand in diesem Zimmer, und über dem Pult hieng seiner Frau sehr ähnliches Portrait. Ein Sopha mit Leinwand nur überzogen, aber man sah es den Polstern an, daß immer zwei Menschen sie

eingenommen hatten. Seine Flöte lag auf ihrem Halstuche. Ein aufgeschlagenes Buch auf dem Tische, und ein Knaul lag drin um das Zeichen zu sein, wie weit sie gekommen waren, wie wir sie störten. Sein Hut hieng auf ihrem Stokschirm in einem Winkel, zum Zeichen, daß er nie geht ohne sie mit sich zu nehmen. Das sah ich, wie ich meine Blike im Zimmer umherwarf. Er warf jeden Augenblik seine Augen auf sie, und lächelte ihr zärtlich, und heimlich zu. Er sprang auf, wenn sie irgend wohin blikte, um ihr zu bringen was sie verlangte.

Ach die Liebe hatte hier überall ihr heiliges Siegel des Glüks hingedrükt. Nein, ich kann dir die Eintracht, die Liebe nicht beschreiben, die hier herrschte, und die von allen Einwohnern des Dorfs, die ich sprach, bestätigt wurde. Dieser Anblik überwältigte mich beinahe. An der Stelle des zärtlichen Weibes, dachte ich, könnte ich nun sizen. Ein Glük wars, daß ich alles das auf mein Uebelbefinden schieben konnte. Eine kleine Gesellschaft aus der Nachbarschaft, und der Prediger des Orts waren den Mittag geladen. Das Schikſal wollte mich mit allen Glüklichen, die es mir vorführte, peinigen; auch jene Louise kam mit ihrem Mann, einem ernsten aber sehr ehrwürdigen Mann, Bachs vertrautesten Freunde. Hier sah ich zum erstenmale die Herzlichkeit der Freundschaft zwischen den Männern und den Weibern. Das Mädchen, das ich dir so oft als ein Gänschen beschrieben

habe, wurde nun gesprächig, heiter. Sie redete, und alles was sie sagte hatte einen hohen Sinn. Mein Mann, der nicht unwissend ist, erstaunte über die Kenntnisse der Bachen. Sie stritt mit Dörner, Louisens Mann heißt so, über den Werth der Sprachen, und sie stellte einen Vergleich zwischen der griechischen, römischen, französischen und deutschen Sprache an, von dem mein Mann nachher sagte, daß es ihn entzükt habe.

Nach Tische gieng sie ans Klavier, und phantasirte mit einer Stärke und Wahrheit die unbeschreiblich war. Ach, Wilhelmine, zum erstenmale in meinem Leben, fühlte ich mich übersehen durch ein Frauenzimmer, und dies Weib war Bachs Weib. O Schikksal! So zeigte mir den Tag über mein böser Genius das ganze Glük, das Vertrauen, Liebe und Häuslichkeit geben können, und das ich von mir warf um einer Chimäre von Anstand, Genuß des Lebens nachzulaufen, die mich unglüklich gemacht hat.

Ich fühlte mich am Abend in der That so krank, daß ich mich niederlegen mußte. Ich schloß kein Auge in diesem Aufenthalte der Ruhe und Zufriedenheit. Mit der Sonne war ich auf. Ich gieng hinab, um Anstalt zu unserer Reise zu machen, nein, ich konnte nicht mehr hier bleiben. Ich glaubte eine Bedientenstimme zu hören, ich öffnete die Thüre, und da sizt Bach, sein Weib in dem vertraulichen, leichten Morgenkleide, auf dem Schooße, seinen Arm um sie geschlungen, gegen mir auf dem Sofa. Ich hatte die Thü-

re leiſe geöffnet, ſie ſahen mich nicht. Sie hatte ihre Stirn an ſeine gelehnt. Ich ſah nur ſeinen lächelnden Mund. Ich zog die Thüre wieder an, und gieng mit Thränen in den Augen die Treppe wieder hinauf. Ich wekte meinen Mann, um ſo bald als möglich wegzukommen. Er ſchlug die Augen auf, ſagte jähnend: guten Morgen, ließ die Uhr repetiren, und lokte ſein Windſpiel aufs Bette, und liebkoſte dem Thiere. Er umarmte den Hund, er ſtreichelte ihn. Dieſer Anblik war mir ſo entſezlich, daß ich hätte vergehen mögen.

Mahle die beiden Gemählde, Bach mit ſeinem Weibe auf dem Schooß, und den Herrn von Elſen mit dem Windhunde im Arm, und ſeine Frau mit gebrochnen Herzen vor dem Spiegel um ſich die koſtbaren Brillanten anzuſteken, und jeder Menſch wird darunter ſchreiben, ein Paar nach der Mode! und unter das andere, häusliches Glük iſt der Himmel auf Erden.

Gottlob! wir fuhren ab, endlich ab! Bach küßte mir die Hand. Ich taumelte in den Wagen, denn ich war auf dem Punkte ihm zu ſagen wie unglüklich ich war. Ich fuhr durch ***g, aber meinen Vater habe ich nicht geſprochen. Nein, ich konnte ihn jezt nicht ſehen: denn um welche Seligkeit hat er mich gebracht! leb wohl, leb wohl, theure Freundin, und halte Wort, beſuch mich bald, deine Freundſchaft iſt der einzige Troſt, der mir von allen meinen ſtolzen Hoffnungen noch übrig iſt. Lebe wohl!

bis zwölfe, und weil sie gezwungen waren behutsam und still zu sein, so schlichen beide in eine dunkle Laube, wo sie aus lieber langer Weile einander herzlich im Arme hatten, sich an einander drükten und zur Erklärung über ihre innern Gefühle gegen einander kamen, die ihnen gefährlicher wurden, als ganze Monate, wo sie bei Tage im Garten umher schwärmten, Kohlbeete zertraten, Blumen pflanzten und begossen.

Indeß Beider Schuzengel machten das Versehen der Eltern so gut wenigstens als es sich thun ließ; Joseph war zu verschämt, das zu fordern, was Eleonora sicher zu verschämt gewesen wäre abzuschlagen. Eleonora lag schweigend in Josephs Armen, und Joseph hielt schweigend sie in seinen Armen; sie drükten sich eins an des andern Brust, sie seufzten; es schlug zwölfe: sie giengen und wenn Eleonora fort war, so hatte Joseph tausend Plane ihr sein Verlangen ohne Namen zu entdeken, von denen er nicht einen mehr zur Hand hatte, wenn er das Mädchen den andern Tag wieder so nah an seine Brust gedrükt hielt.

Indeß würde mit jedem Tage die Gefahr größer; die Liebe führt anfangs langsam, aber sicher, und zulezt mit einem ihrer Riesenschritte ans Ziel; und Beide würden in aller Unschuld sehr bald ans Ziel gekommen sein, wenn nicht Eleonorens Mutter nach einem Quatemberfeste durch eine Kolik, die sie nicht schlafen ließ, und in der Eleonora gerufen und nicht gefunden wurde, die geheimen Ueberschreitungen ihres Gebots erfahren hätte.

Eleonora wurde bei ihrem Zurükschleichen mit dem Pantoffel der kranken, und eben dadurch sehr übelgestimmten Mutter, empfangen, und am andern Morgen machte sich Dame Franzeska auf, dem jungen Herrn den Kopf tüchtig zu waschen, und ihre beiden Gevattern zu ersuchen, über des Burschen Gänge zu wachen; Josephs Mutter fand die Gänge des Söhnleins nicht so straffällig. Das verdroß wie billig Franzeska'n, welcher der Pantoffel unglüklicher Weise einfiel.

Sie war also desto derber, je sanfter Josephs Mutter gewesen war. Der Streitpunkt wurde bald darauf von den beiden Weibern ganz verrükt. Man zankte sich, warf sich die Quatembermahlzeiten vor, man zählte alle Unbesonnenheiten, welche alle Glieder beider Familien seit hundert Jahren begangen und nicht begangen hatten, auf; Josephs Mutter rükte Franziska ihre arme Aussteuer und die Liebeshändel ihrer Jugend vor. Noch gieng alles ganz gut, bis der Sennora Franzeska der unglükliche Ausdruk entfuhr: häßliches altes Weib!

Zwei Kriegesschiffe können in voller Bataille nicht einen solchen Lärm erregen als diese zwei Weiber. Josephs Vater stieg noch eine Treppe höher, als er schon gestiegen war, und schwor wie ein altgläubiger Christ, seiner Ehehälfte den Morgen nicht vor die Augen zu kommen.

Wie Franzeska sich abgeschimpft hatte, weggehen konnte man mit Recht nicht sagen, so zeichnete

bis zwölfe, und weil sie gezwungen waren behutsam und still zu sein, so schlichen beide in eine dunkle Laube, wo sie aus lieber langer Weile einander herzlich im Arme hatten, sich an einander drükten und zur Erklärung über ihre innern Gefühle gegen einander kamen, die ihnen gefährlicher wurden, als ganze Monate, wo sie bei Tage im Garten umher schwärmten, Kohlbeete zertraten, Blumen pflanzten und begossen.

Indeß Beider Schuzengel machten das Versehen der Eltern so gut wenigstens als es sich thun ließ; Joseph war zu verschämt, das zu fordern, was Eleonora sicher zu verschämt gewesen wäre abzuschlagen. Eleonora lag schweigend in Josephs Armen, und Joseph hielt schweigend sie in seinen Armen; sie drükten sich eins an des andern Brust, sie seufzten; es schlug zwölfe: sie giengen und wenn Eleonora fort war, so hatte Joseph tausend Plane ihr sein Verlangen ohne Namen zu entdeken, von denen er nicht einen mehr zur Hand hatte, wenn er das Mädchen den andern Tag wieder so nah an seine Brust gedrükt hielt.

Indeß würde mit jedem Tage die Gefahr größer; die Liebe führt anfangs langsam, aber sicher, und zulezt mit einem ihrer Riesenschritte ans Ziel; und Beide würden in aller Unschuld sehr bald ans Ziel gekommen sein, wenn nicht Eleonorens Mutter nach einem Quatemberfeste durch eine Kolik, die sie nicht schlafen ließ, und in der Eleonora gerufen und nicht gefunden wurde, die geheimen Ueberschreitungen ihres Gebots erfahren hätte.

Eleonora wurde bei ihrem Zurükschleichen mit dem Pantoffel der kranken, und eben dadurch sehr übelgestimmten Mutter, empfangen, und am andern Morgen machte sich Dame Franzeska auf, dem jungen Herrn den Kopf tüchtig zu waschen, und ihre beiden Gevattern zu ersuchen, über des Burschen Gänge zu wachen; Josephs Mutter fand die Gänge des Söhnleins nicht so straffällig. Das verdroß wie billig Franzeska'n, welcher der Pantoffel unglüklicher Weise einfiel.

Sie war also desto derber, je sanfter Josephs Mutter gewesen war. Der Streitpunkt wurde bald darauf von den beiden Weibern ganz verrükt. Man zankte sich, warf sich die Quatembermahlzeiten vor, man zählte alle Unbesonnenheiten, welche alle Glieder beider Familien seit hundert Jahren begangen und nicht begangen hatten, auf; Josephs Mutter rükte Franziska ihre arme Aussteuer und die Liebeshändel ihrer Jugend vor. Noch gieng alles ganz gut, bis der Sennora Franzeska der unglükliche Ausdruk entfuhr: häßliches altes Weib!

Zwei Kriegesschiffe können in voller Bataille nicht einen solchen Lärm erregen als diese zwei Weiber. Josephs Vater stieg noch eine Treppe höher, als er schon gestiegen war, und schwor wie ein altgläubiger Christ, seiner Ehehälfte den Morgen nicht vor die Augen zu kommen.

Wie Franzeska sich abgeschimpft hatte, weggehen konnte man mit Recht nicht sagen, so zeichnete

Josephs Mutter den armen Burschen auf beide Baken ihre fünf Finger; und schwor dazu, daß er Recht gethan haben würde, wenn er der albernen Leonora noch sonst etwas — Gott vergebe mir die Sünde! — gethan hätte; und damit verbot sie ihm jemals das Mädchen wieder anzusehen.

Und somit war denn der Liebeshandel fürs erste unterbrochen! —

Die beiden alten Herren geriethen durch dieses Denouement des kindischen Liebeshandels eben so gut in die Presse, und durften sich eben so wenig sehen als die jungen Leute; dazu pfiff der Alkalde des Orts, der bei Josephs Vater des alten Beyrana's Stelle ersezen sollte, beim Damenspiel in einem fort, und das konnte der Alte nicht leiden; der alte Beyrana hingegen war auf der Folter, weil er bei seinem neuen Spielgefährten sich sorgsam in Acht nehmen mußte, keines von den Hausſprichwörtern und Wortspielen zu gebrauchen, woran er seit zwanzig Jahren in der Gesellschaft des Ynago gewohnt war.

Eleonore und Joseph hörten zwar nicht ganz auf ihren Liebeshandel fortzuführen; sie wechselten nun Briefe, die sie sich einander sehr geschikt zuzuspielen wußten. Diese Briefe waren freilich keine Muster; Joseph so wenig als Eleonora waren große Helden im Schreiben. Sie nahmen also beide ihre Zuflucht zu einigen Ritterbüchern, die sie vorher zu ihrer größten Pein hatten oft vorlesen hören müssen, und

schrieben Briefe, die eben so unnatürlich waren, als ihre Liebe natürlich war.

Zugleich aber fiengen diese Ritterbücher an, ihnen beiden zu gefallen. Sie waren gezwungen einsam zu leben; sie waren Beide unglüklich, was Wunder, daß diese Liebesgeschichten ihnen Trost und Gesellschaft wurden.

Eleonora wurde nun auch von ihrer Mutter fleissiger zum Gottesdienste angehalten, und von ihr selbst in den Geheimnissen des Christenthums unterrichtet. Man denke, in dem Herzen des Mädchens die heißeste Liebe, und in ihrem Kopfe die abentheuerlichsten Ideen aus den Ritterbüchern und aus dem Glauben ihrer Mutter, und so auch bei Joseph bis auf die Religion! —

Ihre Phantasien bekamen auch dadurch einen so seltsamen Stoß, und ihre Liebe ein so buntes prunkvolles steifes Kleid, daß man Mühe gehabt hätte, in ihnen ein paar Kinder der Natur zu erkennen, welche die Liebe selbst zusammen geführt und die Hand der Natur verbunden hatte.

Sie sprachen sich auch zuweilen ohngeachtet der Vorsicht beider Mütter; allein ihr Ton war verstimmt, sie umarmten, sie küßten sich wie Kinder der Natur, und sprachen wie moderne tragödien Personen. Indeß benahm dieß alles der Stärke ihrer Liebe nichts, vielmehr wurde sie durch den Zwang, durch die Trennung selbst, durch die Ideen der Chevallerie Liebe und den Aberglauben Franzeska's vermehrt. Sie

hatten sich durch die stärksten Eide verbunden, sich treu zu sein, und Schade, daß ihre Treue nicht auf die Feuerprobe gestellt worden ist, es hätte mir zu schönen Romanenkoups Gelegenheit an die Hand geben können.

Doch von alle dem nichts. Die Mutter Josephs kaufte dem Söhnlein eine Fahne unter einem Regimente Kavallerie, damit er doch etwas um die Hand habe; er sollte zum Regimente abgehen. Die Uniform stand ihm sehr reizend. Er mußte jedesmal bei Nacht in voller Uniform zu Eleonoren schleichen, wenn es ein Rendezvous gab, und Eleonora drükte ihn mit wahrem kindischen Entzüken an ihre schlagende Brust.

Der Abschied war schon einstudirt aus den Begebenheiten des d'Aires; ja schon bei den nächtlichen Rendezvous probiert, als auf einmal Josephs Mutter krank wurde.

Der alte Ynago wollte noch auf ihrem Todbette eine Versöhnung seiner Frau mit der Dame Franzeska anstellen; allein seine Frau antwortete: Ich habe es ihr vergeben, aber sehen mag ich sie nicht.

Nach ihrem Tode sprachen sich die beiden alten Herren erst heimlich, denn bat Ynago förmlich ab, was seine Frau verbrochen hatte, und der Friede war wieder hergestellt.

Ynago brauchte nicht mehr das Pfeiffen des Alkalde anzuhören, und ihre alten Kunstwörter beim Spiel kamen wieder in Gang zu großer Freude der beiden Alten, die den ersten Abend ihrer Zusammen-

kunft als ein Fest betrachteten, und den beiden jungen Leuten mit Kopf, Hand und Stimme zuwinkten, nicht zu öffentlich ihren Handel zu treiben, damit nicht aufs neue Dame Franzeska's Eltern erwachen möchte.

Sie winkten sich müde und es half nichts. Die beiden jungen Leute überschritten die Bedingung bei weitem, unter der Franzeska es dem Joseph erlaubt hatte, mit seinem Vater zum Besuch zu kommen.

Zum Glük für die Alten und für das verliebte Paar hatte Franzeska in ihrer Jugend einen sehr süßen Liebeshandel mit einem Kavallerie-Offizier gehabt. Joseph in seiner Uniform erinnerte die Alte so lebhaft an jene Zeiten, daß sie wenig auf die jungen Leute merkte, und so guter Laune war, als es alle dabei interessirte Personen nur wünschen konnten. Die beiden Alten wollten doch ihre Zufriedenheit nicht so unbedachtsam wieder aufs Spiel sezen. Sie nahmen die jungen Leute vor, die freilich alle Besserung in diesem Stüke angelobten, aber doch den nächsten Abend wieder so unvorsichtig waren, daß Franzeska schon anfieng, troz der Uniform, die Stirne zu runzeln.

Die beiden Alten überlegten, und sahen wohl, daß nichts zu thun sei, als das Betragen der jungen Leute zu legitimiren. Ynago warb also für seinen Joseph um die reizende Eleonora, und erhielt sie von der Alten, und die Sache war in Ordnung. Die Alten spielten, Franzeska erzählte dem Brautpaare, und das Brautpaar schien zu horchen, und hörte und sah nichts als sich selbst.

Joseph, wurde beschlossen, sollte erst einige Jahre dienen; dann sollte er seinen Abschied nehmen und Eleonoren heirathen. Nachdem diese Artikel festgestellt waren, bei denen die Alten jeden Punkt, den Dame Franzeska vorschlug, treuherzig benikten, und bei denen die jungen Leute wahrhaftig keine sehr vergnügte Gesichter machten; so packte man Josephs Sachen in zwei Mantelsäke, ihn selbst auf ein Pferd, einen Bedienten auf einen Esel, und so sandte man die ganze Ladung, nach einem sehr zärtlichen Abschiede des Brautpaares, in welchem sie die Schwüre wiederholten, die sie sich ehedem gethan hatten, sich treu zu bleiben, nach Madrid ab.

Eine neue Welt in Madrid für Joseph. Unbekannt mit den Sitten der feinen Welt, und darum von ihr gescheut floh er sie, neigte sich nun desto mehr zu seinen alten Gesellschaftern, den Ritterbüchern, und gewann sie endlich von Herzen lieb. In seinem Kopfe gewannen also die romantischen Ideen von unerschütterlicher Treue, von der allesbesiegenden Liebe immer mehr Raum. Tagelang saß er den Kopf in die Hand gesenkt, träumte von Eleonoren, ärgerte sich, daß sie ihm in den wenigen Briefen, welche der für die Ehre ihrer Tochter so zärtlich besorgten Mutter entgiengen, eben so wenig von Versuchungen ihrer Treue, von Entführungen und dergleichen zu berichten hatte, als er in den seinigen. Dabei verrichtete er seinen Dienst, aus Gewohnheit zu gehorchen, so genau, so pünktlich, daß ihn Graf Lerma, sein Cheff, auszeichne-

te. Das Gefühl, sich als Mann von einem Grande geehrt zu sehen, das er überall noch nicht gehabt hatte; denn er war bis zu seiner Abreise nach Madrid als Knabe behandelt worden; und der Zusammenhang des Soldatenstandes mit der Chevallerie machten ihm den Dienst interessant.

Sein Diensteifer, seine stille Bescheidenheit, seine Liebe gegen Lerma gewannen ihm das Herz dieses Grafen. Lerma fieng an, den jungen Mann, in welchem er einen andern Don Garcia de Paredes ahnete, sogar in seine Gesellschaften zu ziehen.

Er war nicht mehr lächerlich, so sehr ungewöhnlich sein Ton und seine Betragen auch waren; er war der Liebling Lerma's. Sein Pathos in Sprache und Stellung gefiel sogar einigen jungen Madriterinnen. Der Ton war seltsam aber neu, der junge Mensch ein wenig hölzern, aber doch ganz hübsch, stark und gesund.

Zulezt fanden sie denn freilich, daß nichts aus ihm zu bilden sei, und Joseph warf sich am Abend nach einem solchen Tage, an dem eine Dame ihn mit dem Ausdruk des hölzernen Ynago's entlassen hatte, stolz in seinen Armstuhl, und rief im Triumphe: o Leonora, die Opfer bringe ich dir! — und Lerma hielt seine Vorhersagung schon eingetroffen, denn das, meinte er, hätte Garcia kaum gekonnt.

Indeß wünschte doch Joseph, daß die Zeit erst vorüber sein möchte, die er um seine schöne Eleonora dienen sollte, und ob er in dieser Zeit noch eine Kapitainsstelle oder ein Sankt Jagd Kreuz bekommen

könnte oder nicht, war ihm sehr gleichgültig; ein neuer Zug, aus dem Lerma die Aehnlichkeit Josephs mit dem unehrsüchtigen Garcia schloß.

Und so gieng denn ein Monat nach dem andern hin, getheilt unter Dienst und Lektüre der Ritterbücher. Der Schwung, den sein Kopf durch diese romantischen Abentheuer erhielt, war ungeheuer. Seine Forderungen an Eleonorens Liebe wurden riesenhaft, und nur der Gedanke, daß sie ihm irgend etwas in der Welt vorziehen könnte, sezte ihn in eine fieberhafte Wuth.

Das arme Mädchen war ihm treu, und eben so standhaft als er. Sie schlug großmüthig die Hand des neuen Corregidors aus, den Pontosa und die Provinz erhalten hatte. Er war ein junger, hübscher, reicher Mann; Leonorens Mutter beredete, drohte, lärmte, und schimpfte, und die beiden alten Herren hatten eben auch längst aus Liebe zum Frieden ihre Einwilligung dazu gegeben, und doch blieb Leonora standhaft.

Sie liebte zwar ihren Joseph von ganzem Herzen; indeß würde denn doch wohl ihre Liebe nicht gegen das Unwetter, das ihrer Mutter Zunge von Morgen bis an den Abend dagegen erregte, ausgehalten haben, wenn nicht der Aberglaube, welcher der Liebe so oft einen Possen spielt, dieselben zu Hülfe gekommen wäre.

Religionsbeschäftigungen waren Leonorens Zeitvertreib in der ganzen Zeit gewesen, da Joseph abwesend war. Die Begriffe von Gott und Kirche, die

in dem Kopfe und Herzen der Mutter empfangen waren, und also ein Bild ihrer Seele wurden, hatten das Mädchen mit der kindischten Furcht gegen die Religion erfüllt. Sie hätte für Joseph keine Messe versäumt, und der kleinste Zweifel an den Lehren der H. Mutterkirche, der ihrer schönen Seele doch manchmal entschlüpfen mußte, quälte sie ganze Monden mit Gewissensbissen. Sie zitterte eben so sehr für Josephs Glauben, als er für ihre Treue. Und eben darum hielt ihre Liebe alle Bedrükungen ihrer Mutter standhaft aus. Sie war mit Joseph verlobt, der Gedanke nur, das Sakrament der Ehe aufzulösen, erfüllte Sie mit Abscheu.

Jezt zur Katastrophe!

Graf Lerma war in Ungnade gefallen, und um ihn mit Ehren aus Madrid loszuwerden, bekam sein Regiment eine andere Garnison. Auf dem Marsche dahin, ließ man Pontosa, den Geburtsort Josephs zwölf Stunden zur Seite liegen.

Je näher Joseph dem geliebten Mädchen kam, desto unruhiger und stiller wurde er. Es war nicht mehr auszuhalten. Er gieng zu Lerma und bat um Urlaub.

Wozu? Ich kann Sie nicht entbehren.

Mein Vater, Ihre Excellenz. —

Und Ihre Geliebte? nicht wahr, Lieutenant?

Gut! Ihre Excellenz, meine Geliebte! nur eine Stunde möchte ich sie sprechen.

Zugestanden. Es ist zwölf Stunden von hier,

sagen Sie zwölf Stunden hin, zwölf Stunden her, machen gerade vier und zwanzig Stunden. Die Stunde Gespräch müssen Sie einzureiten suchen. Wann gehen Sie ab?

Mittag um zwölf!

Also Morgen Mittag essen Sie bei mir, punkt zwölf. Viel Vergnügen, Lieutenant!

Joseph sandte sogleich Pferde voraus auf die Straße nach Pontosa. Nach zwölfe saß er auf und flog dahin, als ob ein Sturmwind hinter ihm wäre. Ein halb Stündchen Abends zu essen, oder ein halb Stündchen Ruhe war alles, was er von Zeit aufwandte.

Um neun Uhr Abends sprengte er durch Pontosa, flog seinem Vater in die Arme, ließ seinem Pferde Futter vorwerfen, und flog durch den Garten in Eleonorens Zimmer.

Er fand niemanden. Eine Magd kam. Wo ist Eleonora?

J du mein Gott! hub die Magd an: sind Sie doch das? Gott sei gelobt! und würde so fortgefahren sein, wenn nicht Joseph ihr den Mund verschlossen hätte.

Endlich erfuhr er, daß Eleonora in der Christmesse sei: Es war der Abend vor Weihnachten.

Wo?

Bei den Urselinerinnen.

Er faßte die Magd gar höflich bei der Hand, und sie befand sich auf der Gasse mit ihm, ehe sie wußte wie? Er zog sie den Weg zu dem Kloster,

ohnerachtet des Bittens der Magd, ihr doch erst zu erlauben sich ein ganz klein wenig anzukleiden. Sie bat ihn noch in der Vorhalle des Klosters darum.

Hier bleibe ich, sprach Joseph, und Sie geht in die Kirche und sagt Eleonoren, daß Jemand hier in der Halle auf sie warte.

Die Magd gieng, kam zurük und berichtete: Eleonora habe gesagt, der Fremde möchte warten, bis nach Endigung der Messe.

Geh noch einmal Antonie, und sag ihr daß ich hier bin.

Die Magd gieng und kam allein zurük.

Nun? fragte er ungeduldig: kommt sie?

Die Magd berichtete weitläuftig, wie erschroken ihre gute Sennora sei; die Freude habe ihr aus den Augen geleuchtet, sie sei beinah auf die Betbank niedergesunken. Sie lasse ihn bitten, doch ja in der Halle auf sie zu warten, bis die Messe geendigt sei.

Und sie will nicht kommen? fragte er mit einer heimlichen Wuth.

Ohne die Messe zu endigen? Mein Gott, Herr Joseph Ynago, wohin denken Sie. Meine gute Sennora ist eine sehr gute Christin.

Sie will nicht kommen? rief er noch einmal und schlug die Fäuste zusammen. Geh, sag ihr, daß ich schlechterdings nur noch fünf Minuten Zeit hätte, sie zu sehen; in fünf Minuten säß ich schon wieder zu Pferde.

Die Magd gieng und kam allein zurük: O mein Gott, was haben Sie meiner guten Sennora mit Ihren fünf Minuten für einen Schrek gemacht! — Fünf Minuten, sagte sie, und würde so bleich wie ein Kirchpfeiler, fünf Minuten! Sie läßt sie höchlich bitten, ja nicht wegzureiten ohne auf sie zu warten. Mit dem Amen will sie hier sein. Sollte es aber unmöglich sein, länger zu verziehen, so läßt sie Ihnen die glüklichste Reise wünschen.

Was? Was? sie will nicht kommen. Hast Du ihr gesagt, daß ich jezt fort muß?

Die Magd wiederholte.

Und sie will nicht?

Bedenken Sie, aus der Messe! —

Joseph legte die Hand an die Stirn, und stand so wie eine Statüe der Verzweiflung. Sie will nicht? wiederholte er zweimal mit Bitterkeit. Sie will nicht, sezte er noch einmal still hinzu. Sie soll! rief er laut und zähneknirschend, und so sprang er in die Thüre, flog an das Gitter wo sie saß.

Ohne Umstände, Sennora, Ihre Hand! Sie sollen, Sie müssen — oder ich trage Sie öffentlich hinaus.

Eleonorens zärtlich freundlicher Blik verwandelte sich in Erstarren, als sie seine Miene sah, mit der er ihr die Hand reichte, und als sie die Worte hörte, die er ihr sagte.

Sie folgte, ohne zu wissen was sie that ihm in die Halle.

Sennora, fieng er bitter an: ich bin Ihrentwillen

zwölf Stunden wie ein unsinniger Mensch geritten. Ich habe mir den Schlaf, der mir so nöthig ist, abgebrochen, um Sie zu sehen. Ich bin über Graben durch Flüsse bin ich gesezt mit Gefahr mein Leben zu verlieren, und alles um Sie zu sehen, um Sie eine Stunde zu sehen! Sie! — und Sie ziehen mir die Messe vor, die Sie alle Tage haben können.

Nicht die Messe, lieber Joseph, sondern Gott! O Joseph, laß das Gesicht weg.

Gott? Sennora! Gott! Ha! ha! ha! Nun denn, so hören Sie, Sennora! Ich reite diesen Augenblik zurük, alle unsre Bande sind zerrissen, das schwöre ich bei dem allmächtigen Richter, den sie mehr lieben als mich! Gott soll von mir in Ewigkeit nichts wissen, soll mich ewig verdammen, wenn ich je wieder mit Ihnen ein Wort der Liebe wechsele, bis — bis — ja bis Sie den Gott abschwören, den Sie mir vorgezogen haben! und dann schleuderte er ihre Hand, die er bis dahin gehalten hatte, mit aller Gewalt von sich, so daß das arme Mädchen taumelte. Er lachte noch einmal und gieng wüthend zur Thüre hinaus.

Das arme Mädchen begriff nichts, als daß Joseph böse sei, stand da, so lange er redete, wie eine Verbrecherin, und blieb, da er hinaus war, wie eine Bildsäule stehen; und die Magd, die sie endlich nach Hause zog, suchte ihr unterweges begreiflich zu machen, daß Joseph entweden unsinnig oder ein Kezer geworden sei, indem er verlangt habe, sie sollte Gott abschwören. Eleonora, wie sie sich endlich auf den Vorgang be-

sann, hielt es für eine fliegende Hize, die bald verrauchen würde, und legte sich, nachdem sie sich und den geliebten Ritter der heil. Jungfrau empfohlen hatte, ganz zufrieden ins Bett.

Joseph lief eilig nach Hause, ließ satteln, bestellte noch einen Gruß an seinen alten Vater, der schon in den Federn lag, schwang sich auf und gallopirte zum Erstaunen aller Nachbaren, die nicht begreifen konnten, wie ein Stadtkind aus Pontoso so gewaltig reiten könnte, zum Thore hinaus.

Zwei Stunden Schlaf, in denen er kein Auge zuthat, glaubte er, würden ihn erquiken. Er kam endlich um zwölf Uhr richtig im Standquartiere des Regiments an; bitter, wüthend, äusserlich kalt, und innerlich glühend, und gieng zum Graf Lerma, wo er eine große Gesellschaft Offizire und Herren und Damen aus der Stadt antraf.

Willkommen Lieutenant Ynago! wieder da?

Ja, Ihre Excellenz!

Wirklich in Pontosa gewesen?

Ja!

Ihre Geliebte gesprochen?

Ja!

Und vergnügt gewesen?

Nein, Ihre Excellenz.

Diese kurze bittere Antworten zeigten dem Graken Lerma den Gemüthszustand seines Lieutenants. Nach Tische nahm er ihn mit sich ins Kabinet.

Sie haben Verdruß gehabt, Ynago? Joseph

zukte die Achseln. Nicht wahr? Sie kamen unvermuthet an, und fanden Ihre Geliebte — nicht wahr? in den Armen eines Nebenbuhlers? —

Auf den Knieen vor dem, den sie mehr liebt als mich! antwortete Ynago sehr kalt.

Freilich, antwortete Lerma lächelnd: eine solche Ueberraschung hätte selbst den Garcia aus dem Gleichgewichte bringen können; und nun meinen guten excentrischen Joseph! Sie müssen Zerstreuung haben, Ynago. Schlafen Sie aus, Sie sind der Erste nicht, dem's so geht, und werden ohne Zweifel nicht der Lezte sein. Sie sollen uns Quartiere machen, da haben Sie mit den Alkalden zu zanken, mit den Weibern zu pelfern; das giebt Zerstreuung.

Joseph machte Quartiere, zankte mit Alkalden, pelferte mit Weibern, und sein Gram zerstreute sich nicht. In manchen guten Stunden fühlte er wohl daß er zu rasch gewesen sei. Allein der Schwur lag zentnerschwer auf seiner Seele; er war ein sehr katholischer Christ, und Eleonorens Kälte, ihr: sie liesse ihm die glüklichste Reise wünschen! sezte ihn allemal in eine tobende Wuth, wenn er dran gedachte.

Nein! rief er oft: es ist nichts! es kann nichts werden! Es ist vorbei! dabei wurde er händelsüchtig, ein kleiner Scherz konnte ihn empfindlich beleidigen. Er raufte sich wie ein Bravo; sogar fieng er nach und nach an den Dienst zu versäumen. Er schlich umher wie ein Schatten, nahm an wenig oder nichts Theil. Alle Dinge fiengen an ihm selbst gleichgültig zu wer-

den. Das nahm nach und nach so arg zu, daß Lerma, der ihn in der That liebte, ihm selbst rieth, seinen Abschied zu nehmen, damit er nicht nöthig haben möchte, ihm denselben zu geben.

Joseph nahm den Abschied, und war in wenig Tagen in Pontosa, in den Armen seines Vaters, sechs Schritte von Eleonoren entfernt.

Eleonora, die in dem ganzen Jahre nicht eine Zeile von ihm erhalten hatte, freute sich herzlich, daß sie ihm nun wieder so nahe war, und hoffte mit jeder Minute auf seinen Besuch; sie machte große Augen, da er so wenig als sonst eine Nachricht von ihm kam, und noch größere Augen und sehr bittre Anmerkungen machte Dame Franzeska bei seinem Aussenbleiben.

Mit einer bewundernswürdigen Geduld ertrug es die alte hizige Dame drei Tage; dann aber gieng sie hinten durch den Garten hinüber, und holte sich von dem Joseph einen tüchtigen Aerger; denn Joseph antwortete Anfangs auf alle ihre Ausbrüche des Zorns nicht eine Sylbe, und endlich ließ er die Dame gar da stehen, um, wenn sie wollte, mit den Wänden zu keifen.

Dies hatte die alte Dame so verdrossen, daß die alten Herren auf's neue in Gefahr kamen ein großes Interregnum in ihrem abendlichen Spiel zu erleben; indeß der alte Ynago war so gescheid, selbst Parthei gegen seinen eigenen Sohn zu nehmen, so daß dieser in dem Hause der Beyrana's keine andere Stüze mehr hatte, als Eleonoren, die ihn laut und die beiden Alten die ihn heimlich vertheidigten.

Eleonora wurde endlich die Zeit zu lang, auf die Wiederkehr des beleidigten Geliebten zu harren. Eines Tages, da ihre Mutter in Gesellschaft war schlich sie sich heimlich zum Hinterpförtchen hinaus in Ynago's Haus, und stand auf einmal auf dem Zimmer Josephs, der den Kopf in die Hand gestüzt träumend an einem Tische saß, und in einen Winkel starrte.

Mein lieber Joseph — redete ihn Eleonora mit einer sanften verzeihenden Stimme an.

Joseph fuhr bei diesem Tone zusammen, sah auf, erblikte Eleonoren, stand auf, und gieng mit einem schallenden Gelächter in ein Nebenzimmer und riegelte hinter sich ab.

Eleonora stand da wie eingewurzelt, und glühte vor Scham und Aerger. Sie schlich noch leiser zurük, als sie gekommen war, und schwor ihn nie wieder zu sehen, und von diesem Tage an, hörte sie die Zuredung ihrer Mutter, den jungen Corregidor, der sich noch immer um Eleonorens Hand bewarb, zu heirathen, wenigstens nicht mehr mit so vielem Widerwillen als vorher.

Die Mutter glaubte triumphirt zu haben, da sie sah, daß Eleonora sich mit einem Lächeln entschloß, einen Tag mit dem jungen Corregidor einen Spaziergang unter den Weiden zu machen, und stand noch lange, die Arme übereinander gekreuzt, mit einem fröhlichen Gesichte in der Hausthür und sah dem Paare nach, und gieng mit einem beifälligen Lächeln endlich wieder hinein. Der Corregidor wußte vor Freude sich

nicht zu lassen, da Eleonora mit jedem Schritte, den sie den Weiden näher kamen, sich traulicher an seinen Arm hieng, ihm zulächelte und ihm ins Ohr flüsterte; und Eleonora, die wußte des Josephs Spaziergang die Weiden waren, und die ihn hatte ausgehn sehen, war ebenfalls voll Freude, sich an Ynago durch diese verstellte Freundlichkeit mit dem Corregidor rächen zu können. Joseph kam glüklich den Weg herab, den Beiden entgegen: Eleonora legte die Hand im Gespräche auf des Corregidors Hand, der Corregidor triumphirte, und desto lauter, weil Joseph der Zeuge seines Triumphs war. Aber du wandelbares Schiksal!

Joseph schlug die Augen auf, erblikte das Paar in bezeichneter Stellung, wurde bleich, sah Eleonoren mit einem wahrlich Mitleid erregenden Blike ins Auge, schwankte, und lehnte sich an eine Weide.

Eleonora riß sich los vom Arme des Corregidors, sprang auf Joseph zu, und rief, und ergriff dabei seine Hand: Joseph, mein Joseph, was ist dir? —

Der Corregidor wurde roth und blaß, und stand da wie einer, der auf einmal merkt, daß man ihn zum Narren hat. Joseph sagte mit bebender Stimme: Eleonora! und sezte dann nach einer Pause rasch hinzu: gehen Sie, Sennora! Ihr Begleiter wartet auf Sie. Er nahm seinen Hut ab, grüßte und gieng schnell nach Hause.

Eleonora stand da mit dem verlegensten Gesichte von der Welt. Es war das zweitemal, daß Joseph sie beschimpfte, und jedesmal da sie voll Liebe ihm entgegen flog. Der Corregidor stand eben so verlegen da. Eleonora faßte ihn wieder an, und sie thaten beide, so gut es sich thun ließ, als ob nichts vorgefallen wäre, und giengen nach einigen gleichgültigen, gezwungenen Gesprächen heim.

Der Zwang, den sich Joseph anthat, die Eifersucht, die ihn dennoch bei allen Aeusserungen der Liebe Eleonorens quälte, die Einsamkeit in der er lebte,

die Kälte, die nach diesen beiden Begebenheiten Eleonora annahm, und der heftige Verdruß, den er beim Anfange der Katastrophe gehabt hatte, stürzten ihn in eine Krankheit.

Der Arzt Ynago's war auch der Arzt der Beyrana's, also erfuhr Eleonora jede Nachricht von Josephs Krankheit so ziemlich richtig. Der Arzt klagte über den Eigensinn des Kranken keine Medizin nehmen zu wollen; endlich machte er seinen Zustand so bedenklich, die Hoffnung seiner Rettung so klein, daß Eleonorens ganze Liebe mit stürmender Gewalt erwachte. Sie wurde bleich, sie schrie auf, sie riß die Thüre auf, flog hinaus, durch den Garten, stürzte so bleich, im leichtesten Morgenanzuge in das Krankenzimmer, und mit dem Geschrei: o Joseph! o mein geliebter Joseph! über das Bett des Kranken hin.

In Josephs leblose Wange stieg eine dunkele Röthe, und in das stille leblose Auge ein leuchtender Bliz, wie das schöne Mädchen seine blasse Hand ergriff, sie mit Thränen benezte, sie gegen den offenen Busen drükte und einmal über das andere: o mein Joseph! mein Joseph! rief.

Dann sezte sie sich ungebeten ans Bett, als ob sie dahin gehörte, gab ihm Arzenei, legte ihm die Küssen zurecht, wehrte ihm die Fliegen ab, weinte und fragte bei der geringsten Bewegung des Kranken: Ob er dieses, oder jenes wolle, war so treuherzig geschäftig, daß es Josephen im Innersten wohl that.

Da der Arzt kam, flog sie ihm entgegen umarmte ihn, führte ihn zum Bette, und sah mit einer unbeschreiblichen Angst auf sein Gesicht, wie er den Puls befühlte.

Der Arzt sagte lächelnd: Sennora, Sie sind ein größerer Arzt als ich. Die Krankheit hat sich gebrochen, das Fieber hat nachgelassen. Ich dächte, Kinderchen, sezte er lachend hinzu: (er wußte ihre ehemalige Liebe) Ihr ließet Euch trauen. Was sol-

len die Poſſen, womit Ihr Euch quält? Ihr liebt Euch, laßt Euch trauen, und in dreien Tagen iſt Yuago geſund wie ein Fiſch.

Joſeph erröthete, Eleonora erröthete und Beide ſchwiegen. Wie? wollt Ihr? Lieben Sie den Trotzkopf, Sennora? fragte der Arzt; ob ich ihn liebe: antwortete Eleonora ſeufzend.

Und Sie, Yuago? lieben Sie Ihre Krankenwärterin? Ob ich ſie liebe? antwortete er und ſchlug ſeine naſſen Augen zur Deke.

Nun, Kinderchen, das beantwortet euch. Morgen will ich wieder vorfragen, ob Ihr Euch liebt, und da gieng der alte gutherzige Mann und ließ ſie beide allein.

Eleonora! ſeufzte Joſeph.

Joſeph! ſeufzte Eleonora und ihre Hände ſanken in einander.

Liebſt Du mich, Eleonora?

Und Du kannſt fragen?

Mehr wie Gott?

Mehr wie — Ach Joſeph, ich bitte Dich, ſei nicht grauſam.

Eleonora, ich habe geſchworen, ich darf meinen Schwur nicht brechen.

Was haſt Du geſchworen, mein Joſeph?

Dich nicht zu lieben, bis Du — Gott — abſchwöreſt.

Eleonora zitterte. Es iſt nichts! ſagte er ſeufzend und drehte ſich an die Wand.

Es iſt nichts! wiederholte Eleonora und verdekte ihre Augen mit einem Schnupftuche.

Eleonora gieng am Abend, und war wieder früh Morgens am Bette. Joſephs Fieber hatte ſich wieder eingefunden. Er ſchwieg hartnäkkig. Der Arzt kam, und ſchüttelte den Kopf, und fragte: was iſt hier vorgefallen? Der Kranke iſt ſchlimmer, viel ſchlimmer als geſtern.

Werde ich sterben, lieber Doktor? fragte Joseph.

Wenn sich's nicht ändert, so kanns nicht lange mehr dauren.

Eleonora konnte die Lippen nicht öffnen, sie saß da mit starren Augen und zitternden Knien, und hob nur schwach die Hände gegen den Arzt auf.

Es ist ein Mittel da mich zu retten! sagte Ynago mit bebenden Lippen und sein Blik fiel wehmüthig auf Eleonoren.

Eleonora sank vom Stuhle vor das Bette auf die Knie, und sagte mit wilden Bliken: ich will Dich retten! Ja, Joseph, ich schwöre ihn ab. Sie hob beide Finger auf, und dann sank sie matt und kraftlos auf das Bette.

In Josephs Augen kehrte Leben zurük, er rief mit heller Stimme; nun! nun meine Eleonora! Sie liebt mich — mich, mehr wie Gott, und sank mit seinen Lippen auf ihren blassen Mund.

Der Arzt stand und begriff von der Zeremonie nichts.

Indeß so viel begriff er, daß Eleonorens Schwur, und ihre beiden aufgehobenen Finger ein Wunder gethan hatten: denn Joseph war in acht Tagen außer Bett, in einem Monate gesund, in einem Vierteljahre Eleonorens Mann, und in einem Jahre Vater von einem liebenswürdigen kleinen Mädchen.

Joseph und Eleonora waren unsäglich glüklich. Kleine Hausstreitigkeiten dienten nur dazu, ihnen ihr Glük noch schmakhafter zu machen. Eleonorens Gewissenskrupel, der sie im Anfange wohl manchmal peinigte, war längst durch die Liebe beruhigt. Joseph belohnte Eleonoren für diesen Beweis ihrer unendlichen Liebe durch Treue, Freundschaft, und eine Ergebenheit, die allein hinreichend gewesen sein würde, Eleonoren glüklich zu machen, und Eleonora gab durch die Innigkeit, mit der sie an ihrem Manne

hieng, den auffallendsten Beweis, daß der Schwur ihr Ernst gewesen war.

So hatten sie zwei Jahre gelebt, beneidet und geliebt von allen guten Menschen in Pontosa. In einer Nacht, da eben Joseph sich zu seiner Gattin niederlegen wollte, die ihm die Arme lächelnd entgegen streckte, pochte man an die Thüre.

Joseph gieng hinab an die Thüre, öffnete sie, und der Ausruf: im Namen der heiligen Inquisition! machte ihn starr vor Schreken. Einige Alguazils bewachten ihn, bis er sich angezogen hatte, und wie er zitternd in die Portechaise stieg, so hörte er noch das Geschrei seiner Gattin, welche eben die Treppe herabgebracht wurde, um in einer zweiten Portechaise fortgeschleppt zu werden.

Sie wurden in ein Dominikanerkloster gebracht, und harrten, getrennt von einander, voll entsezlicher Angst ihrem Prozesse entgegen.

Die Ursache ihres Unglüks war jener Schwur der Eleonora am Krankenbette ihres Geliebten. Man hatte damals viel von dieser sonderbaren Gegebenheit in der Stadt geträtscht. Eigentlich wußte zwar niemand, was dran war. Die Anekdote wurde so verschieden erzählt, daß die Vernünftigen im Orte gar nichts davon glaubten, und Joseph und seine Frau hüteten sich wohl, vorlaut mit diesem Beweise ihrer Liebe zu werden.

In einer Gesellschaft, wo sich unglüklicher Weise ein grober Dominikaner befand, war auch Joseph mit seiner Frau. Der Pater der den Wein sehr liebte, trank den Abend sehr stark und machte nun Eleonoren zum Gegenstande einiger mönchischen Schmeicheleien, die denn arg genug waren. Joseph bedeutete den Mann ein wenig ernsthaft. Der tükische Mönch wurde böse, und da eben diesen Abend einige Anspielungen auf Eleonorens Schwur vorkamen, der Pater von einem Gliede der Gesell-

schaft mehr Licht darüber bekam, so beschloß er das zum Mittel seiner Rache zu machen. Er forschte nach mehreren Umständen ziemlich listig für den plumpen Mönch, erfuhr von der Magd, die mit in der Kirche gewesen war, erfuhr von dem Arzte, was beide wußten, und machte die Sache beim heiligen Officium anhängig, das denn auf oben beschriebene Weise gegen die beiden Unglüklichen verfuhr.

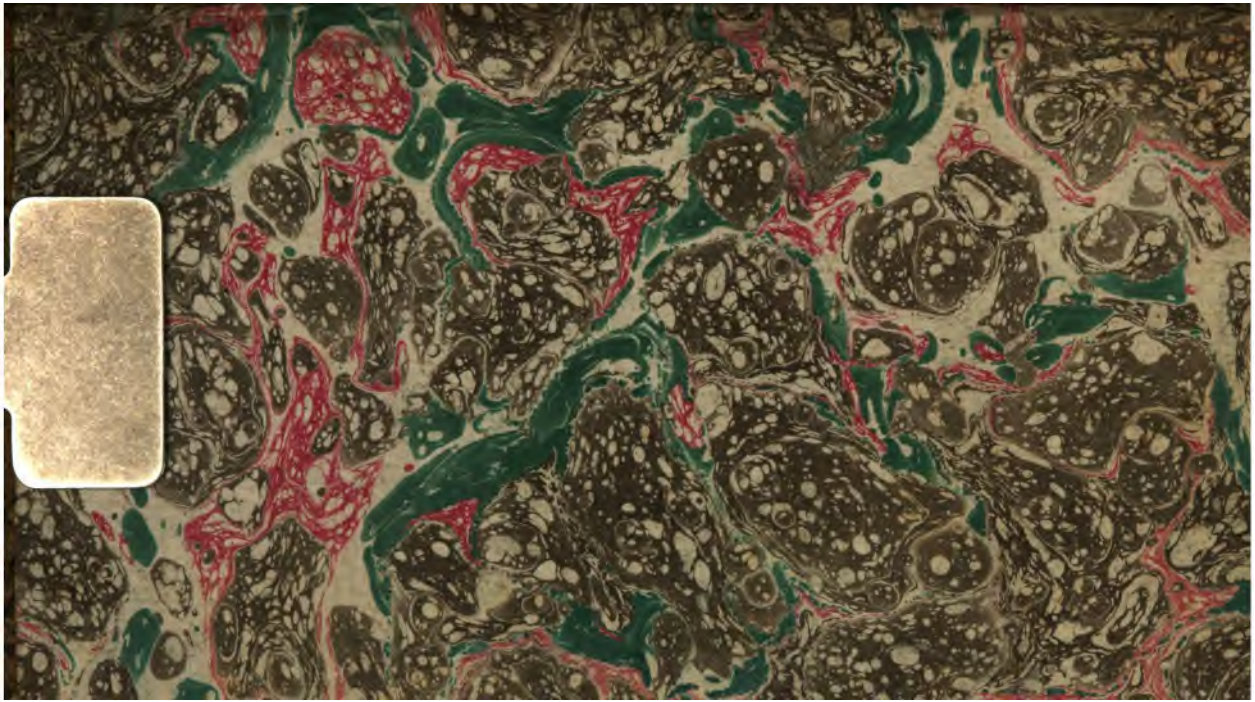
Ein Vierteljahr hatten beide schon im Kerker der heiligen Inquisition gesessen, und alles Leiden bis auf die Hefen geleert, als Graf Lerma durch Pontosa nach Madrid gieng, um aufs neue der Liebling des Monarchen zu sein, der ihn gesprochen und ihn wieder nach Madrid gerufen hatte.

In Pontosa war sein Wagen zerbrochen: der Graf saß in dem besten Wirthshause des Städtchens, bis sein Wagen wieder kurirt sein würde, und hatte herzlich Langeweile, und so erinnerte er sich seines alten Freundes Joseph Ynago's.

Er erkundigte sich bei seinem Wirthe nach ihm, und erfuhr sein trauriges Schiksal. Lerma ließ sich, weil er noch eine Stunde Zeit hatte, bei der Deputation des heiligen Officiums melden, und bat um schleunige Entscheidung des Prozesses der Unglüklichen. Pater Xaver, der Präses, nahm die Vorbitte übel auf und behandelte den Grafen wie einen Dominikaner.

Lerma eröffnete dem Pater, wen er eigentlich vor sich sähe, und rieth ihm, die Gefangenen gut zu behandeln. Für ihre Freiheit würde er von Madrid aus schon sorgen; und er hielt Wort.

In Madrid verlangte die Inquisition die Akten der beiden Gefangenen. Man sandte sie dahin ab, die Sentenz wurde gefällt und Joseph wurde mit seiner Gattin nach einer leidlichen Geldstrafe wieder auf freien Fuß gestellt.

Indeß das Leben in Pontosa und ganz Spanien war ihnen verbittert. Sie konnten nie ohne Zittern den Habit eines Dominikaners sehen, und immer, so lange sie noch in einem Lande lebten, wo die fürchterliche Inquisition wacht, legten sie sich mit der Furcht nieder, durch den Ausruf: im Namen der heiligen Inquisition! aus dem Schlafe gestört zu werden. Sie verkauften was sie hatten, und zogen nach Wien, wo sie nach und nach ihr Elend vergaßen, glüklich wurden, und endlich dahin kamen, daß Joseph ohne Eifersucht sehen konnte, daß Eleonora mehr vor Gott auf den Knien lag, als vor ihm, und daß Eleonora oft gestand; wenn man mir es jezt versicherte, daß man einen Menschen so lieb haben könnte, für ihn Gott zu verleugnen, ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte.

550025